



WESTFALEN IN DER BRONZEZEIT

HERAUSGEGEBEN VON DANIEL BÉRENGER UND CHRISTOPH GRÜNEWALD

LWL

Für die Menschen.
Für Westfalen-Lippe.

IMPRESSUM

WESTFALEN IN DER BRONZEZEIT

Eine Gemeinschaftspublikation der LWL-Archäologie für Westfalen und der Altertumskommission für Westfalen

Ausstattung: 180 Seiten mit 225 Abbildungen

Konzeption und Redaktion: Daniel Bérenger und Christoph Grünewald

Layout und Satz: Petra Altevers

Umschlaggestaltung: Petra Altevers

Druck und Bindung: DruckVerlag Kettler GmbH

Schriftentausch:

LWL-Archäologie für Westfalen

Zentrale Dienste/Bibliothek

An den Speichern 7

48157 Münster

lwl-archaeologie-bibliothek@lwl.org

www.lwl-archaeologie.de

Dieses Werk wurde mit Mitteln des Ministeriums für Bauen und Verkehr des Landes Nordrhein-Westfalen realisiert.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Für die Menschen.
Für Westfalen-Lippe.

© 2008 Landschaftsverband Westfalen-Lippe, Münster

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdrucks, der Entnahme von Abbildungen, der Funksendung, der Wiedergabe auf fotomechanischem oder ähnlichem Wege und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Die Vergütungsansprüche des § 54, Abs. 2, UrhG werden durch die Verwertungsgesellschaft Wort wahrgenommen.

Gesetzt aus: ITC Conduit

ISBN: 978-3-8053-3932-2

WESTFALEN IN DER BRONZEZEIT

HERAUSGEGEBEN VON DANIEL BÉRENGER UND CHRISTOPH GRÜNEWALD



INHALT

VORWORTE

Vorwort – *Dr. Wolfgang Kirsch / Dr. Barbara Rüschoff-Thale*

6

Zum Geleit – *Dr. Gabriele Isenberg / Prof. Dr. Torsten Capelle*

7



KULTURELLE EINORDNUNG

Einführung in die Bronzezeit – *Stephan Deiters*

8

Was gibt man dem verstorbenen Mann zu Beginn der Mittelbronzezeit ins Grab? – *Daniel Bérenger*

16

Bronzebecken: Trachtbestandteile oder Zeremonialgegenstände? – *Daniel Bérenger*

17

Unikatschmuck? Jungbronzezeitliche Fibeln in Nordrhein-Westfalen! – *Dorothee Ackermann-Grünwald*

18

Nicht nur zum Schneiden da: Doppel-T-Griffmesser – *Martin Hohlbein*

19



FORSCHUNGSGESCHICHTE

Forschungsgeschichte – *Stephan Deiters*

20

Zu früh gegraben: Grabhügel bei Herstelle – *Daniel Bérenger*

22

Ein Meilenstein der Forschungsgeschichte: Das Gräberfeld auf dem Radberg – *Stephan Deiters*

23

Der Friedhof von Wulfen-Sölten: Frühe Beobachtungen zur „Grabritualistik“ – *Birgit Mecke*

24

„Altdeutsche Totenurnen“, gut geschützt: Das Hügelgräberfeld am Haddorfer See – *Christoph Grünwald*

26

Plaggenwall und Kreisgräben: Das Gräberfeld von Petershagen-Seelenfeld – *Daniel Bérenger*

27

Baumsarg und Hügelchen in Heiden: Schlaglichter auf ein Gräberfeld – *Gisela Schumacher-Matthäus*

28

Im Bombenschutt wiederentdeckt: Verzierte Scherben aus Dorsten-Hardt – *Daniel Bérenger*

30



REGIONALISIERUNG

Naturräumliche Gliederung Westfalens – *Stephan Deiters*

32

Grabeinhegungen der Emsgruppe in Warendorf-Neuwarendorf – *Jürgen Gaffrey / Birgit Mecke*

36

„Schlüssellochgräben“ aus Ense-Bremen – *Stephan Deiters*

38

Im Grenzland zwischen Niederrheinischer Grabhügelkultur und Emsgruppe – *Jürgen Gaffrey*

39

Das Gräberfeld Recklinghausen-Röllinghausen: Gerade noch Bronzezeit!? – *Birgit Mecke*

40

Bis nach Nordosten: Grabanlagen der Emsgruppe an der Mittelweser – *Daniel Bérenger*

42

Das Gräberfeld im Kies: Bottrop-Südring – *Birgit Mecke*

43

Kulturzentrum an der Wegekreuzung: Höxter-Gödelheim – *Daniel Bérenger*

44



CHRONOLOGIE

Was passierte wann? Einführung in die Frühe, Mittlere und Späte Bronzezeit – *Stephan Deiters*

46

Wickelschnurkeramik und Feuersteinfunde aus Borken – *Elisabeth Dickmann*

54

Auf Sand gebaut: Eine Bestattung der frühen Bronzezeit an der Mittelweser – *Sandra Fleschenberg*

56

Vom Himmel gefallen? Der Becher von Raesfeld-Erle – *Andrea Stapel*

57

Haar- oder doch Brustschmuck? Doppelradnadeln in Westfalen – *Daniel Bérenger*

58

Verbrannte Leichen und Totenhäuser: Die Paderborner Gruppe in Ostwestfalen – *Daniel Bérenger*

59

Lauter junge Leute: Ein Gräberfeld als Sichtfenster in die Jüngere Bronzezeit – *Henriette Brink-Kloke*

60


Älter? Jünger? Zur Belegungsabfolge auf dem Friedhof Neuwarendorf – *Christoph Grünwald / Barbara*

Rüschoff-Thale


61




UMWELT + ERNÄHRUNG

Vegetation – Landwirtschaft – Ernährung – <i>Jutta Meurers-Balke / Silke Schamuhn</i>	62	
Eicheln, Gerste und Weizen: Vorräte der frühen Bronzezeit am Oespeler Bach – <i>Henriette Brink-Kloke</i>	66	
Brot für das Jenseits – <i>Birgit Mecke</i>	67	
Anspruch auf Fleisch und Essbesteck in Willebadessen-Engar – <i>Daniel Bérenger / Hans-Otto Pollmann</i>	68	
Ein Angelhaken als Grabbeigabe: Ibbenbüren „Auf'm Trüssel“ – <i>Jürgen Gaffrey</i>	69	
Mit Pfeil und Bogen durch die westfälische Bronzezeit – <i>Jürgen Gaffrey</i>	70	


SIEDLUNGSWESEN

Siedlungswesen und Landwirtschaft – <i>Stephan Deiters</i>	72	
Ein frühbronzezeitliches Gehöft bei Bocholt – <i>Stephan Deiters</i>	78	
Bronzezeitliche Bauernhöfe aus Rhede und Telgte – <i>Stephan Deiters</i>	79	
Rheine-Altenrheine: Siedlung und Haus – <i>Anke Kersting</i>	81	
Die frühbronzezeitliche Befestigung auf dem Schweinskopf bei Tecklenburg – <i>Bernhard Sicherl</i>	84	


TECHNOLOGIE

Nicht nur Bronze: Die Werkstoffe – <i>Daniel Bérenger / Bernhard Stapel</i>	86	
„Nackengebogene Äxte“ aus Gräbern der Jüngeren Bronzezeit – <i>Jürgen Gaffrey</i>	88	
Mit dem Saugbagger in die Bronzezeit: Metallzeitliche Geweihäxte – <i>Bernhard Stapel</i>	89	
Von der Steinzeit zur Bronzezeit: Dolche und Sichel aus Feuerstein – <i>Claudia Siemann</i>	90	
Lage-Müssen: Pfeilspitzenensemble aus Bronze und Flint – <i>Dorothee Ackermann-Grünewald</i>	91	
Der neue Werkstoff Bronze: Vom Erz zum Beil – <i>Eva Cichy</i>	92	
Reine Funktionalität: Schlichte Keramik des Münsterlandes – <i>Frank Verse</i>	94	
Von weit her: Fremde Keramik – <i>Frank Verse</i>	95	

WIRTSCHAFT + VERKEHR

Wirtschaft, Handel und Verkehr – <i>Daniel Bérenger</i>	96	
Nachgeahmt: Jungbronzezeitliche Rasiermesser aus Westfalen – <i>Daniel Bérenger</i>	98	
Rätselhafte Grabbeigabe aus Hirschgeweih – <i>Jürgen Gaffrey</i>	99	
„Infrastruktur“ in der Bronzezeit Westfalens? Indizien für Wege und Verkehr – <i>Christoph Grünewald</i>	100	

RELIGION

Zur bronzezeitlichen Religion – <i>Daniel Bérenger</i>	102	
Kupferne Doppeläxte aus Grastrup-Hölsen – <i>Elke Treude</i>	104	
Sammeln und geben: Hortfunde der frühen Mittelbronzezeit – <i>Daniel Bérenger</i>	105	
Ein Topf mit 18 Ringen – <i>Gisela Schumacher-Matthäus</i>	106	
Kampf, Prunk, Opfer: Die Prachtschwerter von Hagen-Kaisberg – <i>Sandra Fleschenberg / Albrecht Jockenhövel</i>	107	
Die „Steigbügelringe“ aus Münster-Handorf – <i>Gisela Schumacher-Matthäus</i>	109	
Beile für morgen oder für die Ewigkeit? Hortfunde der Jungbronzezeit – <i>Daniel Bérenger</i>	110	
Die Bronzeamphore von Gevelinghausen: „Vogel-Sonnen-Barke“ in Westfalen – <i>Albrecht Jockenhövel</i>	112	
Eine imposante Grabanlage der Späten Bronzezeit aus Ense-Bremen – <i>Stephan Deiters</i>	114	
„Orakelsteine“ in Gräbern – <i>Birgit Mecke</i>	115	



Bevorzugtes Wohnen am Friedhof: Münster-Gittrup – <i>Birgit Mecke</i>	116
Kontinuität im Gräberfeld: Lünen-Wethmar – <i>Birgit Mecke</i>	118
Waffen und Gefäß im Wasser: Kiesgrubenfunde an der Mittelweser – <i>Daniel Bérenger</i>	119
Ein Rasiermesser mit Schiffsdarstellung aus dem Gräberfeld „Auf'm Trüssel“ – <i>Jürgen Gaffrey</i>	120

GRABWESEN



Grabwesen, Gräber und Gräberfelder – <i>Jürgen Gaffrey</i>	122
Schattenrisse der Verstorbenen: Bronzezeitliche Körpergräber im Sand – <i>Beate Herring</i>	126
Das Phänomen der Brandskelettgräber – <i>Beate Herring</i>	127
Wiege für die Ewigkeit: Die Pithosbestattung aus Ostbevern-Schirl – <i>Andrea Stapel</i>	128
Nichts als Sand und Steine: Das Gräberfeld von Lengerich-Wechte – <i>Christoph Grünewald</i>	129
Grabhügel an der Dianastraße – <i>Daniel Bérenger</i>	130
Der letzte Weg: Von Pfosten gesäumt – <i>Aurelia Dickers</i>	131
Alter Mann und junge Frau: Eine bipolare Körperbestattung – <i>Daniel Bérenger</i>	133
Bronzezeit rekonstruiert: Der archäologische Lehrpfad in Schlangen-Oesterholz – <i>Elke Treude</i>	134
Nichts ist unmöglich: Grabanlagen in Rheine-Hauenhorst – <i>Jürgen Gaffrey</i>	135
Männerstatus oder modischer Schnickschnack? Jungbronzezeitliche Gräber – <i>Henriette Brink-Kloke</i>	138
Riesengroß und rätselhaft: Gräber und Grabanlagen in Datteln – <i>Christoph Grünewald</i>	139
Grabhügelfelder mit Langbett-Hügeln im westlichen Westfalen – <i>Jürgen Gaffrey</i>	142
Besondere Wertschätzung bei Kindergräbern? – <i>Birgit Mecke</i>	144
Telgte-Raestrup: Vielfalt auf dem Dovenacker – <i>Bernhard Stapel</i>	145
Häuser für die Toten? Pfostensetzungen in den Grabanlagen an der Ems – <i>Christoph Grünewald / Barbara Rüschoff-Thale</i>	146
Jedem sein eigener Friedhof: Die Bestattungsplätze bei Oelde – <i>Christoph Grünewald</i>	148

MENSCH + GESELLSCHAFT



Mensch und Gesellschaft – <i>Daniel Bérenger</i>	150
Der Mensch als Geschichtsquelle: Totenverbrennung und Leichenbrandanalyse – <i>Manfred Kunter</i>	151
Bronzebeigaben als Statussymbole? Münster-Gittrup – <i>Birgit Mecke</i>	154
Gladbeck-Ellinghorst: Besonderheiten im Kleinen – <i>Birgit Mecke</i>	156
Bronzezeitliche Schwerter und vornehme Krieger – <i>Daniel Bérenger / Eva Cichy</i>	158
Die westfälischen Lanzenspitzen: Vielfalt der Formen – <i>Eva Cichy</i>	159
Die westfälischen Beile – <i>Eva Cichy</i>	161
Trachtschmuck in Westfalen? – <i>Birgit Mecke / Gisela Schumacher-Matthäus</i>	163

VERZEICHNISSE



Ausgewählte und weiterführende Literatur	166
Autoren und Adressen	176
Register der Fundorte	178
Abbildungsnachweis	180
Impressum	181
Chronologietabelle Westfalen	182





Von Grab zu Grab: Die Präsentation des Gräberfeldes Warendorf-Neuwarendorf im LWL-Museum für Archäologie, dem westfälischen Landesmuseum in Herne.

VORWORT

Jahrzehntelange Forschungen, unzählige Ausgrabungen und nicht zuletzt die aktuelle Präsentation archäologischer Funde aus Westfalen in dem vor fünf Jahren eröffneten LWL-Museum für Archäologie in Herne machen eine Bestandsaufnahme erforderlich.

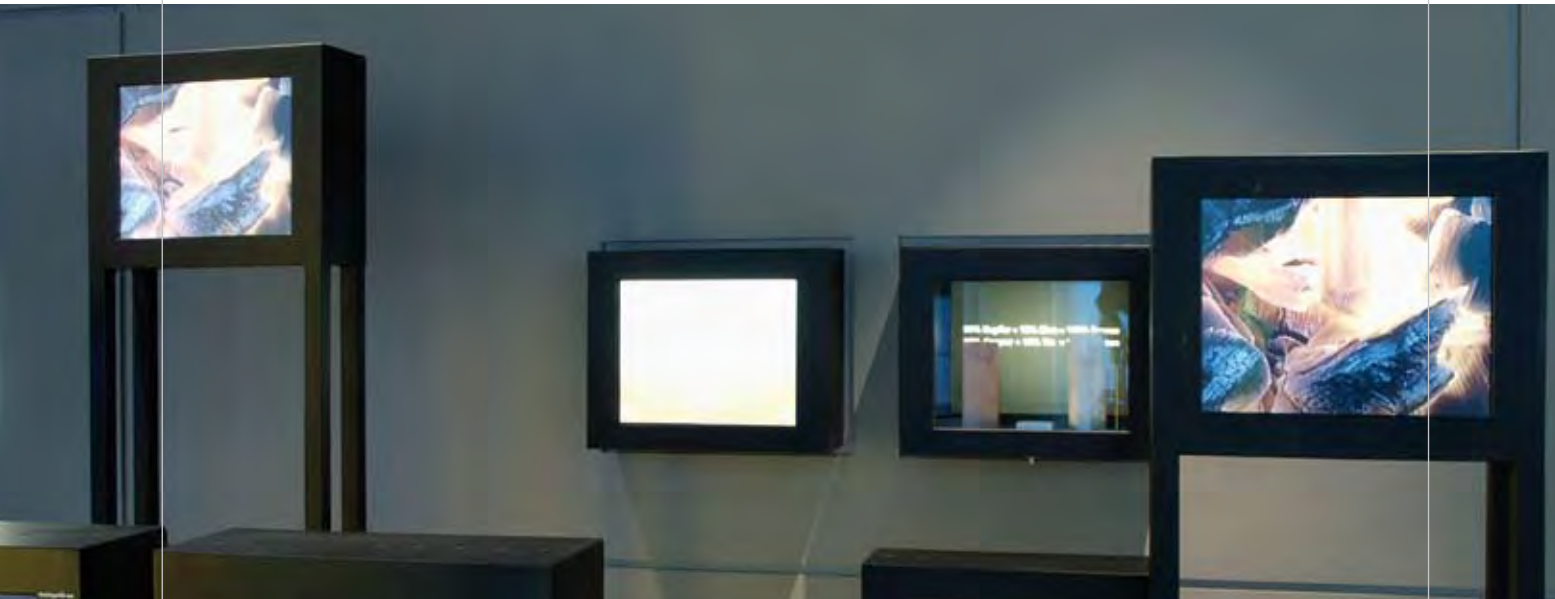
Anlässlich der internationalen Fachtagung „Gräberlandschaften der Bronzezeit“, die vom 15. bis zum 18. Oktober 2008 im Museum in Herne stattfindet, präsentiert eine Studioausstellung die aktuellsten Erkenntnisse zur Bronzezeit in Westfalen. Dazu haben die Fachleute von der LWL-Archäologie für Westfalen und Kollegen benachbarter Institutionen die archäologischen Funde und Ausgrabungsergebnisse dieser Zeit unter die Lupe genommen. Als Ergebnis liegt nun dieser vielseitige Begleitband über „Westfalen in der Bronzezeit“ vor, gemeinsam herausgegeben von der LWL-Archäologie und der Altertumskommission für Westfalen. Den beiden Initiatoren des vorliegenden Bandes, Dr. Daniel Bérenger und Dr. Christoph Grünewald, wie auch den zahlreichen Autoren sei herzlich für ihr Engagement gedankt.

Sowohl Fachleute als auch interessierte Archäologiefreunde werden sicherlich fündig in diesem Kompendium zu Westfalen in der Bronzezeit. Das Buch stellt erstmals viele Funde und Befunde einer breiteren Öffentlichkeit vor. Die Autoren behandeln Aspekte der gesamten bronzezeitlichen Lebenswelt in Westfalen wie Wohnen, Leben, Sterben und Geisteswelt sowie Natur und Umwelt, indem sie Fundplätze und aussagekräftige Funde kaleidoskopartig zusammenstellen und miteinander in Beziehung setzen. So ist erstmalig eine umfassende Zusammenschau zu Westfalen in der Bronzezeit entstanden, die den aktuellen Stand der Forschung widerspiegelt. Dabei ist die populärwissenschaftliche Darstellung zukunftsweisend. Die wissenschaftlichen Forschungsergebnisse zeigen die Leistungsfähigkeit unserer LWL-Archäologie für Westfalen und wecken das Interesse an der westfälischen Archäologie.

Wir wünschen dem Buch viele begeisterte Leserinnen und Leser.

Dr. Wolfgang Kirsch
LWL-Direktor

Dr. Barbara Rüschoff-Thale
LWL-Kulturdezernentin



Bronze ist eine Legierung aus Kupfer (90%) und Zinn (10%). Installation im LWL-Museum für Archäologie, dem westfälischen Landesmuseum in Herne.

ZUM GELEIT

Forschungen zur Bronzezeit in Westfalen sind in den letzten Jahrzehnten verstärkt betrieben worden. Das ist Anlass genug, eine Zwischenbilanz zu ziehen. Die Lage von Westfalen zwischen den bronzezeitlichen Zentren im Süden (Hügelgräberbronzezeit und Urnenfelderkultur) und im Norden (sog. genannter Nordischer Kreis) hat vor allem zu Verbindungen mit diesen beiden Regionen geführt, doch gab es auch Kontakte in andere Richtungen. In diesem Spannungsfeld hat Westfalen aus der Bronzezeit wesentlich mehr zu bieten als die oft bevorzugt genannten, durchaus charakteristischen Schlüsselochgräber.

Daher bot es sich an, zu dem internationalen Kolloquium „Gräberlandschaften der Bronzezeit“ einen von der LWL-Archäologie für Westfalen und der Altertumskommission für Westfalen gemeinsam getragenen Übersichtsband vorzulegen. Aus der weiten Palette des Möglichen wurde dabei angestrebt, zugleich repräsentativ und exemplarisch vorzugehen. Schlaglichter sollten betont werden, Besonderheiten hervorgehoben

werden, aber auch der aktuelle Forschungsstand zu den vielen Themenbereichen aus „Leben und Tod“ sollte deutlich werden. Darüber hinaus galt es – dem Kolloquium angemessen – das bronzezeitliche Westfalen überregional einzubinden.

Mit Beginn der Bronzezeit eröffneten sich auch für die Bewohner im heutigen Westfalen ganz neue Möglichkeiten der Schaffensfreude: Die Metallurgie begann ihren Siegeszug. Zwar mussten die notwendigen Rohstoffe für die Bronze hier von außerhalb bezogen werden, doch konnten Waffen-, Schmuck- und Geräteformen nun unabhängig von der Materialqualität und Größe eines vorgegebenen Rohstückes gestaltet werden. Im Gefolge dieser bahnbrechenden Innovation verbreiteten sich auch andere Neuerungen, die zu Veränderungen im Alltagsleben und im Bestattungswesen führten, ohne jedoch regionale Eigenheiten gänzlich auszulöschen. Diese Vielfalt spiegelt sich in den zahlreichen Beiträgen des vorliegenden Bandes, der eine herausragende Periode der westfälischen Urgeschichte facettenreich beleuchtet.

G. Isenberg

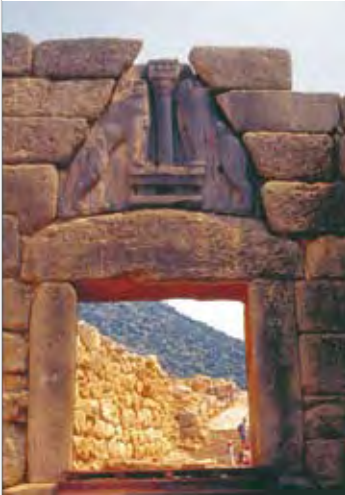
Dr. Gabriele Isenberg
LWL-Archäologie
für Westfalen

T. Capelle

Prof. Dr. Torsten Capelle
Altertumskommission
für Westfalen



EINFÜHRUNG IN DIE BRONZEZEIT



Das Löwentor gewährte Eingang zur Burg von Mykene (Griechenland). In der Bronzezeit bestand hier ein Machtzentrum von überregionaler Bedeutung.

Was verbindet der Laie mit dem Begriff Bronzezeit? Eine (vielleicht nicht repräsentative) Umfrage im Bekanntenkreis ergab, dass kaum jemand etwas mit diesem Begriff anzufangen weiß. Die meisten können sich sicherlich dunkel erinnern, in der Schule oder den Medien etwas von der Bronzezeit gehört zu haben, aber viel mehr auch nicht.

Auf ein paar Stichworte hin stellt sich dann doch heraus, dass sich viele zumindest an den Trojanischen Krieg erinnern, den wir aus der Ilias Homers kennen, dem ältesten erhaltenen Werk der abendländischen Literatur. Vor wenigen Jahren noch war auch eine cineastische Umsetzung dieses Stoffes ein Kassenschlager in den Kinos. Vielen ist allerdings nicht bewusst, dass die Handlung etwa um 1200 vor Chr. – während der Bronzezeit – spielt. Gleiches gilt auch für die Odyssee, das zweite große Werk Homers, die zeitlich an den Trojanischen Krieg anschließt.

Vor diesem Hintergrund erinnert man sich vielleicht an einen Urlaub in Griechenland, wo man bauliche Relikte aus der Bronzezeit besucht hat, etwa die Burg von Mykene auf der Peloponnes, den Palast von Knossos auf Kreta oder die bei einem Vulkanausbruch verschüttete bronzezeitliche Siedlung bei Akrotiri auf der Insel Santorin.

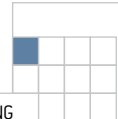
Manchem kommt vielleicht noch die Sternenscheibe von Nebra in den Sinn, die vor wenigen Jahren Furore machte und in allen Medien präsent war.

Insgesamt zeigt sich, dass in der breiten Bevölkerung das Wissen um die Bronzezeit zwar gering, ein Interesse an dieser Thematik aber durchaus vorhanden ist. Dabei hat es in der Vergangenheit nicht an Versuchen gemangelt, einer breiteren Öffentlichkeit dieses Thema näher zu bringen.

So war im Jahr 1994 vom Europarat die Kampagne „Die Bronzezeit: das erste goldene Zeitalter Europas“ initiiert worden. Gewissermaßen als Krönung dessen wurde eine große Ausstellung, die 25. des Europarats, ins Leben gerufen mit dem Titel „Götter und Helden der Bronzezeit. Europa im Zeitalter des Odysseus“. Diese Ausstellung war in den Jahren 1998 bis 2000 in Kopenhagen, Bonn, Paris und Athen zu sehen. Sie konnte mit einer ganzen Reihe von Prachtfunden aufwarten wie etwa dem sogenannten Sonnenwagen von Trundholm oder den großen Goldblechkegeln. Insgesamt wurden mehr als 200 Exponate aus 23 europäischen Ländern präsentiert. Um keine falschen Erwartungen zu wecken: Die Bronzezeit Westfalens kann sich nicht mit derart prächtigen Funden brüsten. Dennoch ermöglichen die westfälischen Funde und die Auswertung ihrer Fundzusammenhänge dem Forscher viele interessante Einblicke in das Leben der Menschen während der Bronzezeit. Es gibt auch aus Westfalen viel Interessantes zu entdecken!

Die berühmte Sternenscheibe von Nebra (Sachsen-Anhalt) wurde vor ca. 3600 Jahren vergraben. Zum ersten Mal weltweit sind hier astronomische Phänomene konkret dargestellt.





Oben: Der Sonnenwagen von Trundholm (Dänemark) wurde vor 3400 Jahren in einem Moor versenkt. Man glaubte damals, die Sonne werde von einem Pferd über den Himmel gezogen.

Unten: Der Goldblechkegel von Schifferstadt (Rheinland-Pfalz): Hut eines Priesters, astronomischer Kalender oder doch nur eine Pfahlbegründung?



Bronzezeit Westfalens im europäischen Kontext

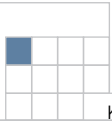
Die Bronzezeit ist der Abschnitt der Geschichte, in der Metallgegenstände vorwiegend aus Bronze hergestellt wurden.

Woher der Name Bronze kommt, ist umstritten. Man vermutet u. a., dass die süditalienische Stadt Brindisi, das antike Brundisium, namensgebend war.

Bronze ist eine Legierung (Mischung), die idealerweise aus etwa 90 % Kupfer und 10 % Zinn besteht. In gußfrischem Zustand ist sie goldfarben, später bildet sich auf der Oberfläche oft eine sogenannte Patina, die meistens grün ist. Sie hat gegenüber reinem Kupfer den Vorteil, dass sie weitaus härter und damit widerstandsfähiger ist. Bronze ist relativ schwer: Ein Liter Bronze wiegt fast 9 kg [Zum Vergleich: Ein Liter Wasser wiegt 1 kg.].

Die Anfänge der Metallverarbeitung liegen in der Jungsteinzeit, in der man erste Gegenstände aus Kupfer, seltener auch aus Gold oder Silber fertigte. Diese Entwicklung nahm im Vorderen Orient ihren Anfang und die Kenntnis breitete sich von dort aus langsam weiter aus. So war man in Mitteleuropa bereits vor mehr als 5000 Jahren in der Lage, Schmuckgegenstände und Beilklingen aus Kupfer zu fertigen. Zur Ausrüstung des „Ötzi“, der etwa um 3300 vor Chr. lebte, gehörte ein Beil mit einer Klinge aus Kupfer. Auch aus Westfalen kennt man eine Handvoll Kupfergegenstände aus dieser Zeit, z. B. aus Großsteingräbern.

Der nächste wichtige Schritt in der Geschichte der Metallurgie war die Erfindung der Bronze. Dies geschah anscheinend im vorderasiatischen Raum. Man nimmt an, dass der Beginn der Bronzemetallurgie in der zweiten Hälfte des 4. Jahrtausends vor Chr., also fast 7000 Jahre zurückliegt. Auch diese Erfindung breitete sich im Laufe der Zeit langsam aus und in der zweiten Hälfte des 3. Jahrtausends vor Chr. – also etwa 1000 Jahre später – entstanden die ersten bronzezeitlichen Kulturen in Mitteleuropa. Anhand dieser Zahlen ist unschwer erkennbar, dass es ein deutliches Gefälle von Ost nach West gab, was den Stand des technischen Fortschritts angeht. Darüber hinaus gab es bei der kulturellen Entwicklung nicht nur solche großen überregionalen Unterschiede, sondern auch im vergleichsweise kleinräumigen Mitteleuropa [→ Seite 46 ff.]. Der Begriff Bronzezeit bezeichnet daher keine einheitliche



Alle in der Frühbronzezeit bekannten Zinnvorkommen liegen weit ab von Westfalen.

Entwicklungsstufe! In Westfalen und darüber hinaus in Nordwestdeutschland und den Niederlanden hinkte man meistens etwas hinter den Entwicklungen hinterher. Auch die Bronzezeit beginnt deshalb hier später als in anderen Teilen Mitteleuropas. Wir müssen uns eine sehr bäuerlich geprägte, konservative Bevölkerung vorstellen, die Neuerungen zögerlich gegenüberstand.

Abgesehen von den Fortschritten auf dem Gebiet der Metallurgie kam es zu einigen weiteren tief greifenden Veränderungen, die sich mehr oder weniger deutlich in weiten Teilen Europas bemerkbar machten. Diese Veränderungen stehen dabei aber zumindest teilweise in ursächlichem Zusammenhang mit der Bronzemetallurgie.

Um Bronze herstellen zu können, war es notwendig, eine sogenannte Metallurgiekette zu organisieren: Als Rohstoffe brauchte man Kupfer und Zinn. Diese Rohstoffe waren aber ungleichmäßig verteilt; sie kommen längst nicht überall vor, insbesondere Zinn ist sehr selten. In Westfalen-Lippe und benachbarten Regionen hatten die Menschen überhaupt keinen direkten Zugang zu den notwendigen Rohstoffen. In Südwestfalen gibt es zwar Kupfervorkommen, aber diese waren anscheinend damals noch unbekannt oder nicht nutzbar. Die nächstgelegenen, in der Bronzezeit genutzten Erzvorkommen finden sich in den Alpen und verschiedenen Mittelgebirgen in Deutschland (Kupfer) bzw. in Cornwall in Südengland (Zinn). In diesen Gegenden kam es zu einem deutlichen Aufblühen, was im archäologischen Fundbild sichtbar wird, so z. B. im Bereich der sogenannten Aunjetitzer Kultur nördlich und südlich des Erzgebirges. Die bekannten „Fürstengräber“ von Leubingen und Helmsdorf sowie reiche Hortfunde zeugen vom Wohlstand der Aunjetitzer Kultur.

Wo diese Rohstoffe nicht natürlich vorkamen, musste man sie sich anderweitig beschaffen, das heißt durch Handel erwerben oder rauben. Solche „Importe“ konnten entweder fertige Bronzegegenstände sein oder Barren verschiedener Form. Man konnte natürlich auch fertige Bronzegegenstände importieren und diese bei Bedarf einschmelzen, um daraus etwas Neues herzustellen.

Die Bronzezeitforschung hat mittlerweile herausgefunden, dass im überregionalen Handel zwei verschiedene Gewichtssysteme existierten, eines mit einer Grundeinheit von 26 g, das andere mit einer Grundeinheit von 62 g. Außerdem gibt es Funde von Waagen aus dieser Zeit nicht nur aus dem Mittelmeerraum, sondern auch aus Mitteleuropa. Mit diesen Waagen wurden aber sicherlich nicht nur Metalle abgewogen, sondern auch andere kostbare Güter.

In Westfalen gab es in der Spätbronzezeit neben Importen zweifellos eine Eigenproduktion von Bronzegegenständen, wenn auch wohl nur in geringem Umfang. Dafür liegen einerseits direkte Belege in Form von Gussformen (→ Seite 92 f.) vor, aber indirekt auch in Form von ungewöhnlich gestalteten Bronzegegenständen, die man in ihrer speziellen Ausprägung aus anderen Regionen nicht kennt. Die westfälische „Bronzeindustrie“ scheint über Westfalen hinaus keine Bedeutung gehabt zu haben. Sie produzierte nur für den lokalen Bedarf, nicht für den Export.



Ein Bronzegießer bei der Arbeit.

Krieger brauchen Waffen: Der Hortfund von Kehmstedt bei Nordhausen (Thüringen) ist ein Beleg für kriegerische Auseinandersetzungen in der Späten Bronzezeit.



Was konnten die Bewohner Westfalens im Tausch für Bronze geben? In Frage kommen in erster Linie die Erträge der Landwirtschaft. Ob es sich dabei um Getreide (→ Seite 66) und lebende Tiere oder eher um weiterverarbeitete Produkte wie z. B. Käse, geräuchertes Fleisch oder Leder gehandelt hat, kann nur vermutet werden. Wie weit außerdem die Erträge von Jagd und Fischfang (→ Seite 69) als Handelsgut eine Rolle gespielt haben, muss offen bleiben; wahrscheinlich hatten sie aber eine deutlich geringere Bedeutung als die Landwirtschaft. Insgesamt können wir wohl davon ausgehen, dass diese Naturprodukte keinen hohen Tauschwert hatten. Es ist vermutet worden, dass im Hellwegraum schon in der Bronzezeit Salz aus den dortigen Solequellen gewonnen wurde. Sicher nachgewiesen ist dies allerdings erst für die darauf folgende Eisenzeit. Salz war auf jeden Fall ein relativ wertvolles Handelsobjekt. Es ist nicht auszuschließen, dass selbst der Handel mit Menschen, also Sklavenhandel, eine Rolle spielte. Aus ostmediterranen Schriftquellen dieser Zeit ist jedenfalls bekannt, dass Sklaverei dort weit verbreitet war.

Wenn man die notwendigen Rohstoffe zur Bronzeherstellung besaß, musste man auch wissen, wie die gewünschten Fertigprodukte herzustellen sind. Waren diese Kenntnisse nicht vorhanden, war man auf einen Fachmann angewiesen, der es konnte. Alternativ konnte man natürlich auch fertige Produkte erwerben. Wer also Metallressourcen oder Handelswege beherrschte, war mächtig. Es war jetzt möglich, Reichtum in Form von Bronze anzuhäufen. Der Wohlhabende konnte seine gehorteten Bronzebarren als Zahlungsmittel einsetzen. Diese Form von Reichtum war außerdem leicht zu transportieren. Der eigene Reichtum an Bronze war natürlich auch für den „bösen Nachbarn“ interessant. So ist zu erklären, dass es viele Hinweise auf vermehrte kriegerische Auseinandersetzungen in der Bronzezeit gibt. Aus dem niederländischen Wassenaar ist z. B. ein Massengrab bekannt, das in die Zeit um 1700 vor Chr. datiert wird. Dort liegen zwölf Opfer eines bewaffneten Konfliktes begraben: überwiegend Männer, aber auch Frauen und Kinder. Zudem wurde die Waffentechnik weiterentwickelt: Das Schwert wurde erfunden, ebenso metallene Brustpanzer und Helme. Man kennt ferner zahlreiche Befestigungsanlagen aus der Bronzezeit. Sie zeugen davon, dass man versuchte, sich Macht und Wohlstand zu sichern. Aus Westfalen fassen wir bislang eine einzige Befestigungsanlage aus dieser Epoche: auf dem Schweinskopf bei Tecklenburg-Brochterbeck (→ Seite 84 f.).



Ajax und Hektor im Zweikampf: Szenen aus dem Trojanischen Krieg waren ein beliebtes Motiv auf antiken Vasen.

In der Bronzezeit beobachtet man eine zunehmende soziale Differenzierung. Zweifellos entstanden mit der Metallgewinnung und -verarbeitung neue Berufe. Die Bauern mussten über ihren eigenen Bedarf hinaus Lebensmittel produzieren, um diese Menschen miternähren zu können. Es bildeten sich Oberschichten, sogenannte Eliten, heraus. Sie begegnen uns in den Epen Homers als „Helden“ wie Odysseus, Achill oder Hektor. Solche Eliten gab es aber keineswegs nur im mediterranen Raum in der Minoischen oder Mykenischen Kultur oder in Ägypten, sondern auch in Mitteleuropa. Davon zeugen beispielsweise zwei eindrucksvolle „Fürstengräber“ der Aunjetitzer Kultur aus Leubingen und Helmsdorf in Ostdeutschland mit ihren monumentalen Grabhügeln und vielfältigen, kostbaren Beigabensembles. In Westfalen gibt es einige wenige bronzezeitliche Gräber, die aufgrund ihrer herausgehobenen Beigaben an die Gräber einer Elite denken lassen, so z. B. die Kriegergräber des Sögel-Wohldde-Kreises (→ Seite 16), ein Brandgrab mit einer kostbaren Bronze-Amphore aus Olsberg-Gevelinghausen (→ Seite 112 f.) oder ein anderes mit einem gegossenen Bronzebecken aus Rheda-Wiedenbrück

Der „Fürst“ von Leubingen trug Goldschmuck als Ausdruck seiner Macht.





Ein Schiffsuntergang als Glücksfall für die Archäologie: Taucher bergen das Wrack eines Handelsschiffes vor der türkischen Küste.

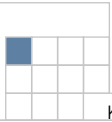
Begehrtes Handelsgut: Bernstein wird auch „Baltisches Gold“ genannt.



(→ Seite 17). Insgesamt aber haben wir es in Westfalen – dem archäologischen Fundbild nach zu urteilen – in der Bronzezeit mit einer weniger stark hierarchisierten Gesellschaft zu tun als in anderen Regionen.

Die Bronzezeit war insbesondere auch eine Zeit intensiver Fernkontakte und des internationalen Handels. Dafür seien im Folgenden einige Beispiele aufgeführt.

Aus dem Mittelmeerraum ist eine ganze Reihe von bronzezeitlichen Schiffswracks bekannt. Diese Schiffe transportierten umfangreiche Ladungen, bestehend aus Rohstoffen und fertigen Produkten für den Endverbraucher. Ein besonders eindrucksvolles Beispiel hierfür ist ein Schiff, das vor etwa 3300 Jahren bei Uluburun vor der türkischen Küste gesunken ist. Es transportierte eine große, außerordentlich wertvolle Ladung: zehn Tonnen Kupfer in Form von Barren, eine beträchtliche Menge Zinn (auch in Barrenform), viele Blöcke aus kobaltblauem Glas, Ebenholzstämmen, Elfenbein, Schalen der Purpurschnecke, Schildkrötenpanzer, Straußeneierschalen, Rohstoffe für die Parfümherstellung, Bernstein, wertvolle Keramikgefäße, Musikinstrumente sowie einige Waffen und Werkzeuge aus Bronze. Daneben gehörten Gewürze und Nahrungsmittel zur Fracht. Vielfach ließ sich die Herkunft dieser Güter bestimmen: Sie kamen aus Ägypten, dem Nahen Osten und aus Zypern, der Bernstein sogar aus dem nördlichen Europa („baltischer“ Bernstein). Auch die persönlichen Besitztümer der Passagiere und Besatzungsmitglieder lassen darauf schließen, dass sie aus unterschiedlichen Kulturkreisen stammten. Man nimmt daher an, dass das Schiff von Uluburun auf seiner Reise verschiedene Häfen im östlichen Mittelmeerraum angelaufen hat, wo jeweils neue Waren zugeladen wurden und wo man unterwegs vielleicht auch schon das eine oder andere verkaufte. Wohin die letzte Reise gehen sollte, bleibt allerdings unklar. Aus „westfälischer“ Sicht ist bemerkenswert, dass nordeuropäischer Bernstein zu den Handelswaren zählte. Der Bernstein aus Uluburun ist keineswegs ein Einzelfund im östlichen Mittelmeerraum. Vielmehr war Bernstein dort und andernorts ein begehrtes und wertvolles Material, ein Zeichen von Macht und Wohlstand. Der Bernstein kommt an den Meeresküsten von Ostengland bis zum Baltikum vor, überwiegend aber im Ostseeraum. Es muss in der Bronzezeit also Verbindungen von dort bis zum östlichen Mittelmeerraum gegeben haben. So ist es auch zu erklären, dass der „Nordische Kreis“ der Bronzezeit, der in Südkandinavien und Schleswig-Holstein beheimatet ist, sich durch einen



gewissen Reichtum an Bronze und Gold auszeichnet. Für die Kunst und religiöse Symbolik dieses Kulturraumes sind Einflüsse aus dem Mittelmeerraum angenommen worden.

Auch in Westfalen war Bernstein nicht unbekannt; er kommt in bronzezeitlichen Frauengräbern gelegentlich vor (→ Seite 156 f.).

Kürzlich konnte in einem bronzezeitlichen Grab aus Thürkow in Mecklenburg-Vorpommern sogar Seide nachgewiesen werden, die wahrscheinlich aus dem östlichen Mittelmeerraum stammt. Dadurch wird belegt, dass auch kostbare Textilien zu den Waren zählten, die über große Strecken verhandelt wurden.

Die bronzezeitlichen Fernkontakte beschränkten sich keineswegs auf den Mittelmeerraum und den Norden. Es gibt zahlreiche Belege dafür, dass es einen regen Handelsverkehr über den Atlantik und die Nordsee gegeben haben muss. Hauptsächlich ist dies ablesbar an den Fundverteilungen bestimmter Formen von Schwertern, Beilen und Ringschmuck. Sie lassen sich nur durch intensive Kontakte über den Atlantik zwischen Spanien, Frankreich, Großbritannien und Irland erklären. Man spricht deshalb auch von einer „Atlantischen Bronzezeit“. Im nordwestdeutschen Raum und den Niederlanden gibt es Funde, die Kontakte über die Nordsee und den Rhein hinab belegen. In erster Linie handelt es sich dabei um Flussfunde aus dem Rhein, bei denen es sich wahrscheinlich in den meisten Fällen um Opferungen handelt. Es ist durchaus möglich, dass Menschen aus Westfalen an diesen Opferungen am Niederrhein teilnahmen. Aus unserem Raum kennen wir ebenfalls solche Funde, z. B. eine Lanzenspitze eines bretonischen Typs aus Rüthen (→ Seite 159 f.). Die drei Bronzeschwerter vom Kaisberg bei Hagen-Vorhalle sind ein weiterer Beleg für die Fernbeziehungen dieser Zeit (→ Seite 107 f.).

In der Bronzezeit nahm auch die Mobilität auf dem Landweg zu, denn eine weitere wichtige Neuerung war die Durchsetzung und Nutzung des Hauspferdes. Aus Westfalen kennen wir einen – allerdings fraglichen – Beleg in Form von Pferdezaumzeug aus Vreden (→ Seite 99). Pferde wurden in der Bronzezeit meist noch nicht geritten, sondern – häufig paarig – als Zugtiere vor Wagen gespannt. Wagen an sich waren zwar schon in der Jungsteinzeit bekannt, sie wurden aber von Ochsen gezogen, die deutlich langsamer waren. Auch das Speichenrad verbreitete sich im Laufe der Bronzezeit, wodurch die



*Opfer für die Götter?
Versenkt im Rhein:
ein Bronzeschwert
aus Wesel.*

altertümlicheren und schweren Scheibenräder ersetzt werden konnten. Mit einem Pferdewagen mit Speichenrädern konnte man deutlich schneller reisen als mit einem Ochsenwagen mit Scheibenrädern!

Diese hatten allerdings den Vorteil, dass sie stabiler waren als Speichenräder. Wenn man also schwere Lasten über eine größere Distanz zu transportieren hatte, griff man sicherlich nach wie vor auf einen Wagen mit Scheibenrädern zurück. Allerdings konnten sich nur wohlhabende Zeitgenossen Pferde leisten. Das Pferd war also nicht nur Transporttier, sondern auch ein kostbares Prestigeobjekt.

Eine weitere Erfindung, die erstmals in der Bronzezeit Europa erreichte, ist die Schrift, die allerdings in unseren Breiten noch keine Rolle spielte. Die Schrift wurde wohl im 4. Jahrtausend vor Chr. in Mesopotamien, dem heutigen Irak, erfunden. Die ersten europäischen Schriften sind unter den Namen Linear A und Linear B bekannt. Es handelt sich dabei um Silbenschriften, die nacheinander etwa vom 17. bis zum 12. Jahrhundert vor Chr. im ägäischen Raum verwendet wurden.



Seit der Bronzezeit nutzte man in Mitteleuropa das Pferd als Reit- und Transporttier.

Wenn man sich Gedanken über die Bedeutung solcher Fernkontakte macht, vergisst man schnell, dass es keineswegs nur Gegenstände waren, die transportiert wurden. Es waren Menschen an Bord der Schiffe, die im Gegensatz zu den Funden für den heutigen Forscher erst einmal unsichtbar bleiben. Bei ihnen wird es sich sicherlich nicht immer nur um Seeleute und Händler gehandelt haben. Es muss einige welterfahrene Menschen gegeben haben, die auf ihren Reisen vieles zu sehen bekamen und in ihren Köpfen Vorstellungen und Ideen transportieren und diese kommunizieren konnten.

Warum ging die Bronzezeit schließlich zu Ende und wurde von der Eisenzeit abgelöst? Es gibt Hinweise darauf, dass es am Ende der Bronzezeit zu einer zunehmenden Verknappung der zur Bronzeherstellung notwendigen Rohstoffe kam. Das heißt natürlich nicht, dass man alle Vorkommen von Kupfer- und Zinnerzen in Europa ausgebeutet hatte. Anscheinend waren aber die leicht abbaubaren Vorkommen von hochwertigen Erzen erschöpft. Vielleicht spielten auch politische Faktoren eine Rolle, die dafür sorgten, dass alte Handelskontakte nicht



Eine Erfindung der Bronzezeit: die Speichenräder aus Stade.



Rekonstruktion eines Wagens aus dem 2. Jahrtausend vor Chr. Mit seinen Scheibenrädern war er auch für schwere Transporte geeignet.

mehr richtig funktionierten. Man darf ferner nicht vergessen, dass große Mengen von Bronze als Grabbeigaben oder in Hornten im Boden vergraben oder als Opfer in Flüssen versenkt worden waren. Jedenfalls wurde hochwertige Bronze knapp, wodurch ihr Wert stieg. In der Folge wurden vermehrt alte Bronzegegenstände eingeschmolzen, um daraus etwas Neues zu machen. Bronze lässt sich aber nicht endlos recyceln, denn sie wird mit jedem Wiedereinschmelzen spröder. Spröde Bronze ist jedoch ungeeignet, um Gegenstände herzustellen, die großen Beanspruchungen standhalten sollten, wie etwa eine Beilklinge oder ein Schwert. Notgedrungen unternahm man Versuche, das Kupfer mit Blei statt mit Zinn zu mischen. Jedenfalls steckte die Versorgung mit Bronze in einer Krise und man musste sich etwas Neues einfallen lassen. Im östlichen Mittelmeerraum war um 1000 vor Chr. schon Eisen als Werkstoff allgemein verbreitet. Ab dem 8. Jahrhundert v. Chr. setzte sich Eisen auch in Mitteleuropa mehr und mehr durch. Schmuckgegenstände wurden aber weiterhin bevorzugt aus Bronze gefertigt. Die Eisenzeit hatte begonnen.

Stephan Deiters



WAS GIBT MAN DEM VERSTORBENEN MANN ZU BEGINN DER MITTELBRONZEZEIT INS GRAB?

Um 1600 v. Chr. – in der Übergangszeit von der Früh- zur Mittelbronzezeit – gehörte Ostwestfalen zu einer Kulturgruppe, die für die niedersächsischen Landschaften beiderseits der Mittel- und Unterweser typisch war und die bis nach Dänemark ausstrahlte: dem nach zwei niedersächsischen Fundstellen benannte Sögel-Wohlde-Kreis. Hauptcharakteristikum dieser Gruppe ist eine bestimmte Beigabensitte in Männergräbern: Was musste man dem männlichen Toten mit ins Grab geben? Ein Kurzsword vom Typ „Sögel“ oder Typ „Wohlde“, ein Randleistenbeil sowie Pfeil und Bogen. Natürlich setzt dies voraus, dass diese Waffen überhaupt in der Region verfügbar waren. Die hier lebenden Menschen hatten Anschluss an ein Handels- oder Verkehrsnetz, das weiträumig an den Lauf der Weser gebunden war.

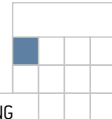
Ostwestfalen bildete in jener Zeit den Südzipfel dieser Kulturprovinz und wich vom „Originalmuster“ ab. Aus einem Grabhügel von Petershagen-Bierde (Kr. Minden-Lübbecke) stammen eine verzierte Dolchklinge vom Typ „Sögel“ und – anstelle eines Beiles – die Reste einer Lanze, deren bronzene Spitze ihre besten Vergleichsstücke in Skandinavien hat. Weitere Grabinventare und einzelne Schwertklingen sind im Laufe der Zeit in Beverungen-Herstelle (Kr. Höxter), Lage und Oerlinghausen (Kr. Lippe), Espelkamp-Frotheim und nochmals Petershagen-Bierde sowie Bad Wünnenberg-Haaren und -Leiberg, Borchon-Etteln und Delbrück-Westerloh (alle Kr. Paderborn) gefunden worden. Sie alle betonen die Verbindung mit der Sögel-Wohlde-Gruppe.

Südwestfalen, das damals wohl nur spärlich besiedelt war, bleibt außen vor, das Münsterland aber auch. Dort ist mit kulturellen Verbindungen entlang der Lippe und vor allem der Ems zu rechnen, die das Gebiet mit dem Niederrhein und den Niederlanden verbanden. Im Fundgut zeichnen sich jedoch diese Kulturverbindungen nicht so deutlich ab wie die Zugehörigkeit von Ostwestfalen zum Verkehrsraum Weser.

Daniel Bérenger

Lanze und Kurzsword: erhaltene Teile der Waffenausstattung eines Mannes aus Petershagen-Bierde.





BRONZEBECKEN: TRACHTBESTANDTEILE ODER ZEREMONIALGEGENSTÄNDE?

Das, was ein junger Landarbeiter im Mai 1911 beim Sandabfahren in einer Düne von Nordrheda-Ems (Rheda-Wiedenbrück, Kr. Gütersloh) entdeckte, war wahrhaftig nicht alltäglich: eine ausgefallene Grabausstattung aus der Jüngeren Bronzezeit. Von der Tracht des Mädchens aus gutem Hause waren nur noch zwei ineinander gegossene Bronzeringe und fünf verzierte Bronzeröhrchen, die sie wohl als Perlen verwendet hatte, erhalten. Außerdem hatte man ihr eine Fleischbeigabe (vergangen, aber durch ein Fleischmesser nachgewiesen) (→ Seite 68), ein Spinnwirtel und eines jener Bronzebecken mit zwei rechteckigen Ösen ins Grab gelegt, von denen niemand bis heute wirklich weiß, wozu sie ursprünglich dienten.

Im Nordischen Kreis der Älteren Bronzezeit trugen Frauen sogenannte Gürteldosen, die als Vorläufer unserer Becken angesehen werden, vorne am Gürtel. In der Jüngeren Bronzezeit könnte es bei den kleineren Becken ebenso gewesen sein. Es gibt allerdings sehr große Exemplare, die nur als Zeremonialgefäße denkbar sind. In den wenigen Gräbern, die man mit einem dieser Becken ausgestattet hatte, waren die Verstorbenen verbrannt worden, sodass Hinweise auf die Trageweise und Funktion der Becken nicht gegeben sind. Der Großteil der Bronzebecken stammt aus Hortfunden und bietet damit auch keinen Ansatz für eine Deutung.

Der bald nach seiner Entdeckung verschollene Spinnwirtel aus Ton wird einheimisch oder zumindest nicht von den einheimischen Tonwirteln zu unterscheiden gewesen sein. Die erhaltene Bronzetracht weist aber nach Nordwesteuropa (Röhrenperlen) bzw. Nordwest- bis Mitteldeutschland (Bronzeringe). Das gegossene Bronzebecken, das grundsätzlich auf skandinavische und norddeutsche Vorbilder zurückzuführen ist, weist mit seiner Gliederung, seinen Ösen und seiner Verzierung sowohl Merkmale der Becken vom sogenannten Westkreis (Niederlande-Niedersachsen-Westfalen) als auch der mitteldeutschen Gruppe auf.

Das Vorkommen des Bronzebeckens im Kreis Gütersloh ist außergewöhnlich. Aus Westfalen gibt es sonst nur ein weiteres vollständiges Becken aus Münster-Gittrup (eine einheimische Nachahmung) und das Fragment eines Beckens bei Bad Driburg (Kr. Höxter), das dem Ostkreis (Seeland, Schweden und Pommern) zuzuschreiben ist. Ein weiteres, winziges Fragment stammt schließlich aus Saerbeck (Kreis Steinfurt).

Die gegossenen Bronzebecken aus Westfalen belegen für die Jungbronzezeit auswärtige Kontakte. Man übernahm kulturelle Normen aus Nordeuropa mittels eigenwilliger Gegenstände, die aus Nordwest- und Mitteldeutschland bzw. aus dem Westbaltikum stammten. Die Funde von Nordrheda (Tracht und Beigaben) bestätigen diese Nordausrichtung einer gehobenen Klasse. Nur das Fleischmesser nicht. Es mag in Nordwestdeutschland gegossen worden sein, die Vorbilder dafür liegen aber in Ostfrankreich und in der Schweiz.

Daniel Bérenger



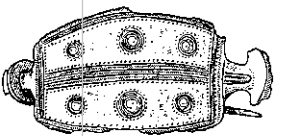
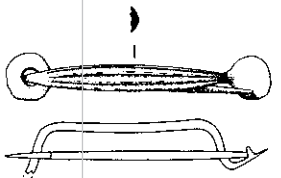
Grabausstattung eines jungbronzezeitlichen Mädchens aus gutem Hause.



Der Bodenteil des Beckens aus Rheda-Wiedenbrück war reichhaltig verziert und bildete damit die Schauseite des Bronzegefäßes unbekannter Funktion.



UNIKATSCHMUCK? JUNGBRONZEZEITLICHE FIBELN IN NORDRHEIN-WESTFALEN!



Einzelanfertigungen für den persönlichen Geschmack?

Jungbronzezeitliche Fibeln aus Rheda-Wiedenbrück, Münster-Gittrup, Telgte, Hille-Nordhemmern und Porta Westfalica-Wittenhusen (von oben nach unten).

Seit fast siebenzig Jahren beschäftigt sich die Forschung bereits mit den bronzezeitlichen Fibeln Nordrhein-Westfalens. Die wenigen Stücke sind jedoch so unterschiedlich, dass die Bearbeiter bezüglich der typologischen Einordnung, der Namensgebung, der Trageweise oder der Produktionsgebiete zu verschiedenen Ergebnissen kamen, was Aussagen über eine kulturelle Einordnung nahezu unmöglich macht.

Die Fibeln von Münster-Gittrup, Hille-Nordhemmern (Kr. Minden-Lübbecke) und Rheda-Wiedenbrück (Kr. Gütersloh) lassen sich wegen ihres ähnlichen Aufbaus eventuell zu einer kleinen Gruppe zusammenfassen. Sie sind zweiteilig und bestehen aus einem drahtförmigen Bügel (Gittrup) oder einer schmalen Bügelplatte, die durch Längsrippen verziert ist. Mittels einer Nadel mit scheibenförmigem durchlochten Ende, die in das Bügelende eingehängt wurde, konnte Stoff oder Fell zusammengehalten werden.

Das Original der schon 1896 gefundenen in der Fachliteratur sogenannten „Porta-Fibel“ von Wittenhusen (Kr. Minden-Lübbecke) ist verloren. Sie war im Prinzip ähnlich konstruiert wie die oben beschriebenen Stücke, allerdings war der breitere Fibelbügel aufwändig verziert. Die Fibel wurde auf dem Leichenbrand in einem einheimischen Tongefäß innerhalb eines großen Urnengräberfeldes geborgen.

Typologisch sind alle vier Fibeln als Sonderformen der nordwestdeutschen Bügelplattenfibeln anzusprechen.

Die „Porta-Fibel“ wurde mit einer Nadel mit eiförmigem Kopf vergesellschaftet gefunden, die wohl aus dem Raum der süddeutschen jüngeren Urnenfelderkultur importiert worden war. Daher ist für sie eine Datierung in die Jüngere Bronzezeit (Per. IV/V - Ha B1) wahrscheinlich. Aus dem selben Zeitraum stammen zwei innerhalb von schlüssellochförmigen Grabanlagen gefundene Fibeln aus Rheda-Wiedenbrück (Kr. Gütersloh) und Telgte-Raestrup (Kr. Warendorf). Sie sind sowohl durch ihre Konstruktion als auch durch ihre Fundumstände recht gut vergleichbar. Beide haben einen langrechteckigen Bügel, der Fibelkopf allerdings endet in unterschiedlich ausgearbeiteten Querstegen. Weitere Unterschiede zeigen sich in einer Öse an der Fibelunterseite beim Rhedaer Exemplar bzw. einem Loch am unteren Ende des Bügels bei der Fibel aus Telgte. Beide Fibeln waren Beigaben in Frauengräbern; in Telgte konnte sogar nachgewiesen werden, dass ein Säugling oder ungeborenes Kind mitbeerdigt worden war. Wahrscheinlich war die Frau während der Schwangerschaft oder bei der Geburt gleichzeitig mit ihrem Kind gestorben.

Die sechs genannten Fibeln weisen keine Brandspuren auf. Sie haben also nicht auf dem Scheiterhaufen gelegen, sondern müssen nach der Verbrennung der Verstorbenen von den Angehörigen als Beigabe mitgegeben worden sein. Sie wurden mit den aufgesammelten Knochenresten in einen Behälter aus vergänglichem Material – etwa aus Stoff – gelegt. Es kann davon ausgegangen werden, dass durch die Beigabe einer solch seltenen Fibel auch eine besondere Wertschätzung der Toten durch die Hinterbliebenen ausgedrückt werden sollte.

Außerhalb Nordrhein-Westfalens sind meist entfernt verwandte Fibeln aus Niedersachsen und Hessen bekannt. Ein Herstellungszentrum oder etwaige Handelswege lassen sich aber bis jetzt nicht definieren. Auch wegen der individuellen Ausgestaltung ließe sich eher die Vermutung aussprechen, dass es sich bei den oben beschriebenen Fibeln um lokal hergestellte Einzelstücke handelt.

Dorothee Ackermann-Grünwald



NICHT NUR ZUM SCHNEIDEN DA: DOPPEL-T-GRIFFMESSER

Die sogenannten Doppel-T-Griffmesser gehören sicherlich zu den herausragendsten Erzeugnissen des bronzezeitlichen Metallhandwerks im westfälisch-nordniederländischen Kulturraum. Ihren Namen erhielten diese Messer aufgrund ihres durch kräftige Querstege abgegrenzten Griffs.

Die 13 oder 14 heute bekannten Doppel-T-Griffmesser konzentrieren sich auf die nordöstlichen Niederlande und das anschließende westfälische Tiefland sowie auf den Raum um den Mittel- und Unterlauf der Weser. Weitab von diesem Kerngebiet liegen die beiden dänischen Fundorte von Klokkeholm und Vejby. Kulturell stehen die Doppel-T-Griffmesser mit der nordniederländisch-westfälischen Gruppe der Jüngeren Bronzezeit in Verbindung und sind vermutlich unter dem Eindruck gleichzeitiger süddeutscher Messerformen (Typ „Aub“) als regionale Ausprägung entstanden.

Die wenigen chronologisch auswertbaren Fundumstände und formale Parallelen zu den süddeutschen Messerformen erlauben eine Datierung in die mittlere und jüngere Urnenfelderzeit (→ *Chronologietabelle Seite 47*).

Neben mehreren offensichtlichen Grabfunden stammt nahezu die Hälfte dieser Messer aus Gewässern, sie sind daher wohl als Opfer zu werten. Diese wiederholte Deponierung in Flüssen spricht dafür, dass es sich nicht um normales Gebrauchsgerät gehandelt hat.

Viele Messer dieses Typs fallen sowohl durch ihre außergewöhnliche Größe als auch durch eine aufwändige Herstellung und Verzierung auf. Das aus den Beständen der LWL-Archäologie für Westfalen stammende Exemplar von Petershagen-Hävern (Kr. Minden-Lübbecke) ist dabei mit einer Länge von 34,2 cm eines der größten. Aufgrund dessen diskutiert man diese Messer in der Forschung nicht so sehr als profane Schneidegeräte, sondern als mögliche Kultgeräte, Rangabzeichen oder Statussymbole. Bei einem Doppel-T-Griffmesser aus Löhne-Mennighüffen (Kr. Herford) ließen sich in einem Tonkern, der sich im Griffinneren erhalten hatte, noch Spuren von tierischen Fetten nachweisen, die vom Schlachten bzw. vom Zerteilen von Fleisch herrühren könnten.

Martin Hohlbein



Die Funktion eines Doppel-T-Griffmessers wird vielfach diskutiert: Rangabzeichen, Kultgerät, Statussymbol oder doch nur ein luxuriöses profanes Schneidegerät? (Fundort: Petershagen-Hävern).



FORSCHUNGSGESCHICHTE



*Der erste „Archäologe“
Westfalens: Jodocus
Hermann Nünning.*

In Westfalen ist der Beginn der Bronzezeitforschung mit Jodocus Hermann Nünning (1675 bis 1753) verknüpft. Nünning war Geschichtswissenschaftler und Antiquar, der auch Interesse an Archäologie hatte. Er öffnete gezielt alte Grabhügel, um daraus Urnen und andere Funde zu bergen. In seinem Buch „Sepulcretum Westphalico Mimigardico Gentile ...“ von 1713 berichtet er darüber. Freilich wusste er noch nicht, wie alt seine Funde wirklich waren. Der Begriff Bronzezeit geht auf den dänischen Altertumsforscher Christian Jürgensen Thomsen zurück, der erst im Jahr 1836 – also mehr als 100 Jahre später – das sogenannte Dreiperiodensystem (Steinzeit – Bronzezeit – Eisenzeit) einführte.

In der Folgezeit gab es noch eine ganze Reihe weiterer früher Forscher in Westfalen, die auf ähnliche Art wie Nünning vorgehen: Die erkennbaren Grabhügel wurden einfach in der

Diese Schautafel aus dem Jahre 1899 sollte Schülern archäologische Funde aus Westfalen näherbringen.



Mitte trichterförmig angegraben, um die Bestattung zu finden und die Funde bergen zu können. Denn das Hauptinteresse dieser Forscher waren in erster Linie Funde, die man sammeln und in den „Kuriositätenkabinetten“ und Museen ausstellen konnte. Auf eine genauere Dokumentation der Auffindung wurde in der Regel verzichtet. Aus heutiger Sicht ist diese Grabungsmethodik völlig unsachgemäß. Dieses Vorgehen lässt sich allerdings durch den Wissensstand der damaligen Zeit erklären, denn die Aussagekraft der Fundzusammenhänge, der sogenannten Befunde, war noch nicht in vollem Umfang erkannt worden.

Seit den 1920er Jahren bemühten sich die westfälischen Altertumsforscher, auch den Befunden stärker gerecht zu werden und die Grabungsmethoden zu verbessern. Man hatte verstanden, dass durch die Ausgrabung der Befund zerstört wird und dass es deshalb geboten ist, diesen möglichst genau zu dokumentieren. Deshalb fertigte man vermehrt Fotos und maßstabsgerechte Zeichnungen an. Durch diese neuen Methoden konnten 1914 erstmals bronzezeitliche Grabeinheiten in Form von Kreis- und Schlüsselochgräben auf dem Gräberfeld Petershagen-Seelenfeld (→ Seite 27) nachgewiesen werden.

Die Publikationen jener Zeit waren vor allem Grabungsberichte aus den Federn von August Stieren, Friedrich Langewiesche und Heinrich Schwanold. Die ersten Gesamtdarstellungen verdanken wir Albert Krebs. Sie blieben aber lange Zeit vereinzelt. Kurz vor dem Zweiten Weltkrieg hatte Hugo Hoffmann versucht, Forschungsergebnisse umfassender darzustellen – allerdings ohne jede Abbildung! Nach dem Krieg behandelten Siegfried Gollub das Münsterland, Gisela Sudholz die Funde der Frühen Bronzezeit und Hans Aschemeyer die Gräber der Jüngerer Bronzezeit. In der Folge haben sich vor allem Kurt Tackenberg zu den jungbronzezeitlichen Funden und Klemens Wilhelmi zu den Grabformen geäußert.

Kehren wir aber zum Grabungswesen zurück.

Verglichen mit heutigen Maßstäben gingen die Ausgrabungen früher relativ langsam vonstatten. Der Hauptgrund dafür ist, dass zunächst der Deckboden in mühseliger und zeitaufwändiger Arbeit per Hand abgetragen werden musste. Ab den 1970er Jahren kam den Archäologen eine wichtige technische Innovation zugute, wodurch die Ausgrabungen deutlich beschleunigt wurden: der Hydraulikbagger. Erst jetzt wurde



es möglich, durch große Flächengrabungen in den riesigen Siedlungs- und Bestattungsplätzen Zusammenhänge und Entwicklungen zu untersuchen.

Die Zahl der Ausgrabungen – nicht nur bronzezeitlicher Objekte – hat seit dem Jahr 1980 deutlich zugenommen, weil in diesem Jahr ein neues Denkmalschutzgesetz in Nordrhein-Westfalen in Kraft trat. Dies zog Konsequenzen in der Organisation der archäologischen Denkmalpflege nach sich. In der Folge wurden vermehrt Rettungsgrabungen an durch Baumaßnahmen, Entsandungen, Kiesabbau o. ä. bedrohten Fundstellen durchgeführt. Darüber entstanden vor allem Vorberichte, aber auch größere Auswertungen. Für diesen Zeitabschnitt hervorzuheben sind die Arbeiten von Kurt Kibbert über die Bronzebeile, Ulrich Nahrendorf über die Frühbronzezeit, Beate Herring über die Gräber der Früh- bis Mittelbronzezeit sowie Birgit Mecke, Barbara Rüschoff-Thale und dem Team um Henriette Brink-Kloke jeweils über große Gräberfelder der Jungbronzezeit.

In den letzten Jahren kamen den Ausgräbern weitere technische Innovationen zugute: Computer und die entsprechende Software in Verbindung mit moderner Vermessungstechnik (Tachymeter). Dadurch konnten viele Vermessungs- und Dokumentationsarbeiten erheblich beschleunigt werden.

Bei den modernen Auswertungen werden neben der Archäologie auch vermehrt andere Wissenschaften (Anthropologie, Botanik, Geologie u. a.) eingebunden, um ein möglichst umfassendes Bild der Vorgeschichte entstehen zu lassen.

Es gibt allerdings noch eine ganze Reihe unvollständig ausgewerteter Altgrabungen, die möglicherweise unsere Kenntnis der westfälischen Bronzezeit deutlich verändern können. Von zukünftigen Forschungen ganz zu schweigen!

Stephan Deiters

Literatur: Aschemeyer 1966; Brink-Kloke / Heinrich / Bartelt 2006; Kibbert 1980; Kibbert 1984; Mecke 1998; Rüschoff-Thale 2004; Tackenberg 1971; Wilhelmi 1981.



Mehr Freizeitvergnügen als Wissenschaft: Die Bergung einer Urne aus Reken (Kr. Borken) im Jahre 1936.



Bei der Ausgrabung im Jahre 1937 in Borken-Marbeck achtete man nicht nur auf Funde, sondern dokumentierte auch die Grabanlagen sehr genau.

Heute haben Bagger und Computer auf den modernen Ausgrabungen Einzug gehalten.

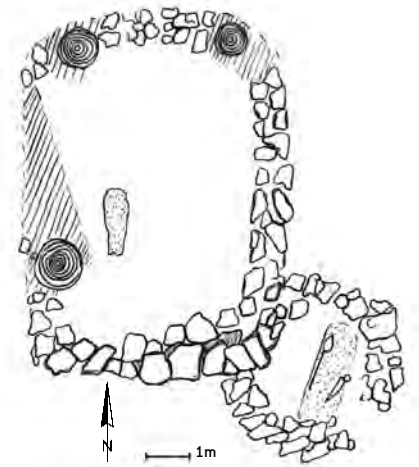


ZU FRÜH GEGRABEN: GRABHÜGEL BEI HERSTELLE

Unmittelbar an der hessischen Grenze lag 1921 bei Beverungen-Herstelle (Kr. Höxter), westlich der Einmündung der Diemel in die Weser, der Hauptteil einer Grabhügelgruppe, die noch 19 Denkmäler umfasste. Auf hessischem Boden waren bereits acht Gräber bei einer dort früher erfolgten Urbarmachung zerstört worden. Wegen der nun bevorstehenden Umwandlung von Forst in privates Ackerland stand eine Untersuchung der westfälischen Hügel an, die allerdings sehr improvisiert werden musste. Der Ausgräber August Stieren, späterer Landesarchäologe Westfalens, war damals noch Privatgelehrter. Stieren arbeitete für das Deutsche Rote Kreuz in Essen und konnte nur in seinem Urlaub Ausgrabungen unternehmen. Die Grabhügelgruppe von Herstelle hat er in zwei Kampagnen untersuchen lassen: im Herbst 1921 mit von der Altertumskommission für Westfalen bezahlten Arbeitskräften und in den Osterwochen des Jahres 1922 mit freiwilligen Lehrern aus Herstelle.

Die Grabhügel hätten sicher eine intensivere, moderne Untersuchung verdient, wobei Stieren kein Vorwurf zu machen ist – er tat, was damals möglich war. Die Hügel waren mit ringförmigen Trockenmauern oder Steinplattenreihen eingefasst. In der Mitte enthielten sie teilweise eine Steinpackung oder eine längliche Verfärbung (Baumsarg?), in der sich gelegentlich Grabbeigaben befanden. Eine Nachbestattung wies auf der rechten Seite des offensichtlich nicht erfassten Leichenschattens eine Speerspitze (ursprünglich in einer Lederhülle?) und auf der linken Seite eine Kurzschwert-Klinge aus der frühen Mittelbronzezeit mit Resten einer Holzscheide auf. Ein Feuerstein und eine Pyritkugel dienten als Feuerzeug. Eine weitere (wohl weibliche) Nachbestattung lieferte zwei Spiralarmringe mit Abdrücken eines Wollgewebes. Das ist alles, was wir wissen. Immerhin gibt es damit einige Hinweise auf Verbindungen mit Nordwestdeutschland einerseits und mit der Hügelgräberkultur Nordhessens andererseits. Doch sind die Grabungsergebnisse bis heute sehr unbefriedigend publiziert und können aufgrund der mangelhaften Dokumentation nicht wesentlich besser vorgelegt werden. Die Chance, zwei Drittel einer mittelbronzezeitlichen Grabhügelgruppe mit derlei Kulturbeziehungen untersuchen zu können, hat sich aber seitdem nicht mehr ergeben. Die Grabung in Herstelle erfolgte einfach zu früh. Schade!

Daniel Bérenger



Schutz für den Toten: Viele Gräber in Herstelle waren mit Steinplatten eingefasst.

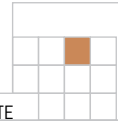
Links: Beverungen-Herstelle. Grabausstattung eines Mannes (Grabhügel 3).

Unten: Beverungen-Herstelle. Spiralarmband einer Frau (Grabhügel 4).



Literatur: Stieren 1922.





EIN MEILENSTEIN DER FORSCHUNGSGESCHICHTE: DAS GRÄBERFELD AUF DEM RADBERG

Der Radberg ist ein Vorsprung einer mäßig ansteigenden Geländestufe, der südöstlich des kleinen Ortes Hülsten bei Reken (Kr. Borken) im westlichen Münsterland liegt. In der Bronzezeit existierte hier ein Gräberfeld mit beachtlichen Dimensionen: Die Ausdehnung in West-Ost-Richtung betrug etwa 200 m. Die Grenzen im Norden und Süden konnten nicht richtig erfasst werden; die Ausdehnung betrug mindestens 100 m. Das nächste Fließgewässer, ein Bach, fließt 500 m weiter nördlich. Das nächstgelegene bronzezeitliche Gräberfeld im Wildgrund liegt nur 2 km westlich vom Radberg.

Die Belegung des Friedhofs beginnt anscheinend in der ausgehenden Jungsteinzeit oder der Frühen Bronzezeit, als hier ein erster großer Grabhügel errichtet wurde. In den folgenden Jahrhunderten wurden daneben zwei weitere große Grabhügel angelegt, sodass eine kleine Grabhügelgruppe entstand. Die Hügel hatten jeweils Einfassungen aus Pfostenkränzen. Darin waren mehrere Personen in Körpergräbern bestattet worden.

In der Späten Bronzezeit breitete sich hier dann ein großer Friedhof aus. Zahlreiche Brandgräber wurden festgestellt: „Brandskelettgräber“, Urnengräber und Leichenbrandnester. Auch mehr als 100 Grabeinhegungen, in erster Linie Schlüssellochgräber, aber auch Kreis- und Langgräben wurden bei den Grabungen dokumentiert.

Das Gräberfeld ist für die Forschungsgeschichte von besonderer Bedeutung, denn mit diesem Namen ist der Beginn der systematischen, wissenschaftlichen Erforschung der Kreisgrabenfriedhöfe in Nordwestdeutschland verknüpft. Der Friedhof wurde in mehreren Kampagnen in der Zeit von 1926 bis 1936 von Mitarbeitern des Ruhrlandmuseums in Essen ausgegraben. Die Beobachtungs- und Erhaltungsbedingungen waren deutlich besser, als man es von vergleichbaren Gräberfeldern gewohnt ist. Dank für die damalige Zeit moderner Grabungsmethoden konnte bereits bei der ersten Grabungskampagne ein Schlüssellochgrab freigelegt werden; eines der ersten in Westfalen.

Im Jahre 1938 erschien ein Vorbericht in einer bekannten Fachzeitschrift, sodass das Gräberfeld einem größeren Leserkreis bekannt wurde; eine ausführliche Publikation sollte

folgen. Diese Pläne wurden aber durch den Zweiten Weltkrieg zunichte gemacht: Der Bearbeiter, H. Kroll, überlebte den Krieg nicht und die Grabungsdokumentation wurde größtenteils zerstört; lediglich die Grabungsfotos blieben erhalten. Glücklicherweise hatten wenigstens die Funde den Krieg nahezu unbeschadet überstanden. Einige Jahre später wurde eine Auswertung des Gräberfeldes mit Hilfe des alten Vorberichtes und anhand der Funde versucht, jedenfalls so weit die fehlende Dokumentation dies zuließ. Schließlich konnte im Jahre 2005 doch noch eine zusammenfassende Publikation veröffentlicht werden.

Stephan Deiters



Von den Grabhügeln am Radberg hat man einen guten Blick in die Landschaft.

Ausnahmsweise einmal hell zeichneten sich die Grabeinhegungen bei den Untersuchungen in den 1930er Jahren ab.





Der vorgeschichtl. Kreisgräbenfriedhof Sölten Kreis Recklinghausen

Planaufnahme: A. Stieren.

Bestimmung nach Alter und Geschlecht gemäß Zeichenerklärung: Dr. med. C. Krumbein.

Zeichen Erklärung.

- Kinderbestattung (ohne Geschlechtsangabe)
- Männliche Bestattung
- Weibliche
- Doppelbestattungen
- Geschlechtsbestimm. unmöglich
- Zerstörte Bestattung
- Pfostenlöcher



Die Pfosten in den Gräbern werden als Reste von Kultbauten interpretiert.

Welche Rolle mag das Füßchen-
gefäß aus Dorsten im Grabritual
gespielt haben? Es wurde in
Hügel 1 gefunden.



DER FRIEDHOF VON WULFEN-SÖLTEN: FRÜHE BEOBSACHTUNGEN ZUR „GRABRITUALISTIK“

In Dorsten-Wulfen-Sölten (Kr. Recklinghausen) führte die Abholzung einer Waldparzelle im Jahr 1933 zur Entdeckung und anschließenden Freilegung eines Kreisgräbenfriedhofes auf einer 4500 m² großen Fläche. Bei der von August Stieren geleiteten Ausgrabung wurden neben den Überresten von fünf größeren Grabhügeln der Jungsteinzeit zahlreiche schon durch die Rodungsarbeiten angerissene Brandbestattungen entdeckt. Die Fundstelle lag auf einer flachen, noch etwa einen Meter hoch erhaltenen Düne.

Die Grabungen selbst ergaben neben isoliert gelegenen Grabstellen eine größere Anzahl kreisförmiger, aber auch länglicher grabenartiger Bodenverfärbungen mit zum Teil unterschiedlich geformten und ausgerichteten Anbauten – oder, wie vom Ausgräber bezeichnet – „merkwürdigen Ausbuch-

tungen“. Während sich in dem kreisförmigen Bereich fast immer eine Bestattung in Form einer Urne oder eines Knochenlagers befand, waren die durchweg in östliche Richtung orientierten Ausbuchtungen bis auf zwei Fälle frei von Bestattungen. Die in Sölten gemachte Beobachtung legte eine Interpretation als – möglicherweise nicht überhögelte – „kultische“ Vorplätze zu der eigentlichen Grablege nahe, eine Deutung, die noch bis in unsere Tage diskutiert wird (→ Seite 135 ff.). Grabungen jüngerer Zeit haben verschiedentlich auch Bestattungen in diesen Vorhöfen ergeben, so z. B. in Warendorf-Neuwarendorf (Kr. Warendorf) (→ Seite 36 f.) oder Ibbenbüren-Auf'm Trüssel (Kr. Steinfurt) (→ Seite 120 f.), aber dies bleibt eher die Ausnahme.



Die Kenntnis dieser mehr oder weniger schlüssellochförmigen Grabeinfriedungen war 1933 noch nicht sehr verbreitet. Erst wenige Jahre zuvor war Albert E. van Giffen in den Niederlanden erstmals auf derartige Grabumhiegungen gestoßen, in Westfalen waren bis zum Zeitpunkt der Grabung in Wulfen-Sölten gerade einmal die Gräberfelder vom Radberg bei Reken-Hülsten (Kr. Borken) (→ Seite 23), Rheine-Hauenhorst (Kr. Steinfurt) (→ Seite 135 ff.) und Petershagen-Seelefeld (Kr. Minden-Lübbecke) (→ Seite 42) für diese eigenartige Ausformung von Grabeinfriedungen bekannt geworden.

Auf dem Söltener Gräberfeld wurden aber noch weitere Phänomene des Totenrituals beobachtet, die die Diskussionen über vergleichbare Bestattungsorte für die kommenden Jahrzehnte nachhaltig beeinflussen sollten.

So stellte sich Stieren bereits damals die Frage, ob die kreisförmigen Eingrabungen ursprünglich offen um die Grabstätte gelegen haben oder ob sie etwa zur Aufnahme eines Flechtzaunes gedient hätten. Zumindest in Sölten, aber auch in Rheine-Hauenhorst hatte man durch eine damals noch neue, moderne Grabungstechnik, nämlich durch langsames flächiges Abplanieren der Füllschichten, das Vorkommen von Flechtzäunen widerlegen können.

Auch das Auffinden von Keramikgefäßen auf der Sohle einiger Gräben erhärtete diese Feststellung: „Auf der Sohle eines Grabens, der eine Befestigung trägt, haben Gefäße keinen Platz“. Die Interpretation dieser Gefäße als Opfergefäße im Zusammenhang mit kultischen Handlungen ist übrigens auch heute noch gültig. Natürlich sind aber auch Überlegungen, dass die Gefäße ganz profan bei Totenfeiern genutzt und im Anschluss zerschlagen wurden, nicht völlig von der Hand zu weisen!

Die Beobachtung von Hügelaufschüttungen, wie sie auch in Rheine-Hauenhorst möglich war, „berechtigt uns zur Annahme allgemeiner Überdeckung der Bestattungen mit Hügeln“, so Stieren damals.

Bei mindestens drei Bestattungen wurden je vier Pfostensetzungen direkt um das Grab herum beobachtet, auch dies eine Erscheinung, die in den Niederlanden kurz zuvor erstmals entdeckt worden war. Man interpretierte das als Überreste kleiner Kultbauten.

Eine wichtige Ergänzung der Erkenntnisse waren die anthropologischen Untersuchungen der Leichenbrände aus den Gräbern. Dieses Verfahren, hier von Carl Krumbein zum ersten Male bei einem westfälischen Gräberfeld angewandt, steckte

zur Zeit der Ausgrabungen in Sölten fast noch in den Kinderschuhen (→ Seite 151 ff.). Ein wichtiges Ergebnis der Untersuchung war die Bestimmung von etwa 20 % Doppelbestattungen innerhalb des Gräberfeldes. In den meisten dieser Fälle war eine weibliche Person zusammen mit einem Kind beigelegt worden. Der Anteil der Kinderbestattungen von fast 60% im Gesamtgräberfeld ist auffallend hoch. Die Verteilung dieser Kindergräber im Gräberfeldplan zeigt, dass sie bei der Gestaltung der Grabanlagen eine vergleichbar hohe Wertschätzung erfuhren wie die Erwachsenen. Nicht nur diesen waren in Sölten zum Teil aufwändige Grabbauten vorbehalten!

Mit der für die damalige Zeit vorbildlichen Dokumentation und der detaillierten, auf einem interdisziplinären Ansatz gegründeten Auswertung war die Publikation des Friedhofs 1935 sicherlich ein Meilenstein in der Erforschung der Bronzezeit in Westfalen. Sie hat Maßstäbe gesetzt, von denen auch heute noch viele Gültigkeit haben.

Am Ende sei August Stieren noch einmal selbst das Wort erteilt, wenn er die Hauptproblematik bei der Beurteilung der bronzezeitlichen Urnenfriedhöfe, die die Forschung bis heute beschäftigt, beim Namen nennt: „Vielleicht kommen wir ... mit der Datierung aus keramischem Material weiter, wenn wir eine größere Anzahl geschlossener und vollständig ausgegrabener Friedhöfe überblicken können. Sicherer glaube ich, aber erst dann, wenn wir die Grabritualistik, wie sie sich auf den Kreisgrabenfriedhöfen zu erkennen gibt, in größerem Umfang als bisher zu Gesicht bekommen“.

Birgit Mecke

Sogar der Rundfunk berichtete: Die Grabungen in Sölten erregten 1933 großes Aufsehen.



„ALTDEUTSCHE TOTENURNEN“, GUT GESCHÜTZT: DAS HÜGELGRÄBERFELD AM HADDORFER SEE

Nördlich von Wettringen (Kr. Steinfurt) liegt in einem kleinen Wäldchen eines der größten zusammenhängenden Hügelgräberfelder des Münsterlandes. Erhalten haben sich insgesamt 66 Hügel unterschiedlicher Größe.

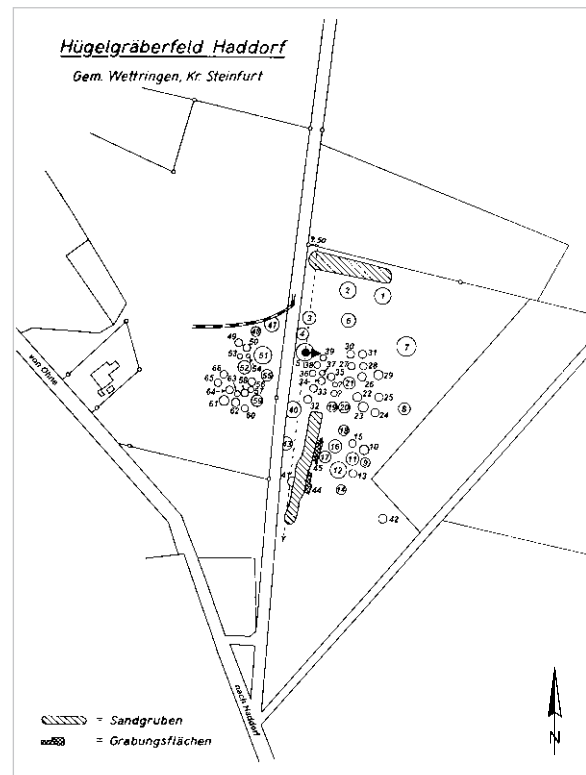
Bereits früh wurden viele zum Ziel von Grabräubern. Mulden auf den Hügelkuppen sind untrüglicher Hinweis auf solche Aktivitäten, hinter denen sich manchmal aber auch frühe archäologische „Forschungen“ verbergen können.

So findet sich in einer Privatsammlung, die aus jener des „ersten Archäologen des Münsterlandes“, Hermann Jodocus Nünning, hervorgegangen ist, eine Urne mit der Beschriftung „Altdeutsche Totenurne bey Hadrup ausgegraben“ – die Schrift verweist auf das 19. Jahrhundert. Aus einer Aktion des Halterner Sanitätsrates Conrads im Jahr 1892 stammt ein kurioses Steinbeil aus der Jungsteinzeit, das in einer Urne mit Bronzefibeln gefunden worden sein soll – ein Beleg für Antiquitäten-sammler in der Bronzezeit?

In der Folgezeit rissen die Grabungen nicht ab. Vorwiegend doppelkonische Urnen der Jüngeren Bronzezeit, aber auch ein Rasiermesser und eine Pinzette gelangten 1932 und 1950 in die Archive, bevor Sandabgrabungen 1950 die erste und bislang einzige reguläre Grabung erforderlich machten. Sie führte zur Entdeckung dreier Schlüssellochgräben und eines Kreisgrabens, jeweils mit zentralen Urnenbestattungen. Fehlgeleitete Neugier zweier Schüler führte 1962 zur Aufdeckung von vier Gefäßen, die direkt aufeinander gestanden haben sollen: zuunterst ein Doppelkonus mit Beigefäß – eigentlich typisch für die Jüngere Bronzezeit. In der Mitte stand ein Rauhtopf mit Fingertupfenverzierung auf dem Rand, den man nach landläufiger Meinung in die Eisenzeit datieren würde. Den Abschluss bildete ein weiterer Rauhtopf. In jedem Falle ein merkwürdiges Ensemble.

Die fortschreitende Bedrohung der Grabhügel durch Raubgräber und Entsandungen führte zu Überlegungen, wie man sie dauerhaft schützen könne – und dies lange vor der Verabschiedung des Denkmalschutzgesetzes. Nach einem lang anhaltenden Papierkrieg zwischen Eigentümern, Nutzern und verschiedensten Behörden wurde zunächst 1965 eine Art Grabungsschutzgebiet in das Grundbuch eingetragen, diese Eintragung besteht bis heute. 1969 kaufte die Stadt Rheine einen Teil des Geländes und sorgte für eine stabile Einzäunung. Formal unter Denkmalschutz gestellt wurde der Friedhof 1986.

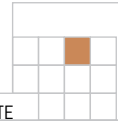
Christoph Grünewald



Früh bekannt, früh geschützt: das Grabhügel­feld von Wettringen-Haddorf.

Aufeinander gestapelt? Drei Urnen und ein Beigefäß vom Übergang der Bronzezeit zur Eisenzeit.





PLAGGENWALL UND KREISGRÄBEN: DAS GRÄBERFELD VON PETERSHAGEN-SEELFELD

Beiderseits der niedersächsischen Grenze lag östlich der Weser ein ausgedehntes Grabhügelfeld, von dem heute nur noch geringe Reste in der sogenannten Seelenfelder Heide erhalten sind. Die Gräber waren seit langem bekannt und wurden spätestens seit 1822 immer wieder von Amateuren geöffnet. Als der westfälische Anteil 1914 urbar gemacht werden musste, leitete Friedrich Langewiesche (Verein für Heimatschutz und Altertumsforschung – eine amtliche Bodendenkmalpflege gab es nämlich in Westfalen damals noch nicht) die Rettungsgrabung der betroffenen Grabhügel durch eine Mannschaft französischer Kriegsgefangener ein, die unter örtlicher Aufsicht zweier Lehrer stand. Die von Carl Schuchhardt (Vorgeschichtliche Abteilung des Berliner Völkerkundemuseums) als vorbildlich bezeichnete Dokumentation ging aber im Ersten Weltkrieg verloren. Nach mehreren Umzügen und dem Zusammenbruch des Daches eines der Mindener Fundmagazine sind heute die Fragen, welcher Fund aus welchem Hügel stammt und wie sie miteinander vergesellschaftet waren, nicht mehr zu beantworten.

In einzelnen Hügeln waren vor der Grabung jeweils „zahlreiche“ Urnen beobachtet worden. Die Rettungsmaßnahme betraf 27 Grabhügel, die einen Durchmesser von 4 bis 30 m aufwiesen und 0,5 bis 1,5 m hoch waren. Sie enthielten noch eine oder mehrere Urnen, häufig mit einem Beigefäß und/oder einer Deckschale versehen. In einem Fall war die Mitte der Hügelsohle durch eine Pfostengrube markiert. Am Hügelfuß ließen sich ein Plaggenwall und in zehn Fällen ein Kreisgraben feststellen. Fünf der Ringgräben besaßen einen jener kleinen Vorhöfe im Ostteil, die nach einem Befund aus Rheine-Mesum (Kr. Steinfurt) wahrscheinlich jünger sind als die klassischen Schlüssellochgräben mit breitem, trapezförmigem Bart der Ems-Region. Ein weiterer Kreisgraben zeigte eine 0,7 m breite Eingangsunterbrechung. Nur so viel lässt sich heute rekonstruieren.

Aufgrund der genannten Unzulänglichkeiten ist die damals vorbildliche Ausgrabung von 1914 bis heute unveröffentlicht geblieben. Eine wissenschaftliche Auswertung wäre nämlich eine sehr undankbare Aufgabe.

Daniel Bérenger



Kreisgraben in Seelenfeld mit französischen Kriegsgefangenen als Grabungsarbeiter. Dort wurden die ersten Schlüssellochgräben Westfalens entdeckt.



BAUMSARG UND HÜGELCHEN IN HEIDEN: SCHLAGLICHTER AUF EIN GRÄBERFELD

Schon 1898 gab der Zustand des ehemals großen bronzezeitlichen Gräberfeldes in Heiden, Bauerschaft Nordick, „In der Uhle“ (Kr. Borken), Anlass zu der Bemerkung W. Conrads, dass sich dort „ein 12 Meter im Durchmesser haltender, 2 m hoher Hügel, welcher durch den Dampfpflug an Formschönheit verloren hat“, befindet. Und nicht nur das: 1895 sind ein über 200 m langes Gebiet durchgepflügt und an die 30 Urnen zerstört worden, lediglich einige Beigefäße wurden gerettet. Conrads fand nach Begehung des Geländes mehrere Stellen mit Knochenresten und Scherben.

1898 untersuchte Conrads dann ca. 12 „Hügelchen“, die in Abständen von 10 bis 12 m voneinander entfernt lagen und in der Regel einen Durchmesser bis etwa 3 m hatten, einige waren noch 0,5 m hoch.

In einem dieser „Hügelchen“ fand er am Rand eine „schön verzierte große Urne“, die sich heute in der Heimatstube Heiden befindet.

1957 leitete der Rektor der Schule, der Ortsheimatpfleger Bert Sniers, zusammen mit dem Kreisheimatpfleger August Heselhaus eine kleine Ausgrabung mit Schülern. Als sie unvermutet auf einen verkohlten Holzsaarg stießen, wurde sofort das Westfälische Landesmuseum für Vor- und Frühgeschichte (heute LWL-Archäologie für Westfalen) eingeschaltet. Die Ausgrabung brachte eine schlüssellochförmige Grabeinhegung zutage, in der leicht von der Mitte versetzt der verkohlte Baumsarg aus Eiche lag. Die verbrannten Knochen waren nach Angaben des Ausgräbers, W. Winkelmann, in anatomischem Zusammenhang im Saarg ausgebreitet. In diesem Grabkomplex glaubte Wilhelm Winkelmann auch anhand der Erdeingriffe die „schön verzierte große Urne“ aus der Grabung von 1898 lokalisieren zu können, die sich heute in Heiden befindet.

Es folgten 1964 und 1966 zwei weitere kleinere Untersuchungen. 1978 kamen bei einer Notgrabung zwei vollständige schlüssellochförmige Anlagen zutage, sieben weitere wurden angeschnitten.

Die Verstorbenen sind alle verbrannt worden, der Leichenbrand teilweise in tönernen Urnen niedergelegt, teilweise wohl in Behältern aus heute vergangenem Material. Außer kleinen Beigefäßen konnten keine weiteren Beigaben festgestellt werden. An Grabformen sind neben den schlüsselloch-

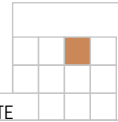
förmigen Anlagen ein Kreisgraben mit Holzeinbau und einer mit Steinkranzsetzung bekannt. Man kann davon ausgehen, dass alle Gräber überhügelt waren.

Von dem ehemals sehr großen Gräberfeld kennen wir demnach nur einen winzigen Ausschnitt, zudem ist der Erhaltungszustand schon vor den Ausgrabungen durch Fremdeinwirkungen stark beeinträchtigt gewesen. Wir kennen weder den Beginn noch das Ende der Belegung, wir wissen nicht, ob es neben den Brandbestattungen auch Körperbestattungen gegeben hat. In dem verkohlten Baumsarg war der Leichenbrand im anatomischen Zusammenhang ausgelegt. Im Allgemeinen markieren diese Gräber den Übergang von der Körper- zur Brandbestattung, ein Vorgang, der verstärkt ab 1300 vor Chr. beginnt. Es war daher eine Überraschung, dass sowohl die C^{14} -Untersuchungen des Leichenbrandes als auch der Holzkohle im Centrum voor Isotopen Onderzoek an der Universität Groningen (Niederlande) ein wesentlich jüngeres Datum anzeigen: Mitte des 10. Jahrhunderts vor Chr.!

Gisela Schumacher-Matthäus

Entdeckung am 13. Juni 1957 in Heiden: Eine schlüssellochförmige Grabanlage mit einem Baumsarg.

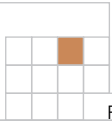




Bereit für den Transport ins Museum: der Baumsarg am 1. Juli 1957.



Der 2,30 m lange und 0,70 m breite Sarg wurde erst im Grab angezündet. Das beweist der rot durchglühte Sandstreifen um den Sarg.

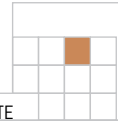


IM BOMBENSCHUTT WIEDERENTDECKT: VERZIERTE SCHERBEN AUS DORSTEN-HARDT

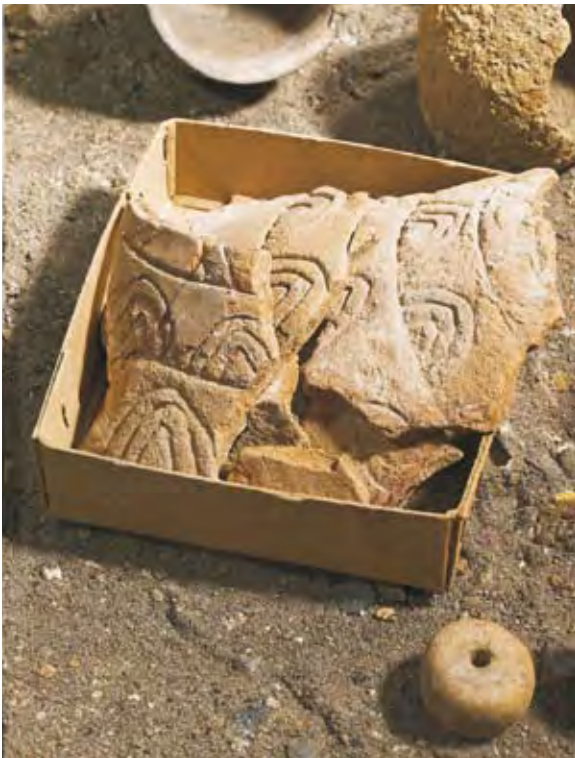
Am 11. April 1943 wurde die alte Domschule in Münster, in der das damalige Landesmuseum für Vor- und Frühgeschichte untergebracht war, durch einen alliierten Bombenangriff völlig zerstört. Alle Funde, die vorher nicht besonders gesichert und ausgelagert worden waren, gingen zu Bruch und wurden verbrannt oder aber zumindest herkunftslos, weil bei der

10. August 1949: Das am 11. April 1943 zerbombte „Provinzialmuseum für Vor- und Frühgeschichte“ (Münster) kurz vor Abriss der Ruine.





späteren Räumung des Bombenschuttes die Beschriftung der Funde verloren ging. Die heutige LWL-Archäologie für Westfalen hat nach dem Zweiten Weltkrieg versucht, provenienzlos gewordene, aber noch vorhandene Fundstücke zu identifizieren. Erste Ergebnisse dieser Arbeit aus der Feder von Ulrich Nahrendorf sind in Druckvorbereitung.



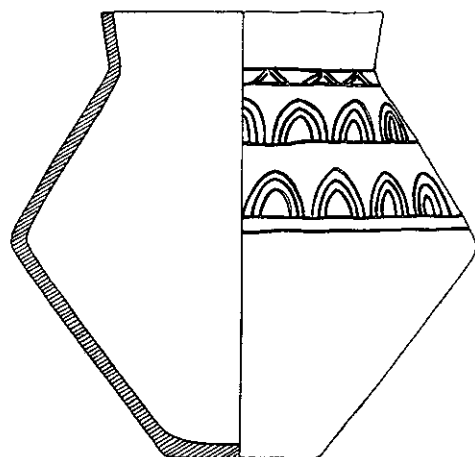
Jungbronzezeitliche Scherben (und jüngerer Spinnwirtel) in der Bombenschutt-Installation im LWL-Museum für Archäologie in Herne.

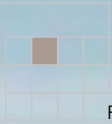
Als im Jahre 2003 das neue Landesmuseum für Archäologie in Herne eröffnet wurde, hatte man eine Installation „Bombenschutt“ mit Funden eingerichtet, bei denen es noch nicht gelungen war, die ursprüngliche Herkunft herauszufinden. Dort gut sichtbar finden sich verzierte Gefäßscherben, die, wie sich jetzt herausstellte, eindeutig zu einer Urne gehören, welche Anfang der 1920er Jahre von Arbeitern in einer Kiesgrube von Dorsten-Hardt (Kr. Recklinghausen) geborgen wurde. Die girlandenartige Verzierung aus eingeritzten Bögen lässt keinen Zweifel aufkommen. Die gut gearbeitete, doppelkonische Urne mit Trichterrand wurde zusammen mit einem Beigefäß, einem kleinen Doppelkonus mit Zylinderhals und facettiertem Rand gefunden – beide Gefäße zeigen deutlichen Urnenfeldereinfluss.

Es lohnt sich also, die Suche fortzusetzen. Der wissenschaftliche Wert eines Zufallsfundes des frühen 20. Jahrhunderts aus nicht mehr bekannter Fundstelle ist gegenüber der Aussagefähigkeit eines Grabungsfundes von heute zwar sehr gering. Die Tatsache, dass die Scherben doch noch identifiziert werden konnten, beweist aber ihre Individualität, ihre Unverwechselbarkeit. Ohne diese Scherben wäre die Jüngere Bronzezeit Westfalens ärmer. Der Zweite Weltkrieg hat nicht alles restlos vernichtet. Es muss mit der Erforschung des Bombenschuttes weitergehen. Er trägt zur Kenntnis der Bronzezeit und anderer Perioden bei.

Daniel Bérenger

Jungbronzezeitliche Urne aus Dorsten-Hardt vor ihrer Teilerstörung im Zweiten Weltkrieg.







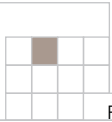
NATURRÄUMLICHE GLIEDERUNG WESTFALENS

Wie sah es in Westfalen in der Bronzezeit genau aus?

Um diese Frage zu beantworten, muss man zunächst die naturräumlichen Voraussetzungen in diesem Gebiet betrachten. Die wichtigste Erkenntnis hierbei ist, dass Westfalen-Lippe keinen geschlossenen Naturraum darstellt. Vielmehr handelt es sich um ein politisches und kulturelles Gebilde, das sich seit dem Mittelalter entwickelt hat. In der Vorgeschichte und speziell in der Bronzezeit war Westfalen-Lippe kein einheitlicher Kulturraum!



Viele Tausend Fundstellen der Bronzezeit verteilen sich über ganz Westfalen. Hier sind nur die in diesem Band erwähnten kartiert.



Das südliche Westfalen wird geprägt durch die Mittelgebirge von Sauer- und Siegerland. Die Mittelgebirge setzen sich östlich im Bogen nach Nordwesten fort: Eggegebirge, Teutoburger Wald (Osning) und Wiehengebirge. Das westliche Westfalen dagegen ist überwiegend flach.

Die wichtigsten Flüsse in Westfalen-Lippe sind Ems und Weser, die in Richtung Nordsee fließen, sowie Ruhr und Lippe, die im Westen in den Rhein münden. Diese Flüsse waren in der Bronzezeit als Verkehrswege (→ Seite 100 f.) und Lebensadern von großer Bedeutung. Zahlreiche bronzezeitliche Gräber in ihrer Ufernähe, aber auch an kleineren Flüssen, unterstreichen dies. Auf einem bronzenen Rasiermesser aus Ibbenbüren (→ Seite 120 f.) ist ein Schiff oder Boot dargestellt, das für solche Wasserwege geeignet gewesen wäre. Daneben existierte allem Anschein nach auch schon der Hellweg als Land-Verkehrsweg. In seiner näheren Umgebung finden sich zahlreiche bronzezeitliche Fundstellen, allen voran Gräberfelder. Wir kennen darüber hinaus noch weitere, kleinere Landwege aus der Bronzezeit in Westfalen (→ Seite 100 f.).

Auch die Qualität der Böden spielte eine wichtige Rolle für die Besiedlung. In der Hellwegzone und Teilen Ostwestfalens gibt es Lössböden, die von Natur aus sehr fruchtbar sind. In ande-

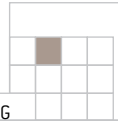
ren Teilen von Westfalen-Lippe herrschen dagegen Sandböden vor, deren Fruchtbarkeit sehr viel geringer ist.

Sauer- und Siegerland südlich der Ruhr wurden in der Bronzezeit offensichtlich kaum bewohnt. Ostwestfalen gehörte zu Beginn der Mittelbronzezeit zum nordwestdeutschen sogenannten Sögel-Wohlde-Kreis. Später grenzte Ostwestfalen an das Verbreitungsgebiet der mitteleuropäischen Hügelgräberkultur, typische Funde sind die Radnadeln (→ Seite 58). Im Paderborner Land bildete sich eine kleine, eigene Kulturgruppe heraus, die bereits früher als andere zur Brandbestattung überging (→ Seite 59). Im äußersten Osten Westfalens machten sich in der Jungbronzezeit Einflüsse aus Nordhessen und Mitteldeutschland bemerkbar (→ Seite 44).

Im westlichen und mittleren Westfalen waren zwei Kulturzentren ausschlaggebend. Vom Westen und Süden her beeinflusste die Niederrheinische Grabhügelkultur den Raum, erkennbar vor allem an ihrer kerbschnittverzierten Keramik (→ Seite 43). Die westfälisch-nordostniederländische Emsgruppe mit ihrer Keimzelle an der oberen Ems sticht durch ihre charakteristischen Grabeinhegungen hervor (→ Seite 123 ff. und 145).

Berge und Wälder prägen das südliche Westfalen.





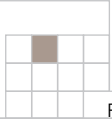
Ostwange der Porta Westfalica, des Durchbruchs der Weser durch den Nordausläufer des Mittelgebirges in Ostwestfalen: eine der wichtigsten Landmarken in Westfalen und zugleich Fundstelle eines bedeutenden Hortfundes der beginnenden Mittelbronzezeit.

Ganz klare Grenzen zwischen den Kulturgruppen lassen sich in der Regel aber nicht herausarbeiten, wahrscheinlich gab es sie damals auch nicht. Vielmehr sind die Übergänge fließend, selbst kleinräumig gibt es Unterschiede im Verhalten der Menschen (soweit es sich aus archäologischen Hinterlassenschaften rekonstruieren lässt), die sich nicht aus der Zugehörigkeit zu der einen oder der anderen Gruppe erklären lassen (→ Seite 39).

Stephan Deiters



Typisch Münsterland: Offene Ackerflächen wechseln mit Einzelhöfen und Wallhecken.



GRABEINHEGUNGEN DER EMSGRUPPE IN WARENDORF-NEUWARENDORF

Seit 1899 wird auf dem südlichen Emsufer in Neuwarendorf (Kr. Warendorf) systematisch Sand für die Herstellung von Kalksandsteinen abgebaut. Dabei führten archäologische Funde immer wieder zu großflächigen Ausgrabungen, deren Schwerpunkte in den 1950er Jahren eine frühmittelalterliche Siedlung und in den 1970er und 1980er Jahren ein vornehmlich in der Bronzezeit und Eisenzeit belegtes Gräberfeld bildeten. Insgesamt konnten 341 Bestattungen festgestellt werden, von denen sich knapp die Hälfte auf 128 dokumentierte Grabeinhegungen verteilte.

Die meisten dieser Einhegungsgräben stammen aus der Jüngeren Bronzezeit und gehören damit in die Zeit der von Arie D. Verlinde definierten „Ems-Kultur“, die sich am Beginn dieses Zeitalters herausbildete. In dieser Zeit existierten verschiedene Arten von Grabeinhegungen nebeneinander.

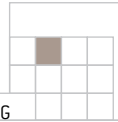
Zu den ältesten Anlagen der Jüngeren Bronzezeit (Ha A) zählt ein Langgraben vom Typ „Vledder“ mit Pfostensetzung und Körperbestattung (*Grab 25; → Seite 146*). Als einziges Waffengrab des gesamten Gräberfeldes enthielt es eine Lanzenspitze, einen Dolch sowie eine verzierte Nadel. Ebenfalls diesem frühen Horizont werden u. a. eine schlüssellochförmige Anlage mit Doppelgraben und Pfostensetzung (*Grab 161*), ein Kreisgraben und weitere Langgräben vom Typ „Noordbarge“ und Typ „Warendorf“ zugeordnet. Sie enthielten Brandbestattungen in etwa mannslangen Schächten – teilweise innerhalb von Holzsärgen – und dokumentieren damit den Übergang von der Körper- zur Brandbestattung (*→ Seite 127*).

Kreisgräben, Schlüssellochanlagen und Langgräben bestimmen auch das Bild im weiteren Verlauf der Jüngeren Bronzezeit, wobei sich die beiden zuletzt genannten ausgesprochen variantenreich präsentieren.

Die „Schlüssellocher“ variieren zwischen 6,9 m und 20,5 m Länge, haben einen gerundeten, trapezförmigen oder rechteckigen Vorhof in meist östlicher Richtung und weisen im Regelfall eine Unterbrechung des Grabens auf der Nordseite auf. Insbesondere bei den Langgräben ist mit den Typen „Noordbarge“, „Warendorf“, „Telgte“ und „Elsen“ ein breites Formenspektrum vorhanden, das durch zahlreiche Varianten weiter bereichert wird.

Von besonderem Interesse sind hier die Anlagen vom Typ „Warendorf“, die durch einen Vorhof definiert sind, der seitlich angesetzt wurde und somit breiter als der Langgraben ausfiel. Letzterer hat zum Vorhof hin eine Unterbrechung des Grabenverlaufs und kann eine Pfostensetzung enthalten. Die Länge der sechs in Neuwarendorf angetroffenen Exemplare reicht von 10,4 m bis 41,0 m. Regional scheint der Typ „Warendorf“ im Wesentlichen auf das Oberemsgebiet begrenzt zu sein – ein einzelner Einhegungsgraben mit ähnlichen Merkmalen in Dortmund-Oespel liegt leider nur unvollständig vor.

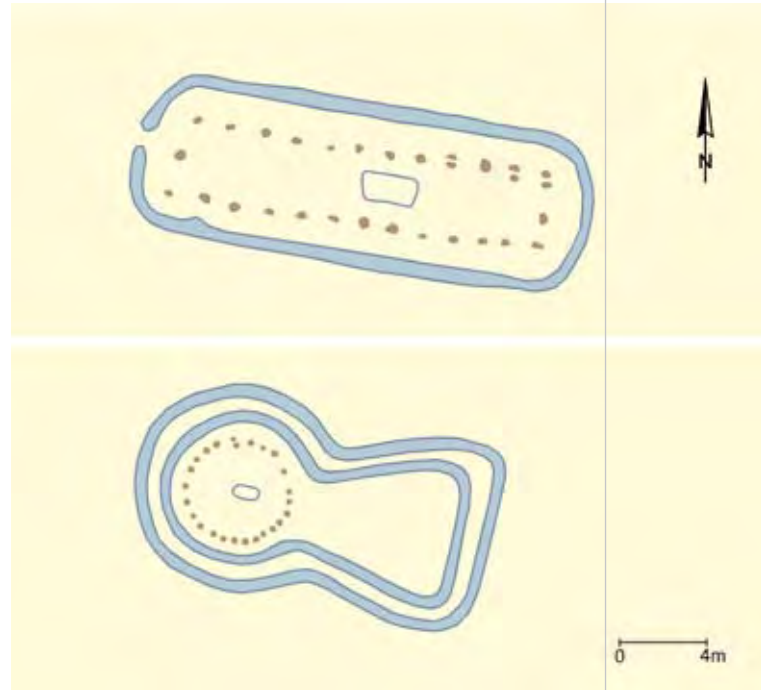
Bislang nur aus Westfalen bekannt und im Gebiet der oberen Ems besonders häufig und variantenreich vorkommend sind die Langgräben vom Typ „Telgte“. Sie stellen praktisch eine Weiterentwicklung des Typs „Warendorf“ dar, wobei der Vorhof jetzt als Verlängerung des Langgrabens angelegt wurde. In Neuwarendorf stellen sie mit zehn Exemplaren die größte Langgraben-Gruppe; ihre Länge reicht von 20,0 m bis 34,6 m.



Verbreitung, zeitliches Auftreten und Variantenreichtum von Langgräben, Schlüsselochanlagen und Kreisgräben haben dazu geführt, das Oberemsgebiet als Entwicklungszentrum neuer Grabstrukturen in der Jüngerer Bronzezeit zu sehen. Hier nimmt das Gräberfeld von Neuwarendorf neben weiteren Nekropolen wie Telgte-Raestrup, Ibbenbüre-Auf'm Trüssel oder Rheda-Wiedenbrück-Nordrheda einen wichtigen Platz ein.

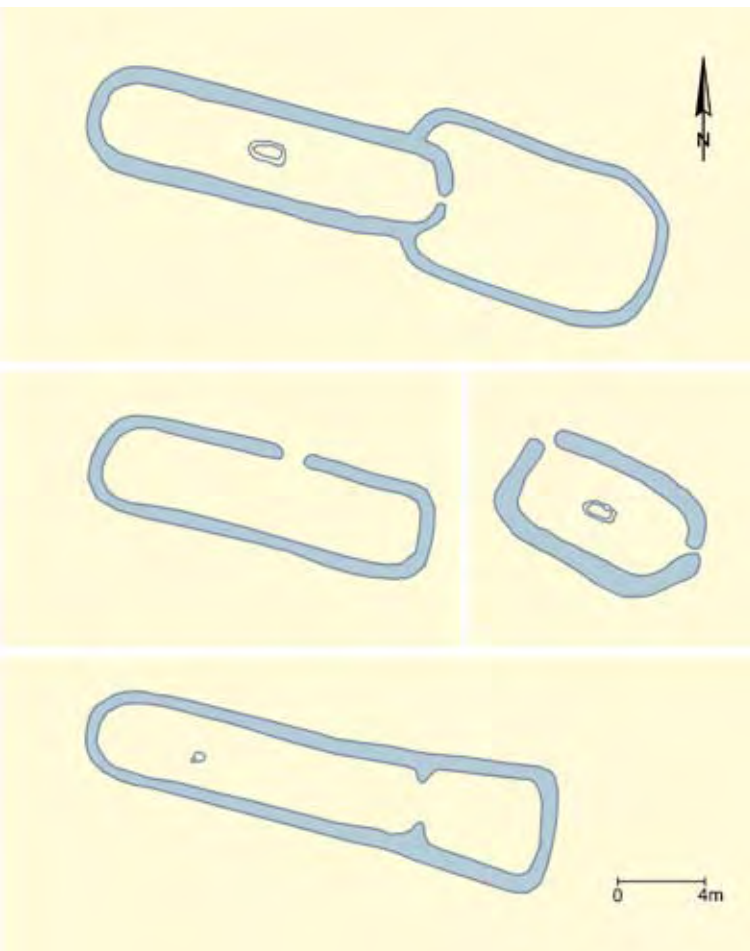
Jürgen Gaffrey / Birgit Mecke

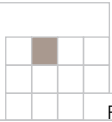
Literatur: Lanting 1986; Rüschoff-Thale 2004; Verlinde 1979/1987.



Langgraben Typ „Vledder“ (Grab 25) und Schlüsselochanlage mit doppeltem Grabenzug und Pfostenring (Grab 161); beide Anlagen gehören an den Anfang der Jüngerer Bronzezeit. Schematische Darstellung.

Langgräben der Typen „Warendorf“ (Grab 30), „Elsen“ (Grab 178), „Noordbarge“ (Grab 22) und „Telgte“ (Grab 183). Schematische Darstellung.





„SCHLÜSSELLOCHGRÄBEN“ AUS ENSE-BREMEN

Der Ort Ense-Bremen (Kr. Soest) liegt zwischen Ruhr und Hellweg in der Soester Börde. Am nördlichen Ortsrand befand sich auf einer Lösskuppe ein altes Gräberfeld. Es ist heute durch verschiedene Bodeneingriffe fast vollständig zerstört. Von den 1960er Jahren bis in die jüngste Zeit gab es mehrere Rettungsgrabungen, sodass zumindest Teilflächen des Gräberfeldes vor der Zerstörung archäologisch untersucht werden konnten.

Der Friedhof wurde zu verschiedenen Zeiten belegt. Die ältesten bekannten Gräber stammen aus der Späten Bronzezeit, die meisten aber aus jüngeren Epochen. Bei mehreren der spätbronzezeitlichen Gräber konnte man Grabeinhegungen (→ Seite 123 ff.) feststellen. Es handelt sich dabei um Kreisgräben, Langgräben (→ Seite 114) und zwei Schlüssellochgräben. Wie der Name schon vermuten lässt, erinnert ihre Form – aus der Vogelperspektive betrachtet – an ein Schlüsselloch. Im Zentrum des „Kreises“ befand sich jeweils eine Brandbestattung.

Auf der Sohle der Gräben wurden im Bereich der sogenannten Vorhöfe (also des „Barts“ der „Schlüssellocher“) jeweils Scherbenkonzentrationen entdeckt. Sie gehören zu Gefäßen, die in Zusammenhang mit Ritualen gesehen werden, bei denen der Verstorbene gedacht wurde. Vermutlich hat es an dieser Fundstelle noch mehr derartige Grabanlagen gegeben, die aber entweder unbeobachtet zerstört wurden oder wegen Bodenerosion nicht mehr erhalten waren. Ense-Bremen liegt am südlichen Rand des Verbreitungsgebietes der Schlüssellochgräben. In der Späten Bronzezeit war das südlich anschließende Sauerland offenbar unbesiedelt, sodass es dort – nach unserem heutigen Kenntnisstand – gar keine Gräberfelder gab. Olsberg-Gevelinghausen (Hochsauerlandkreis) (→ Seite 112) ist anscheinend eine Ausnahme.

Stephan Deiters

Ein Schlüssellochgraben aus Ense-Bremen während der Ausgrabung; mt „Bart“ ist er etwa 7,50 m lang. Im Hintergrund sieht man Reste eines Langgrabens.





IM GRENZLAND ZWISCHEN NIEDERRHEINISCHER GRABHÜGELKULTUR UND EMSGRUPPE

Die Urnenfriedhöfe des westlichen Münsterlandes verdienen ein besonderes Augenmerk, da sich in dieser Region die Einflussgebiete eines südwestlichen und eines nördlichen Kulturkreises überschneiden. Anschauliches Beispiel ist das große Brandgräberfeld von Borken-Hoxfeld (Kr. Borken), das in den 1990er Jahren in Teilbereichen ausgegraben werden konnte.

Der Friedhof liegt auf dem südlichen Ufer der Bocholter Aa und erstreckte sich parallel zum Flusslauf über ein Areal von mindestens 800 m x 100 m. Untersucht wurden Flächen von insgesamt etwa 28 000 m², die mehr als 400 Brandgräber der Jüngeren Bronzezeit und Älteren Vorrömischen Eisenzeit erbrachten. Damit dürfte die Nekropole ursprünglich – zumindest rechnerisch – weit über 1000 Gräber umfasst haben.

Bei vielen Bestattungen waren Grabeinhegungen in Form von Kreisgräben, Langbetten und schlüssellochförmigen Gräben überliefert. Diese Kombination ist typisch für die Urnenfriedhöfe der von Arie D. Verlinde definierten Ems-Kultur, die vornehmlich in der Westfälischen Bucht, aber auch in den nördlichen Niederlanden und im südwestlichen Teil Niedersachsens verbreitet war.

Auch das keramische Fundgut des Hoxfelder Gräberfeldes entspricht zu einem großen Teil dem Formenspektrum der Ems-Kultur. Hier sind insbesondere die in vielen Varianten vorliegenden doppelkonischen Urnen zu nennen, die ein wesentliches Element der Nordwestdeutschen Bronzezeit darstellen.

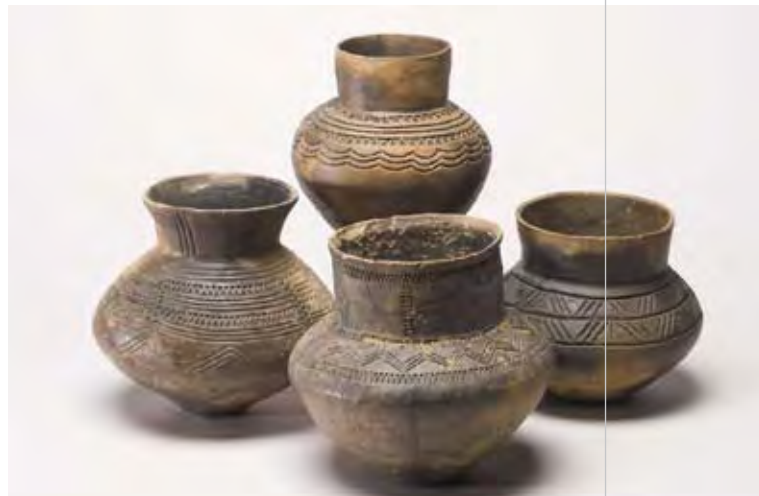
Parallel dazu ist in Borken-Hoxfeld aber ein deutlicher Einfluss der Niederrheinischen Grabhügelkultur festzustellen, der am auffälligsten in der vergleichsweise großen Anzahl kerbschnittverzierter Gefäße zum Ausdruck kommt. Weitere Funde, etwa eine sogenannte Deckeldose oder mehrere Gefäße mit Trichterrand weisen ebenfalls in diese Richtung.

Bemerkenswert ist, dass die Inventare der bisher in Borken und Umgebung untersuchten Gräberfelder eine scheinbar unterschiedliche Gewichtung äußerer Einflüsse aus Nord und Süd erkennen lassen. So waren zum Beispiel auf dem nur wenige Kilometer westlich von Hoxfeld gelegenen großen Urnenfriedhof in Rhede (Kr. Borken) zwar Kreisgräben und Lang-

betten, jedoch keine Schlüssellochgräben nachzuweisen (→ Seite 144). Entsprechendes gilt auch für die Gräberfelder in den Borkener Ortsteilen Marbeck und Gemenwirthe, die allerdings nur in relativ kleinen – und damit nur mit Vorbehalt interpretierbaren – Ausschnitten ergraben werden konnten.

Alles in allem lassen die Gräberfelder in Borken-Hoxfeld und Umgebung darauf schließen, dass die Bevölkerung über gute Kontakte in die Nachbarregionen verfügte und über diese bestens informiert war. Als logische Konsequenz wurde vieles übernommen, nachgeahmt und variiert. Eine Zugehörigkeit zum einen oder anderen Kulturkreis lässt sich anhand der Hinterlassenschaften aber nicht mit ausreichender Sicherheit belegen.

Jürgen Gaffrey



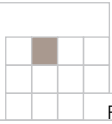
Kerbschnittgefäße aus Borken-Hoxfeld.



Diese kleine Deckeldose von nur 5,5 cm Höhe fand sich (ohne Deckel) als Beigabe in einer Urnenbestattung.

Eine ungewöhnliche Schlüssellochanlage aus Borken-Hoxfeld.





DAS GRÄBERFELD RECKLINGHAUSEN-RÖLLINGHAUSEN: GERADE NOCH BRONZEZEIT!?

Das am Stadtrand von Recklinghausen gelegene Gräberfeld ist wie so viele andere westfälische Friedhöfe der Bronzezeit nur zum Teil ergraben worden. Eine Grenze des Friedhofes wurde lediglich im Nordwesten festgestellt. Über die ursprüngliche Größe und mögliche Zerstörungen kann daher nur spekuliert werden.

Bei der archäologischen Untersuchung durch Karl Brandt im Jahr 1950 wurden immerhin 45 Brandbestattungen aufgedeckt, die zum größeren Teil ohne erkennbare Einhegung durch Grabenstrukturen angelegt worden waren. Es wurden aber auch drei Langbetten und sechs Kreisgräben angeschnitten oder ganz freigelegt, die – soweit die Innenflächen weit genug ergraben worden sind – jeweils mindestens eine Bestattung bargen. Rudimentär erhaltene kleinere Grabenzüge deuten das Vorhandensein weiterer Grabeinhegungen an. Zwei der rechteckigen bis leicht trapezförmigen Langbetten waren nahezu Nord-Süd-orientiert und hatten eine gemeinsame Längsseite; die dritte Anlage war hingegen fast exakt ost-westlich orientiert. Der Grabungsplan gibt deutlich zu erkennen, dass diese Langbetten einige der Kreisgräben überlagern und somit anzeigen, dass diese älter sind. Vergleichbare Langbett-Kombinationen sind auch im Gräberfeld von Rhede (Kr. Borken) (→ Seite 115 und 144) aufgedeckt worden, dort allerdings in größerer Zahl, durchweg mehr oder weniger ost-westlich ausgerichtet und ohne Überschneidung mit anderen Grabanlagen.

Sowohl in Recklinghausen wie auch in Rhede fehlen Schlüsselochgräben. Soweit der ergrabene Ausschnitt des Recklinghäuser Gräberfeldes diese Aussage zulässt, sind beide Orte von der Gestaltung der Grabanlagen daher eher dem Umfeld der Niederrheinischen Grabhügelskultur zuzurechnen.

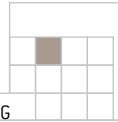
Im Gräberfeld verteilt wurden an vier Stellen etwa einen halben Meter messende rundliche Holzkohlekonzentrationen ohne weitere Funde wie Keramik oder Leichenbrand entdeckt. Sie bilden ein interessantes Detail und ein weiteres Puzzlestück für die Kenntnis jüngerbronzezeitlicher Bestattungsrituale. Haben wir es hier mit Opferplätzen zu tun? Und ist ihre Lage in unmittelbarer Nähe zu den Langgrabenstrukturen Zufall?

Einzigartig ist bisher auch eine Deponierung von drei größeren, teilweise kammstrichverzierten Gefäßen (hier wurde in den noch weichen Ton vor dem Brand eine Verzierung mit

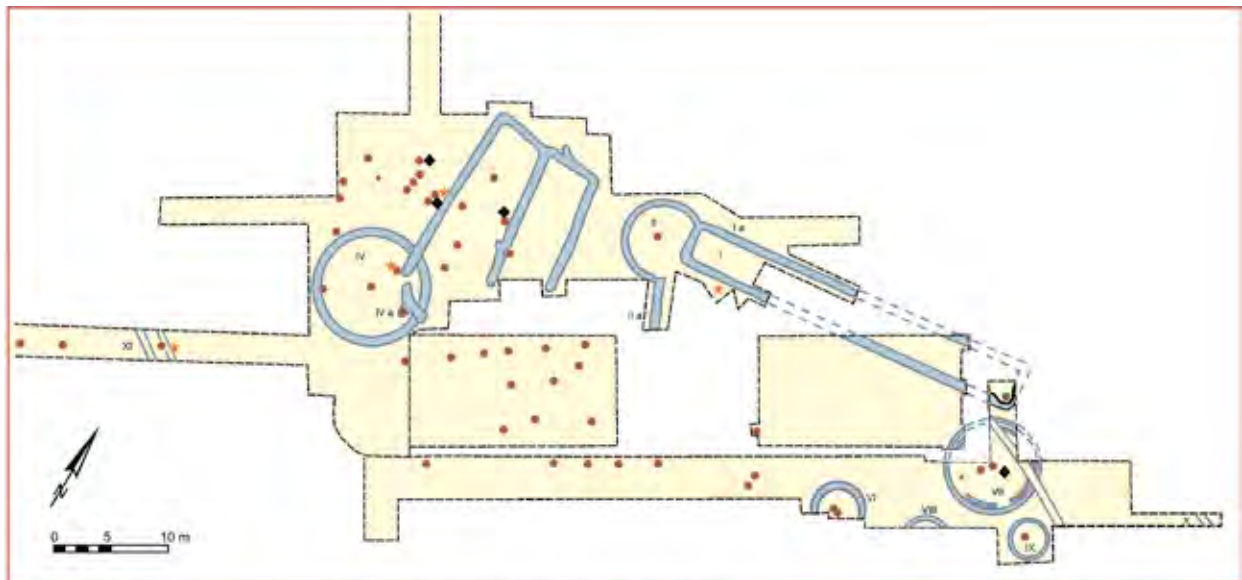
einem kammartigen Instrument eingeritzt) und 17 kleinen halbrunden Schälchen, die innerhalb des Gräberareals ohne Grabzusammenhang vorgefunden wurden. Form und Verzierung der Gefäße haben am ehesten Parallelen im früheisenzeitlichen Fundgut einiger Siedlungen im Ruhrgebiet, sodass hier die Belegung des Gräberfeldes bis in die Frühe Eisenzeit hinein greifbar wird. Ein ebenfalls kammstrichverziertes Gefäß stammt aus dem Graben des Ost-West-verlaufenden Langbettes. Interessanterweise soll in dem zentralen Grab des Kreisgrabens, der von diesem Langbett überschritten wird, ein kleiner Kelchbecher, landläufig auch gern als „Eierbecher“ bezeichnet, auf dem ausgestreuten Leichenbrand gestanden haben. Auch diese Gefäßform wird dem Horizont der Älteren Vorrömischen Eisenzeit zugerechnet. Das muss bedeuten, dass beide Grabanlagen, Langbett und Kreisgraben, schon in die Eisenzeit zu datieren sind.

Der Übergang von der Bronzezeit zur Eisenzeit ist in vielen Fällen durch die westfälische Grabkeramik nicht klar definierbar, und auch die spärlichen Bronzebeigaben erlauben selten eine genauere zeitliche Differenzierung. So stellt sich auch in Recklinghausen das erhaltene Keramikspektrum teilweise als nicht eindeutig bronzezeitlich oder eisenzeitlich dar. Mit großer Wahrscheinlichkeit noch in einen späten Abschnitt der Jüngeren Bronzezeit gehören jedoch einige doppelkonische, ritzverzierte Urnen mit einem kleinen Schrägrand, wie sie ähnlich auch in Gladbeck (Kr. Recklinghausen) (→ Seite 156 f.) oder auf dem Radberg bei Reken-Hülsten (Kr. Borken) (→ Seite 23) vorkommen. Form und Verzierungsart lassen sich aus dem Bereich der Niederrheinischen Grabhügelskultur herleiten. Was festgehalten werden kann, ist einerseits das Fehlen von Kerbschnittverzierung und eindeutigen Gefäßformen der Urnenfelderkultur wie Kegelhals- oder Zylinderhalsurnen und andererseits das Überwiegen von Knochenlagern und Brandschüttungsgräbern gegenüber Urnenbestattungen. Lassen diese Merkmale darauf schließen, dass wir es hier in Recklinghausen mit einem etwas jüngeren, großenteils schon eisenzeitlichen Belegungsabschnitt des Gräberfeldes zu tun haben? Lagen die älteren Gräber in dem nicht archäologisch untersuchten Gebiet?

Birgit Mecke

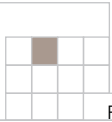


Eines der wenigen verzierten Gefäße aus dem Gräberfeld Recklinghausen-Röllinghausen.



Recklinghausen-Röllinghausen. Gräberfeld Ludgerusstraße, Übersichtsplan.

- Brandgräber
- ◆ Holzkohledeponierungen
- ★ Gefäßdeponierung



BIS NACH NORDOSTEN: GRABANLAGEN DER EMSGRUPPE AN DER MITTELWESER

Das Gräberfeld von Petershagen-Seelenfeld hatte schon 1914 gezeigt: Grabeinhegungen der jungbronzezeitlichen Ems-Gruppe können bis an die Mittelweser vorkommen. Dennoch war es eine Überraschung, als um 1970 die Grabanlagen im benachbarten Petershagen-Lahde (Kr. Minden-Lübbecke) zum Vorschein kamen: 25 Schlüsselochgräben und mindestens sechs Langgräben vom Typ „Elsen“ oder „Noordbarge“ [→ Seite 36 f.].

Schlüsselochgräben streuen wie die Kreisgräben von ihrem Kerngebiet (Münsterland, Westniedersachsen und Beneluxländer) bis nach Westmittelfrankreich. Langgräben ohne Vorhof vom Typ „Elsen“ oder „Noordbarge“ beschränken sich schon mehr auf Nordwesteuropa, während Langgräben mit Vorhof (Typ „Telgte“) eine Erscheinung darstellen, die an die Ems und das Münsterland gebunden blieb.

Emskultur an der Mittelweser – ein Widerspruch? Nein, sondern eine Erweiterung unserer Kenntnisse. Die Emskultur der Jüngeren Bronzezeit ist mit Schlüsselochgräben und einem Langgraben vom Typ „Telgte“ flussaufwärts bis Rheda-Wiedenbrück (Kr. Gütersloh) belegt. Dort fährt Tag für Tag der ICE von Köln nach Berlin vorbei und weiter nördlich durch zwei Zwangspunkte, die in der Bronzezeit bereits existierten: den Bielefelder Pass durch den Teutoburger Wald und die Porta Westfalica (Weserdurchbruch im Wiehengebirge). Heute schwenkt der ICE in Minden gen Hannover und Berlin. Der bronzezeitliche Weg, der dieselbe Trasse nutzte, blieb nach Minden an der Weser haften und verlief über Verden und Bremen bis zur Wesermündung. Nur wenige Kilometer nördlich von Minden (an der Kreuzung mit dem Weg Amsterdam – Magdeburg) liegt Petershagen-Lahde. Dort hat man den Verkehrsknoten zu nutzen gewusst.

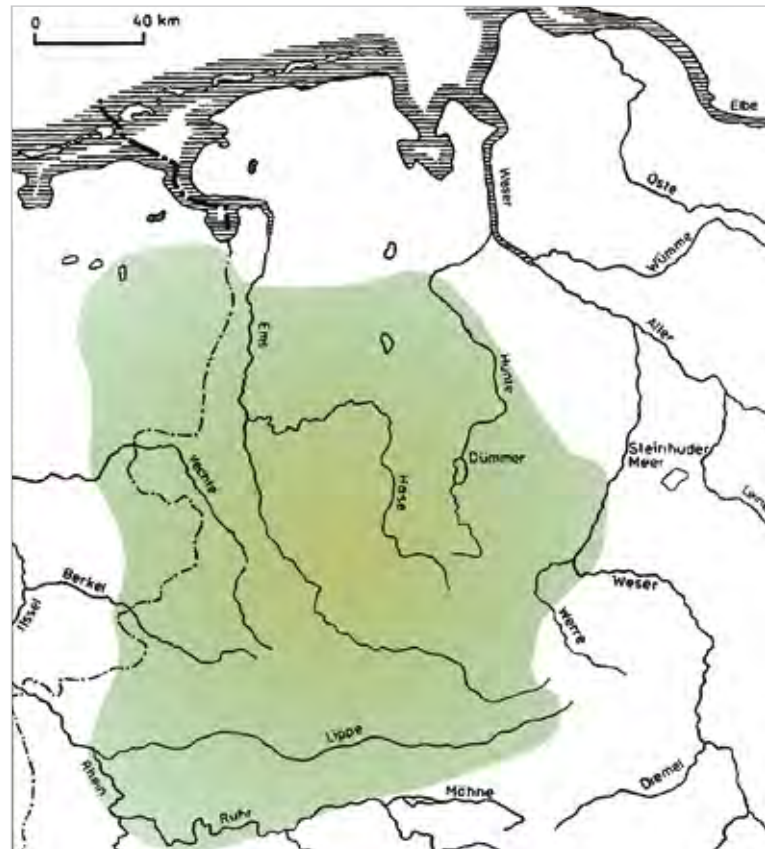
Bereits 1983 hat Walter R. Lange die Vielfalt der Kultureinflüsse betont, die sich in den Grabfunden von Petershagen-Lahde offenbaren und nach allen Himmelsrichtungen weisen. Über den südwestlichen Strang kamen offensichtlich nicht nur Impulse aus der südwestdeutschen Urnenfelderkultur, sondern eben auch aus der Emsregion nach Petershagen-Lahde.

Daniel Bérenger



Das Auftreten von Schlüsselochgräben klassischer Ausprägung an der Mittelweser war eine echte Überraschung, ...

... stellten doch und stellen immer noch schlüsselochförmige Grabeinhegungen ein typisches Merkmal der Jungbronzezeit an der Ems dar.





DAS GRÄBERFELD IM KIES: BOTTROP-SÜDRING

Ende des 19. Jahrhunderts stieß man am südwestlichen Stadtrand von Bottrop auf dem Kusenberg bei der Anlage des Westfriedhofs schon beim Aushub der ersten Grabstellen auf vorgeschichtliche Urnenbestattungen. Über deren Zahl und Aussehen ist leider nichts mehr bekannt.

Es folgten in den Jahren 1935 und 1936 weitere Urnenfunde, die hauptsächlich aus einer Sandgrube nahe des Friedhofs und von Straßenbauarbeiten am Südring stammen. Neben zum Teil verzierten Urnen kamen auch einige Bronzeschmuckstücke wie Armspiralen und Ringe zutage.

Die Kenntnis dieser zufällig aufgefundenen Gräber führte bei allen weiteren Bodenbewegungen im Umfeld zu erhöhter Aufmerksamkeit. So war klar, dass eine systematische archäologische Grabung erforderlich würde, als 1973 nördlich des Südrings der Abtrag des bis zu 6 m mächtigen Kieslagers der Rheinhauptterrasse und des darunter befindlichen Formsandtes anstand. Zu diesem Zeitpunkt war noch nicht zu überblicken, dass sich die Grabungen in diesem Bereich – mit Unterbrechungen – über fast 20 Jahre bis 1992 hinziehen würden. Vom ersten Grabungstag an dabei war der langjährige Leiter des Museums für Ur- und Ortsgeschichte Bottrop, Arno Heinrich. Gemeinsam mit Archäologen des zuständigen Amtes für Bodendenkmalpflege in Münster konnte er letztendlich über 360 Gräber freilegen. Es ist davon auszugehen, dass diese zusammen mit den Altfunden zu einem einzigen, großflächigen Gräberfeld gehörten. Wegen der schwierigen Bodenverhältnisse – der Kies erwies sich bei den Ausgrabungen als „hartes Pflaster“ – waren die Grabgruben, soweit erkennbar, nicht größer als eben nötig angelegt worden, so dass die Gefäße recht dicht unter der Erdoberfläche standen. Daher waren viele Urnen nur noch schlecht erhalten, oft wurden nur noch die Unterteile vorgefunden.

Von den relativ unversehrt geborgenen Gefäßen ist ein überraschend hoher Prozentsatz verziert. Bei den Gefäßen finden sich viele Formen der Urnenfelderkultur wie Kegel- und Zylinderhalsurnen. Diese fallen durch eine sehr sorgfältige Oberflächenglättung und feine Magerung auf, allerdings teilweise auch durch die wenig sorgfältig ausgeführten Verzierungen. Die Ziermotive und die gelegentliche Ausführung als Kerbschnittdekor finden ihre Vorbilder in der Niederrheinischen Grabhügelkultur, sie lassen aber auch lokale Abwandlungen und Kombinationen erkennen.

Neben den Kegel- und Zylinderhalsurnen dienten auch doppelkonische Urnen als Leichenbrandbehältnis. Einige weisen

mehr oder weniger ausgeprägte Randpartien und Verzierungen wie umlaufende Riefen, eingeritzte, hängende Bögen und Strichgruppen auf und weisen ebenfalls auf Einflüsse der Niederrheinischen Grabhügelkultur. In ihrem Gesamterscheinungsbild gliedern sich diese Gefäße aber in den Bereich der westfälisch-niederländischen Urnenfriedhöfe ein.

Vergleichbare Gefäße und Verzierungen sind auch in dem benachbarten Gräberfeld von Gladbeck-Ellinghorst (Kr. Recklinghausen) (→ Seite 156 f.) zu finden. In Gladbeck sind drei deutliche Grabeinhegungen, ein Schlüssellochgrabenrest und zwei Kreisgräben freigelegt worden, wohingegen die Interpretation einer schwachen Grabenstruktur in Bottrop als Teil eines Schlüsselloches eher fraglich bleibt.

Bottrop gehört neben Gräberfeldern wie Borken-Marbeck (Kr. Borken), Gelsenkirchen-Buer-Schievenfeld und Gladbeck-Ellinghorst zu den von der Niederrheinischen Grabhügelkultur deutlich beeinflussten Urnenfriedhöfen, ist aber sicher nicht als Bestandteil dieser Kulturgruppe zu verstehen. Trotz Randlage sind die westfälischen Wurzeln nicht zu übersehen.

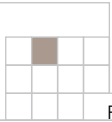
Birgit Mecke



Einige der Urnen aus dem Bottroper Gräberfeld zeichnen sich durch „süd-deutsche“ Formgebung und unterschiedliche Verzierungen aus.



Aus dem Kies stammen aber auch schlichte doppelkonische Urnen ohne jede Verzierung sowie etliche Beigefäße.



KULTURZENTRUM AN DER WEGEKREUZUNG: HÖXTER-GODELHEIM

Bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts setzte die Zerstörung des jungbronzezeitlichen Friedhofes von Höxter-Godelheim (Kr. Höxter) durch Sandgewinnung ein. Zahlreiche Gräber wurden vernichtet und nur wenige Funde geborgen. Archäologisch untersucht wurde der Friedhof von den Archäologen des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe erst 1930 und danach mit Unterbrechungen immer wieder bis 1964. Dabei konnten nur 78 Bestattungen auf einem Sechstel des gesamten Friedhofes dokumentiert werden, der ursprünglich knapp 500 Gräber umfasst haben muss.

Der Friedhof von Godelheim weist einige Auffälligkeiten auf. So zeichnen sich die Leichenbrandnester gegenüber den Urnengräbern durch ihre aufwändigeren Grabbauten aus. Dies mag Rückschlüsse auf die „soziale Relevanz“ der dort Bestatteten zulassen. Bemerkenswert ist auch der relative Reichtum an Bronzebeigaben wie Rasiermesser, Pinzetten, Nadeln oder Fleischmesser. Steinplattenkreise und Steinplattenkisten mitteldeutscher Art als Grabbauten und eine größere Anzahl von Beigefäßen in den Gräbern verbinden Godelheim mit Nordhessen. Kulturbeziehungen mit Mitteleuropa, Hessen und dem Niederrhein lassen sich an der Verzierung der Grabkeramik ablesen.

Godelheim liegt an der Mündung der Nethe in die Weser, also an dem Punkt, wo eine naturgegebene Verlängerung des West-Ost-verlaufenden Hellweges (→ Seite 100 f.) auf die Süd-Nord-Verkehrsachse der Weser (die spätere „Bremer Straße“) stößt. Dort trafen Welten aufeinander. Die Godelheimer Kulturgruppe, die vielleicht reliefbedingt nur eine geringe Ausdehnung erfuhr (bis Warburg, Kr. Höxter), ist leider wissenschaftlich noch wenig untersucht, eine Gesamtwürdigung gelang aus verschiedenen Gründen bisher nicht. Sie scheint aber mit der Emsgruppe der Jungbronzezeit, die nachweislich bis zum Hellweg ausstrahlte, keine Berührung gehabt zu haben.

Daniel Bérenger



Typisch Godelheim! Runde Grabgrube mit Steinplattenkranz.



Jungbronzezeitliches Grabinventar aus Godelheim: Urne, zwei Beigefäße und Kappendeckel mitteldeutscher Art. Obenauf hatte man als zusätzlichen Schutz eine Steinplatte gelegt.

Schon 1930 gefunden und fast einzigartig geblieben: der bronzene Gürtelhaken. Einheimische Arbeit oder Import aus Niedersachsen?





WAS PASSIERTE WANN? EINFÜHRUNG IN DIE FRÜHE, MITTLERE UND SPÄTE BRONZEZEIT

Für Westfalen wird die Bronzezeit in absoluten Zahlen etwa von 2000 bis 800 vor Chr. (*s. Chronologietabelle*) angesetzt. Anfang und Ende sind dabei aber nicht scharf zu fassen, da sich die Bronzezeit hier allmählich aus den vorangegangenen Kulturen der ausgehenden Jungsteinzeit entwickelte. Auch der Übergang zur nachfolgenden Eisenzeit ist fließend.

Die Bronzezeit Westfalens lässt sich grob in drei Abschnitte einteilen: einen frühen, einen mittleren und einen späten. Der derzeitige archäologische Forschungsstand in Westfalen-Lippe erlaubt es kaum, das Fundgut „aus sich selbst heraus“ in eine feinere zeitliche Ordnung zu bringen. In erster Linie liegt das daran, dass es in Westfalen relativ wenige reichhaltige Fundkomplexe gibt, die von Archäologen als „geschlossene Funde“ bezeichnet werden. Das sind Gegenstände, von denen wir annehmen können, dass sie zur zusammen in den Boden gelangt sind; dies ist etwa bei einem Grab oder einem Hortfund (*→ Seite 102*) der Fall. In Regionen, in denen es viele geschlossene Funde mit vielen verschiedenen Fundstücken gibt, fällt es den Archäologen leichter, ein feingliedriges Chronologiesystem zu erstellen. In Westfalen haben wir es bei den Bronzen aber oft mit Einzelfunden zu tun. Wenn wir diese einzelnen Bronzefunde zeitlich genauer ansprechen können, dann deshalb, weil man solche oder sehr ähnliche Formen aus anderen Regionen mit einem feinerem Chronologiegerüst kennt, wie etwa aus dem Nordischen Kreis oder Süddeutschland. Der Fundstoff in Westfalen macht dem Forscher die Arbeit besonders schwer. Aus diesen Gründen ist man in Westfalen-Lippe stärker auf naturwissenschaftliche Datierungsmethoden angewiesen, besonders auf die C¹⁴-Methode.

Im Verlauf der Bronzezeit lassen sich kulturelle Einflüsse aus allen Himmelsrichtungen beobachten, die in den verschiedenen Teilen von Westfalen-Lippe unterschiedlich wirken können. Darauf wird aber an geeigneter Stelle detaillierter eingegangen. Zu allen Zeiten ist allerdings deutlich, dass Westfalen-Lippe kulturell im nordwestdeutsch-niederländischen Raum verwurzelt ist.

Frühe Bronzezeit

Für Archäologen ist unschwer zu erkennen, dass sich die Frühe Bronzezeit Westfalens (ca. 2000 bis 1600 vor Chr.) aus den Kulturen der ausgehenden Jungsteinzeit in dieser Region heraus entwickelt hat. Diese vorangegangenen Kulturen kennt man unter den Namen Einzelgrabkultur, Kultur mit Schnurkeramik oder als Glockenbecherkomplex. Manchmal werden sie auch einfach als Becherkulturen (oder Becherkultur) bezeichnet, weil sie sich in Westfalen-Lippe (und z. T. auch in benachbarten Regionen) oft nicht richtig differenzieren lassen. Der Übergang von diesen Kulturen zur Frühbronzezeit ging anscheinend ganz allmählich vonstatten.

Das westfälische Fundgut dieser Zeit besteht vor allem aus Keramik (*→ Seite 55 ff. und 78*).

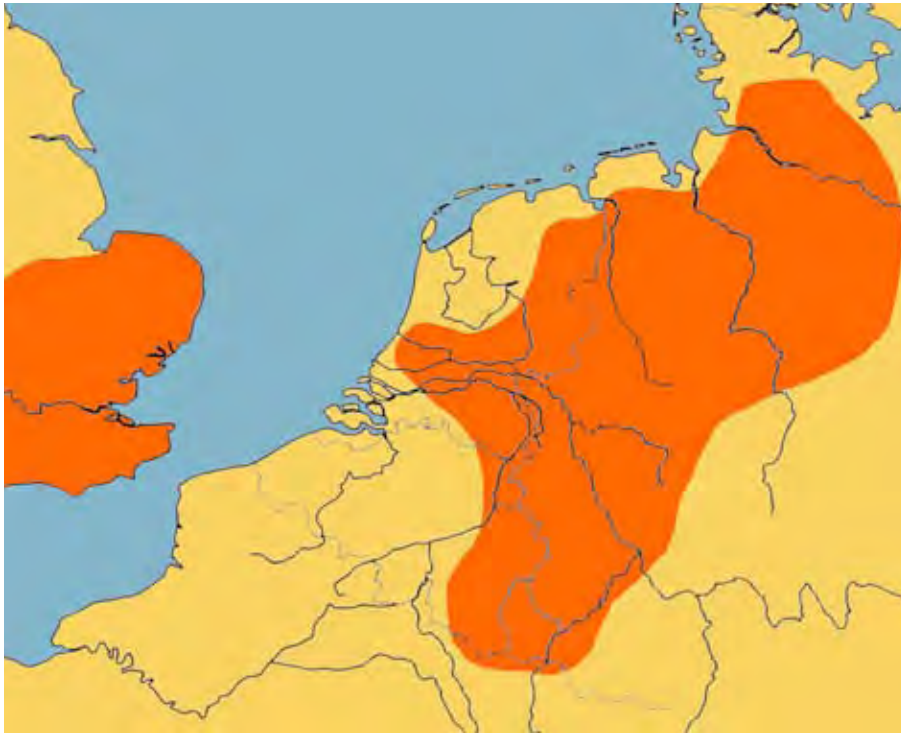
Wir haben es recht häufig mit einer speziellen Gefäßform zu tun, dem Riesenbecher, der sich vor allem durch seine Größe von Formen der ausgehenden Jungsteinzeit abgrenzen lässt. Zum anderen ist eine spezielle Verzierungsweise charakteristisch, die sogenannte Wickelschnurverzierung.



Chronologietabelle



Über Westfalen hinaus kennt man solche Wickelschnurkeramik auch vom westlichen Norddeutschland bis hinunter zu den Ardennen sowie aus den Niederlanden und auch aus dem südlichen England. Bei dieser Keramik handelt es sich also um ein Element, das verschiedene Regionen auch über die Nordsee hinweg miteinander verbindet.



Verbreitung der Wickelschnurkeramik.

Becher mit Wickelschnurverzierung aus Gütersloh-Pavenstädt.



Es muss aber betont werden, dass keineswegs alle Keramikgefäße dieser Zeit wickelschnurverzierte Riesenbecher waren. Vielmehr gab es auch eine große Zahl kleinerer Gefäße, die auf andere Art oder gar nicht verziert waren. Diese lassen sich oft zeitlich nicht sicher zuordnen [→ Seite 56].

Gegenstände aus Bronze oder Kupfer kennen wir kaum aus diesem frühen Abschnitt der Bronzezeit. Bei den meisten dieser Funde handelt es sich um Beilklingen, die oft als Einzelfunde ohne erkennbaren Fundzusammenhang geborgen wurden.

Während der Frühen Bronzezeit wurden in Westfalen-Lippe noch im großen Umfang Feuerstein und andere Steinmaterialien als Werkstoff verwendet, um daraus Waffen oder Gebrauchsgegenstände herzustellen wie z. B. Dolche, Hammerköpfe, Axtklingen und Pfeilspitzen, wobei die Schäfte natürlich aus Holz waren. Die Bronze war anscheinend noch zu wertvoll, um daraus alle Gegenstände des täglichen Gebrauchs zu fertigen.

Leider fehlt diesen Objekten oft ein Befundzusammenhang, in dem auch andere Funde vorkommen. Vielfach wird es sich hierbei um Überreste zerstörter Gräber handeln. Generell kennen wir nicht sehr viele Gräber aus diesem frühen Abschnitt der Bronzezeit in Westfalen-Lippe. Wir können annehmen, dass die Menschen zu dieser Zeit in der Regel in alter Tradition unverbrannt als sogenannte „Hocker“, also in gekrümmter Haltung, bestattet wurden. Wahrscheinlich wurden die Verstorbenen nicht eingeäschert, sondern in Körpergräbern bestattet. Über den Toten wurden



Bei genauerem Hinsehen erkennt man die Abdrücke einer Schnur auf dem frühbronzezeitlichen Gefäß aus Greven [Kr. Steinfurt].



diese Grabhügel auf verschiedene Arten gestaltet sein konnten. Oft fanden sich Spuren von Grab-
einhegungen: Kreisgräben etwa oder verschiedenartige Kränze aus Holzpfeilen (→ Seite 59).

Wo genug geeignete Materialien vorhanden waren, wurden zum Teil auch Steinkreise oder Tro-
ckenmauern um die Hügel herum errichtet.

Die Grabhügel dieser Zeit enthielten in der Regel mehrere Körpergräber. Anders als in der Frühen
Bronzezeit wurden in der Mittleren Bronzezeit die Verstorbenen nicht mehr in gehockter Stellung,
sondern langgestreckt auf dem Rücken liegend bestattet.

Diese Gräber haben zum Teil eine recht reiche Ausstattung mit Gegenständen aus Bronze. Bei
den Frauengräbern handelt es sich in der Regel um Trachtschmuck. Doppelradnadeln sind eine
typische, allerdings in Westfalen nur gelegentlich vorkommende Schmuckform dieser Zeit
(→ Seite 58). Die Männergräber zeichnen sich dagegen eher durch die Beigabe von Waffen aus.
Pfeilspitzen aus Feuerstein u. ä. kommen noch recht häufig vor. In manchen Gräbern der Middle-
ren Bronzezeit finden sich sehr schlichte und unverzierte Gefäße aus Keramik; Archäologen spre-
chen von sogenannter „Kümmerkeramik“. Es gibt aber auch einige Gräber, die gar keine Beigaben
enthielten, vor allem im westlichen Westfalen.

Man vermutet, dass die Bestatteten jeweils aus einem Gehöft stammten, das unweit des Grabhü-
gels lag. Beispiele aus den Niederlanden zeigen, dass diese Gehöfte anscheinend von Zeit zu Zeit
verlegt wurden (sog. Wandergehöfte). Nach der Versetzung der Wohnstatt wurde ein neuer Grab-
hügel angelegt. Wenn man das Gehöft an eine Stelle brachte, wo es schon einen alten Grabhügel
gab, wurde dieser manchmal wiederbenutzt. Archäologen sprechen dann von einer Mehrphasig-
keit des Grabhügels; spätere Bestattungen werden auch als Nachbestattungen bezeichnet.

Wir kennen aus Westfalen nur ein ausgegrabenes Gehöft aus der Mittleren Bronzezeit, und zwar
aus Rhede im Münsterland (→ Seite 79 f.), etwas älter war das Gehöft aus Telgte.

*Der Übergang zur Verbrennung
der Toten gehört zu den ein-
schneidenden Veränderungen
im Verlauf der Bronzezeit.
Sicher steht eine Veränderung
der religiösen Vorstellungen
dahinter.*





Späte Bronzezeit

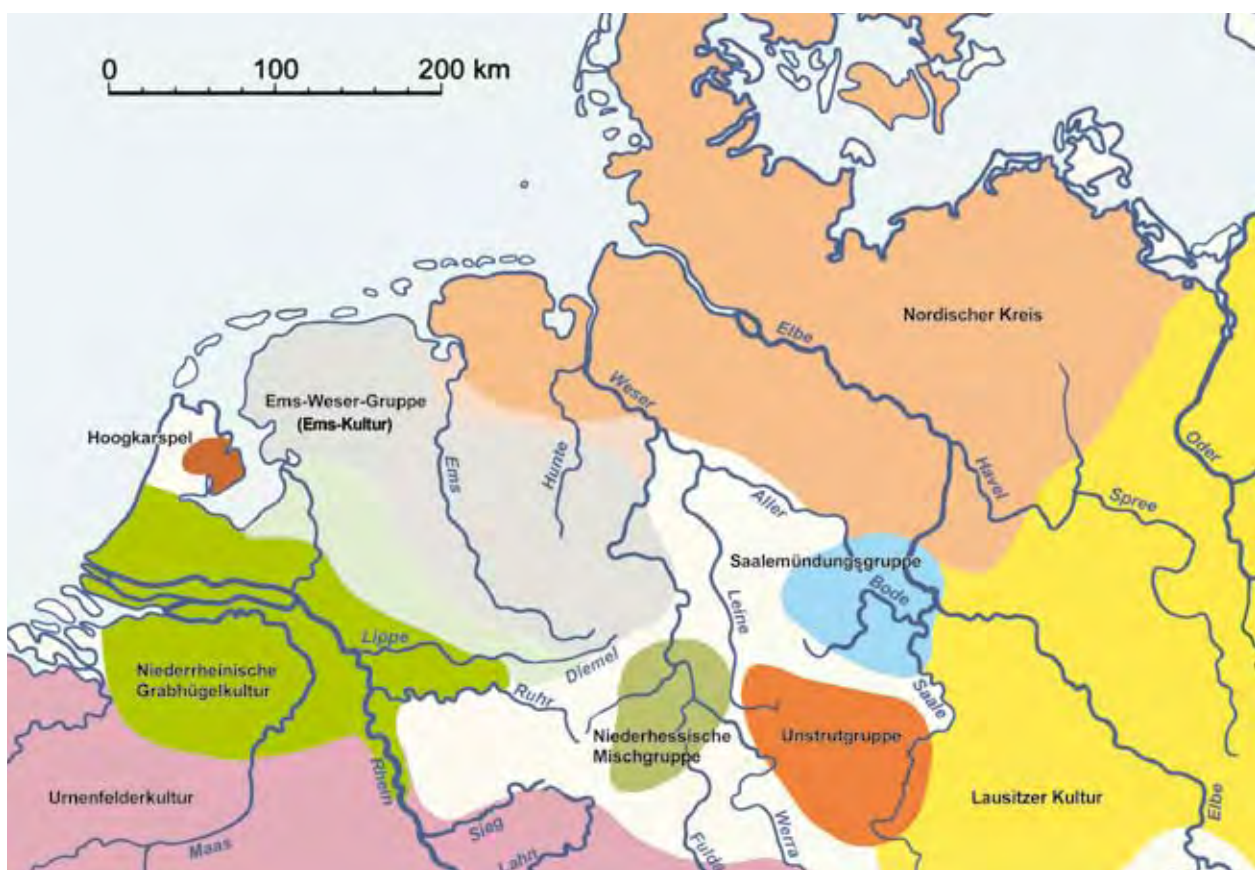
Die Späte Bronzezeit, oder auch Jungbronzezeit, ist geprägt von einem massiven Wandel der Bestattungssitten. Anders als zuvor, wurden jetzt die Verstorbenen auf Scheiterhaufen eingeäschert. Damit einher ging vermutlich auch ein drastischer Wandel der religiösen Vorstellungen der Menschen.

Den Übergang von der alten zu der neuen Bestattungssitte markieren die sogenannten Brandskelettgräber (→ Seite 28 und 114). Bei diesen Gräbern wurde noch nach alter Sitte eine relativ große Grabgrube ausgehoben, die geeignet wäre, einen unverbrannten Toten zu bestatten. Die Toten wurden dagegen (schon in spätbronzezeitlicher Art) verbrannt und der Leichenbrand, oft in Körperlänge, in dieser Grube ausgestreut. Bei den meisten Bestattungen wurde der Leichenbrand aber nach dem Einäschern aus den Resten des Scheiterhaufens ausgelesen und in verschiedenartigen Behältnissen beigelegt. Oft wurden dazu Keramikgefäße – Urnen – verwendet. In anderen Fällen nahm man stattdessen Behältnisse aus organischen Materialien, z. B. Körbe aus Flechtwerk, Kästchen aus Holz, Beutel aus Leder oder Stoff. Von den organischen Behältnissen ist nichts erhalten geblieben. Die Ausgräber finden an solchen Stellen lediglich Konzentrationen von Leichenbrand, die als Leichenbrandnester oder Knochenlager bezeichnet werden.



Von der Späten Bronzezeit an wurde die Brandbestattung in Urnen in Westfalen praktiziert. Die schön verzierte Urne stammt aus Vreden (Kr. Borken).

Kulturgruppen der Späten Bronzezeit in Deutschland.





Manchmal finden sich auch Beigaben in den Gräbern. Es handelt sich dabei oft um persönliche Gegenstände, z. B. Schmucknadeln aus Bronze bei Frauen (→ Seite 163 ff.) oder bronzene Rasiermesser bei Männern (→ Seite 98). Anders als zuvor finden sich in diesen Gräbern in der Regel keine Waffen mehr, Ausnahmen kommen allerdings vor.

In manchen Fällen scheinen die Grabbeigaben nicht erhalten zu sein, weil sie mit dem Toten zusammen auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurden. Man findet gelegentlich kleine Schmelztropfen aus Bronze in den Gräbern; manchmal deutet sogar nur grüne Verfärbungen am Leichenbrand auf ehemals vorhandene Bronze hin. Es lässt sich dann unmöglich erkennen, um was für einen Gegenstand es sich ursprünglich gehandelt hat.

Als herausragender Fund aus dieser Zeit ist die Bronzeamphore aus Olsberg-Gevelinghausen (Hochsauerlandkreis) (→ Seite 132 f.) zu nennen, die als Urne benutzt wurde.

Auch in der Späten Bronzezeit wurden Grabhügel angelegt. Diese hatten in der Regel kleinere Durchmesser und waren nicht so hoch wie die Hügel der Mittleren Bronzezeit, sodass man sie nur noch in Ausnahmefällen erkennen kann (→ Seite 135 ff. und 142 f.). In diesen Grabhügeln war in der Regel jeweils nur eine Person bestattet. Typisch sind die sehr zahl-

reichen Grabeinhegungen, die die Grabhügel einst umgaben. Diese Grabeinhegungen (Gräbchen) werden aufgrund ihrer charakteristischen Formen auch als Schlüssellochgräben, Kreisgräben und Langgräben oder Langbetten (→ Seite 36 f.) bezeichnet.

In der Späten Bronzezeit werden von der archäologischen Forschung in Westfalen-Lippe zwei große Kulturgruppen unterschieden: die sogenannte Niederrheinische Grabhügelkultur und die Ems-Kultur (auch Ems-Weser-Gruppe).

Die Niederrheinische Grabhügelkultur hat, wie der Name bereits erkennen lässt, ihren Schwerpunkt am Niederrhein in Deutschland und den Niederlanden, während die Ems-Kultur nach dem wichtigsten Fluss in ihrem Verbreitungsgebiet, der Ems, benannt ist. Diese beiden Kulturgruppen werden in erster Linie über ihre Keramikgefäße definiert.

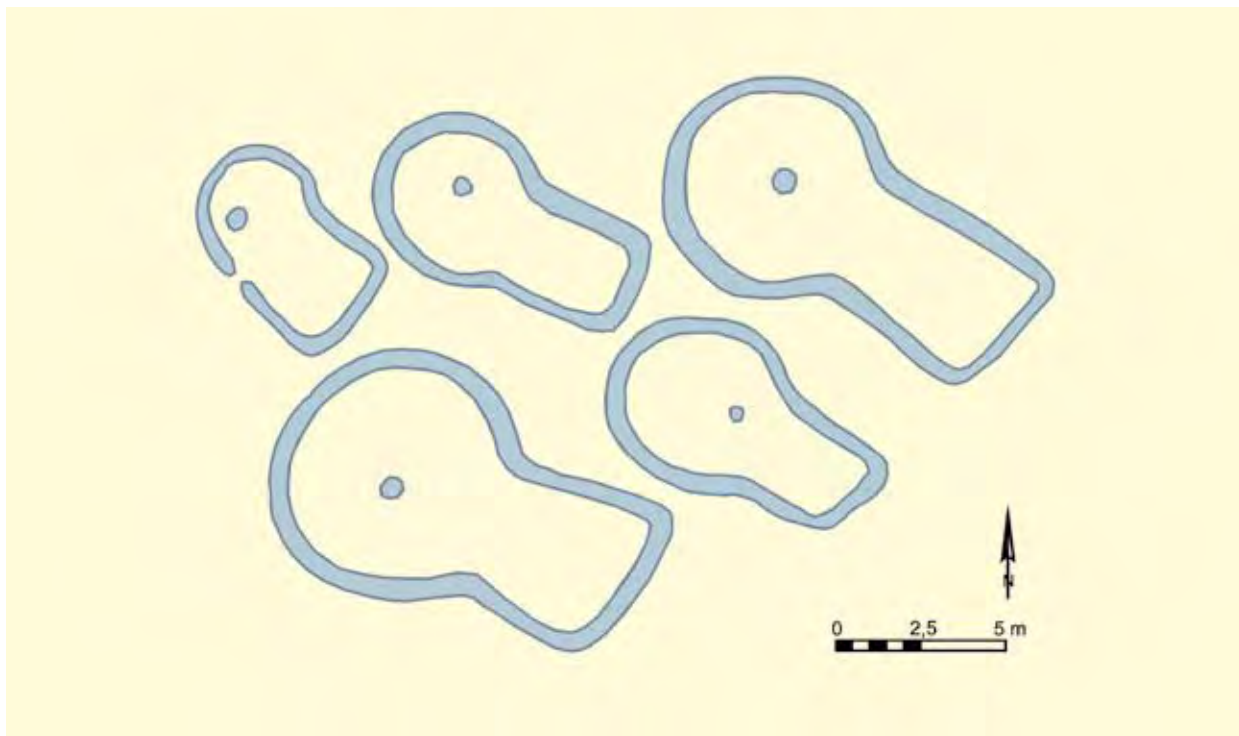
Die Formen der Keramikgefäße der Niederrheinischen Grabhügelkultur lassen vielfach deutliche Ähnlichkeiten mit Gefäßen der Urnenfelderkultur erkennen, die u. a. in Süddeutschland beheimatet war. Als besonders charakteristisch für diese spätbronzezeitlichen Keramikgefäße wird immer wieder eine besondere Art der Verzierung herausgestellt: die sogenannte Kerbschnittverzierung. Es muss allerdings betont werden, dass kerbschnittverzierte Gefäße auch nur



Ein Kerbschnittgefäß aus Borken-Hoxfeld.



In die Vertiefung der Kerbschnittverzierung brachte man eine weiße Paste ein, die heute nicht mehr erhalten ist. So entstand ein kontrastreiches Muster.



Immer wieder Schlüssellochgräben: Sie bestimmen das Bild der Friedhöfe der Jüngerer Bronzezeit. Hier ein Ausschnitt des Friedhofs von Rheine-Mesum.

einen kleinen Teil des Fundgutes ausmachen. Die Ems-Kultur hat dagegen mehrheitlich ästhetisch wenig ansprechende Keramikgefäße zu bieten; der Ausgräber spricht deshalb auch gerne von sogenannten „Emsgurken“ (→ Seite 94). Charakteristisch ist der sogenannte Doppelkonus, eine recht einfache Form. Nicht nur die Gestaltung, auch die Qualität der Keramikgefäße unterscheidet sich: Die der Niederrheinischen Grabhügelskultur sind in der Regel deutlich sorgfältiger gearbeitet als jene der Ems-Kultur.

In der Realität erweisen sich diese beiden Kulturen aber als abstrakte Konstruktionen der Forschung: Der Übergang zwischen ihnen ist graduell und sehr fließend. Eine scharfe Grenzziehung ist eigentlich nicht möglich.

Recht gut umrissen ist dagegen das Verbreitungsgebiet der bekannten Schlüssellochgräben. Dahinter verbirgt sich vermutlich eine geographisch begrenzte religiöse Strömung. Sie lässt sich aber nicht mit bestimmten Gefäßformen verbinden.

Gräber aus der Späten Bronzezeit kennen wir mittlerweile Tausende aus Westfalen. Das ist eine enorme Steigerung gegenüber den vorangegangenen Zeitstufen. Wir können annehmen, dass dies zumindest im Kern auch eine historische Realität widerspiegelt, nämlich einen Anstieg der Bevölkerungsdichte. Trotzdem kennen wir bisher nur ein Gehöft aus der Späten Bronzezeit in Westfalen: aus Rheine-Altenrheine (→ Seite 81 ff.).

Die Abgrenzung der Späten Bronzezeit von der darauffolgenden Eisenzeit ist schwierig (→ Seite 40 f.). Viele Keramikgefäße lassen sich kaum sicher einer der beiden Zeitepochen zuordnen. Ein kultureller Bruch lässt sich jedenfalls nicht ausmachen, eher ein fließender Übergang zwischen den Epochen, ähnlich wie zu Beginn der Bronzezeit.

Allerdings gibt es anscheinend in der Eisenzeit keine Schlüssellochgräber mehr, Kreis- und Langgräber dagegen immer noch.

Stephan Deiters





WICKELSCHNURKERAMIK UND FEUERSTEINFUNDE AUS BORKEN

Am westlichen Rand der Stadt Borken musste in den letzten Jahren ein über 200 000 m² großes Areal archäologisch untersucht werden. Diese ungewöhnlich großflächige Ausgrabung auf einer sandigen Geländekuppe bot Einblicke in die vorgeschichtliche Besiedlung, die sonst so nicht möglich gewesen wären. Das Gebiet, das sich hier nur wenige Meter über seine Umgebung erhebt, wurde während der vergangenen 4000 Jahre immer wieder intensiv besiedelt und genutzt. Dabei sind die Spuren der frühbronzezeitlichen Siedlungstätigkeit mit über 200 Fundpunkten unerwartet umfangreich. Trotzdem konnten bislang in den dokumentierten Pfostenverfärbungen keine eindeutigen Gebäudegrundrisse erkannt werden.

Mehrfach konnte beobachtet werden, dass Geräte aus Feuerstein direkt im Siedlungsbereich hergestellt worden sind. Ein großer Schlagplatz erbrachte über 3500 Abschlüge und Absplisse sowie halbfertige und gebrauchsfertige Geräte. In der Verfüllung einer großen zylindrischen Siedlungsgrube fand sich ein ähnliches Spektrum aus Schlagsteinen, Pfeilspitzen, Kratzern, Halbfertigprodukten und Werkabfällen. Zahlreiche Bruchstücke großer wickelschnurverzierter Becher und viele Holzkohlepartikel ergänzten das Bild. Die C¹⁴-Bestimmung eines Getreidekorns datiert diese bemerkenswerte Fundkombination in das frühe 17. vorchristliche Jahrhundert (kalibriert 1684 ± 49 BC) und damit in die Frühe Bronzezeit. Bei dem sehr viel älteren Datum einer zweiten Holzkohleprobe (1924 ± 55 BC) sollte der schon häufig genannte „Altholzeffekt“ von Holzkohleproben berücksichtigt werden. Er tritt auf, wenn Jahrhunderte alte Hölzer verbrannt wurden.

Elisabeth Dickmann

Zwei Vorratsgefäße der Wickelschnurkeramik. Die parallelen Linien der Verzierungen bestehen aus aneinandergereihten Eindrücken schnurumwickelter Stempel.



Die halbfertige Pfeilspitze lag gemeinsam mit Werkabfällen, Keramik und verkohlten Pflanzenresten in einer Siedlungsgrube der Frühen Bronzezeit.



AUF SAND GEBAUT: EINE BESTATTUNG DER FRÜHEN BRONZEZEIT AN DER MITTELWESER

Der vorgeschichtliche Friedhof bei Petershagen-Döhren (Kr. Minden-Lübbecke) liegt auf einem hochwasserfreien Sandrücken zwischen Weser und Gehele in Ostwestfalen. In den Jahren 1978 und 1979 wurden Rettungsgrabungen erforderlich, weil Sandabbau den Fundplatz zu zerstören drohte. Leider fanden die Ausgräber auf der Weser-Mittelterrasse ungünstige Bodenverhältnisse vor: Die Gräber waren in eine kräftig rotbraun gefärbte Sandschicht unterhalb des Ackerbodens eingetieft. Grabgruben oder Pfostenlöcher ließen sich daher kaum erkennen. Bei den Notbergungen kamen überwiegend Urnenbestattungen der Jüngeren Bronzezeit und Frühen Eisenzeit zum Vorschein, kleinere Gruppen von Brandgruben-Gräbern stammen aus der Jüngeren Eisenzeit.

Wahrscheinlich wurde das Gelände aber schon in der Frühen Bronzezeit als Begräbnisstätte genutzt, worauf einige Funde von „Becherkeramik“ hinweisen. Allerdings sind Keramikgefäße und Steingeräte der Frühbronzezeit schwer von den steinzeitlichen zu unterscheiden.

In Döhren fanden die Ausgräber einen verzierten Standfußbecher neben einem unverzierten kleinen Becher stehend, darunter eine retuschierte Flintklinge – ein typisches Beigabensemble. Obwohl jegliche Spuren des Skeletts oder der Grabgrube fehlten, wird es sich aufgrund vergleichbarer Befunde aus Nordwestdeutschland und den Niederlanden um die Überreste einer Bestattung unter einem Grabhügel handeln. Die Knochen sind im kalkarmen Sandboden vergangen, der Hügel ist durch den Pflug eingeebnet worden.

Der kleine, etwas kümmerlich wirkende Becher und besonders die einfache Verzierung des Standfußbechers in Form von zwei Kerbreihen sprechen für eine zeitliche Einordnung der Grabausstattung in die Frühe Bronzezeit. Bislang waren die Kerben als typische Fingernagelverzierung angesehen worden. Bei näherem Hinsehen entpuppen sie sich jedoch als Einstiche – ebenfalls eine typische Verzierungstechnik auf Keramikgefäßen dieser Periode.

Die Kerben des Döhrener Bechers wurden mit einem Gegenstand erzeugt, der gleichförmige, einseitig spitz zulaufende Eindrücke hinterlässt, wie etwa die Spitze eines Feuersteinmessers. Die zum Grabinventar gehörende Flintklinge ist hier

für ganz sicher nicht benutzt worden. Sie hinterlässt – experimentell in Knetmasse eingedrückt – ein sehr ähnliches, aber nicht identisches Muster. Die Person, die den Becher damals hier in Westfalen töpferte, hat vermutlich zu einem ihrer eigenen Feuersteingeräte gegriffen und es so, ganz praktisch, als multifunktionales Werkzeug eingesetzt, um dieses Gefäß zu verschönern. **Sandra Fleschenberg**

Der mit Einstichen verzierte Standfußbecher wurde zusammen mit einem kleinen Becher und einer Feuersteinklinge auf dem Gräberfeld in Petershagen-Döhren gefunden.





VOM HIMMEL GEFALLEN? DER BECHER VON RAESFELD-ERLE

Am Westrand des Oestricher Bruches bei Raesfeld-Erle (Kr. Borken) zieht sich oberhalb der Schafbachaue ein Dünenrücken entlang, der nach und nach durch Sandabbau zerstört wird. Im Herbst 1965 fiel dort der Blick eines ehrenamtlichen Mitarbeiters auf eine verzierte Scherbe, die in einem Sandhaufen lag. Die anschließende genaue Besichtigung des Fundortes ergab das Unterteil eines Gefäßes, das 70 cm unter der Oberfläche aufrecht in der Sandgrubenwand stand. Dank der Ausdauer des Finders, der in mehrtägiger Arbeit den Sand durchsiebte, konnte schließlich das Gefäß fast vollständig mit einer Höhe von 43 cm rekonstruiert werden.

Es handelt sich dabei um einen frühbronzezeitlichen Riesenbecher („Trompetenbecher“) mit s-förmig geschweiftem Wandungsverlauf. Seine flächige Fingerkniffverzierung erweckt den Eindruck eines aus vielen kleinen Buckeln bestehenden Ornamentes. Vier Zonen umlaufender Bänder aus unverzierten Wulstleisten, die jeweils durch eingedrückte Schnurimitate gegeneinander abgesetzt werden, gliedern die Verzierung in drei Felder. Unter dem Rand verläuft ferner eine unregelmäßige Reihe kleiner Löcher. Der Becher gehört zu einer Gruppe großer Vorratsgefäße, die direkte Vorbilder in der älteren Einzelgrabkultur (ca. 2850 bis 2200 vor Chr.) finden und damit eine nahtlose Anknüpfung an Traditionen der Jungsteinzeit zum Ausdruck bringen. Ähnliche Gefäße wurden auf Siedlungsplätzen in Borken (→ Seite 55) oder Gütersloh-Pavenstädt (Kr. Gütersloh) in Vorratsgruben gefunden. Indes weisen Vergleichsfunde aus Norddeutschland darauf hin, dass auch Verwendungsmöglichkeiten im Bestattungsritus oder Kult in Betracht gezogen werden müssen.

Über den Befundzusammenhang des Bechers von Raesfeld-Erle lassen sich nur Vermutungen anstellen. Naheliegender erscheint eine Deutung als Vorratsgefäß. Allerdings sind in der Nähe seines Fundortes offenbar weder Herdstellen noch Vorrats- oder Pfostengruben beobachtet worden, die auf eine zugehörige Siedlung deuten könnten. Weiterhin fehlen eindeutige Anzeichen für eine kultische Deponierung wie z. B. Überreste ritueller Feuer in Form von Holzkohle oder Brandspuren. Allein aufgrund der aufrechten Stellung des Riesenbeckers ist indes eine solche noch nicht völlig ausgeschlossen. Dies gilt ebenso für eine Deutung in Verbindung mit einer ehemals möglicherweise vorhandenen Bestattung, zumal vom Südteil des Dünenrückens auch Hügelgräber bekannt sind. Letztendlich wird sich diese Frage aber nicht mehr klären lassen.

Andrea Stapel



Die Gründe für das Vergraben dieses Riesenbeckers im Sand bei Raesfeld-Erle bleiben unbekannt.



HAAR- ODER DOCH BRUSTSCHMUCK? DOPPELRADNADELN IN WESTFALEN

Mittelbronzezeitliche Frauentracht: Doppelradnadeln aus Werther und Münster-Handorf.

1988 wurde eine bronzene Doppelradnadel in den kümmerlichen Resten eines Grabhügels in Werther (Kr. Gütersloh) gefunden. Die Nadel war in einer zweischaligen Form gegossen. Der durchbrochen gearbeitete Nadelkopf besteht aus einem inneren Rad mit vier Speichen und einer äußeren, hochovalen Felge mit acht Speichen sowie einer leicht ausschwingenden Öse als Kopfbekrönung. Felgen und Speichen sind mit einer feinen Querkerbung verziert. Nach all diesen Merkmalen gehört unser Stück zu den Doppelradnadeln vom Typ „Unterbimbach“, der nach einer osthessischen Fundstelle benannt wird. Der Verbreitungsschwerpunkt dieser Nadeln liegt in Osthessen und Südthüringen, reicht aber – wie man sieht – im Norden bis Westfalen. Zu datieren sind die Nadeln vom Typ „Unterbimbach“ in das 14. Jahrhundert vor Chr. und damit in die Mittlere Bronzezeit.

In Westfalen liegen Doppelradnadeln vom Typ „Unterbimbach“ darüber hinaus aus Bad Driburg und Bad Driburg-Pömbesen (Kr. Höxter), Paderborn und Borchon-Etteln (Kr. Paderborn), Münster-Handorf und „Westphalen“ (genaue Fundstelle unbekannt) vor. Trotz der geringen Anzahl ist dabei die Betonung von Ostwestfalen und der dort stärkeren Verbindung mit Osthessen eindeutig. Das Grab aus Bad Driburg enthielt zusammen mit der Doppelradnadel zwei Armbänder, die im Raum Hannover nach Lüneburger Vorbildern angefertigt worden waren. Die komplette Ausstattung, die die doppelte Beeinflussung durch zwei Kulturzentren der Zeit (Lüneburg und Osthessen) belegt, ist wiederum für die gesamte Weserlandschaft typisch – vom Oberlauf von Fulda und Werra bis zur Wesermündung.

Radnadeln gehörten zur Frauentracht und dienten dazu, ein Gewand zu schließen. In Westfalen, in Osthessen und in Niedersachsen reichte dazu meistens eine Radnadel aus; in Südthüringen aber benötigte man derer zwei, die vor den Schultern getragen wurden. Über die Trageweise der Doppelradnadeln in Westfalen ist leider so gut wie nichts bekannt. Nur von der Nadel aus Bad Driburg-Pömbesen konnte die körperbezogene Fundlage festgestellt werden: Die Nadel befand sich unter dem Schädel der Toten. Will man daraus schließen, dass die Doppelradnadeln in Westfalen anders als im übrigen Westmitteleuropa im Haar getragen wurden? **Daniel Bérenger**





VERBRANNT LEICHEN UND TOTENHÄUSER: DIE PADERBORNER GRUPPE IN OSTWESTFALEN

In der Mittelbronzezeit lag Ostwestfalen im Spannungsfeld von zwei herausragenden Kulturzentren der Zeit: der osthesisch-südthüringischen Gruppe (sog. Werra-Fulda-Gruppe) im Südosten und der Lüneburger Gruppe im Norden. Überall herrschte die gleiche Bestattungssitte: die Beerdigung der unverbrannten Leiche in gestreckter Rückenlage, meist in einem Baumsarg und unter einem größeren Grabhügel. Gelegentliche Brandbestattungen bestätigten als Ausnahmen diese Regel. Auch das Paderborner Land gehörte zu diesem Spannungsfeld, doch unterschied sich das Verhalten der dortigen Menschen von dem ihrer Nachbarn. In der Mittelbronzezeit des Paderborner Raumes stellte von Anfang an die Brandbestattung die Norm dar!

Zwei Grabformen sind typisch für die Paderborner Gruppe: Beim „Brandskelettgrab“ wurde der Leichenbrand in einer länglichen Grube, manchmal sogar in einem kurzen Baumsarg ausgestreut (→ Seite 127), beim „Leichenbrandnest“ wurde er in ein Tuch oder einen Beutel aus organischem Material eingewickelt, bevor er in einer kleinen Grube beigesetzt wurde. Beide Grabtypen scheinen zeitgleich vorgekommen zu sein. Was jeweils für die Wahl der Bestattungsform ausschlaggebend war, ist (noch) unbekannt.

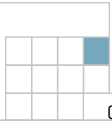
Borchen-Etteln, 1990. Die Ausgräber vermessen die Überreste der Totenhütte aus Eichenbohlen, die sie freipräpariert haben. Sie war zwischen 1300 und 1250 vor Chr. abgebrannt worden.

Viele der Grabhügel der Paderborner Gruppe weisen Grabeinhebungen auf. Es finden sich einfache bis dreifache Pfostenringe und einfache Kreisgräben ohne Unterbrechung oder mit einer bis drei Erdbrücken als Eingängen. Vereinzelt kommen zwei konzentrische Kreisgräben vor. In Polygonalgräbchen von bis zu 16 m Durchmesser standen offensichtlich Holzpalisaden.

Auffällig sind die Grabbauten der Paderborner Gruppe, deren Spuren sich um die eigentlichen Bestattungen – in der Regel also in der Mitte der Hügelsohle – fanden. Es lassen sich bisher fünf Grabbauten erschließen, von denen aber nur zwei in Borchen-Etteln (Kr. Paderborn) gut beobachtet werden konnten. Der eine war eine zeltartige Totenhütte von 4,4 m x 3,2 m Grundfläche, die aus Eichenbohlen bestand, der andere ein Totenhaus von 3 m x 2 m Größe, dessen Gerüst von acht Pfosten gebildet wurde. Diese vorläufigen Grabdenkmäler sind abgebrannt worden, bevor man anfangs, den Grabhügel auf den Überresten aufzuschütten. Der Brand der größeren Totenhütte von Borchen-Etteln ist dendrochronologisch an das Ende der Mittelbronzezeit datiert: zwischen 1300 und 1250 vor Chr. Eine vergleichbare Hütte aus Bad Wünnenberg-Haaren (Kr. Paderborn) lässt sich archäologisch bereits in den älteren Abschnitt der Mittelbronzezeit einstufen. **Daniel Bérenger**

Literatur: Bérenger 1996.





LAUTER JUNGE LEUTE: EIN GRÄBERFELD ALS SICHTFENSTER IN DIE JÜNGERE BRONZEZEIT



In einer Schlüsselochanlage am Oespeler Bach lag ein Griffdornmesser als Grabbeigabe. Die Nietköpfe bildeten ein Muster auf dem (vergangenen) Griff des Messers.

Auf einem sanft nach Norden auslaufenden Geländerücken am Westufer des Oespeler Baches wurde beiderseits des kreuzenden Hellwegs u. a. ein Gräberfeld der Jüngeren Bronzezeit aufgedeckt. Auf rund 5 Hektar Fläche legten die Archäologen 269 Bestattungen frei.

Wie in dieser Zeit üblich, fanden sich auch am Oespeler Bach ausschließlich Brandbestattungen, von denen nachweislich etwa ein Viertel in eine Grabenanlage integriert war. Es kommen vor: 15 Kreisgräben, 38 Schlüsselochgräben, sieben Langgräben und neun unbestimmte Anlagenformen. Die von den Gräben eingefassten ehemaligen Hügel erreichten ungewöhnliche Größen mit Durchmessern bzw. Längen von teils mehr als 30 m.

Als Ausstattung für die Toten war ein Beigefäß gebräuchlich. Auffällig häufig lagen sogenannte Opfergefäße in den Umfassungsräumen. Oft handelte es sich dabei um Schüsseln und Schalen, die man meistens im östlichen bis südlichen Abschnitt der Gräben abgestellt, z. T. auch deren Scherben ausgestreut hatte. Die Grabkeramik enthält überwiegend Formen und Verzierungselemente der Älteren Niederrheinischen Grabhügelkultur.

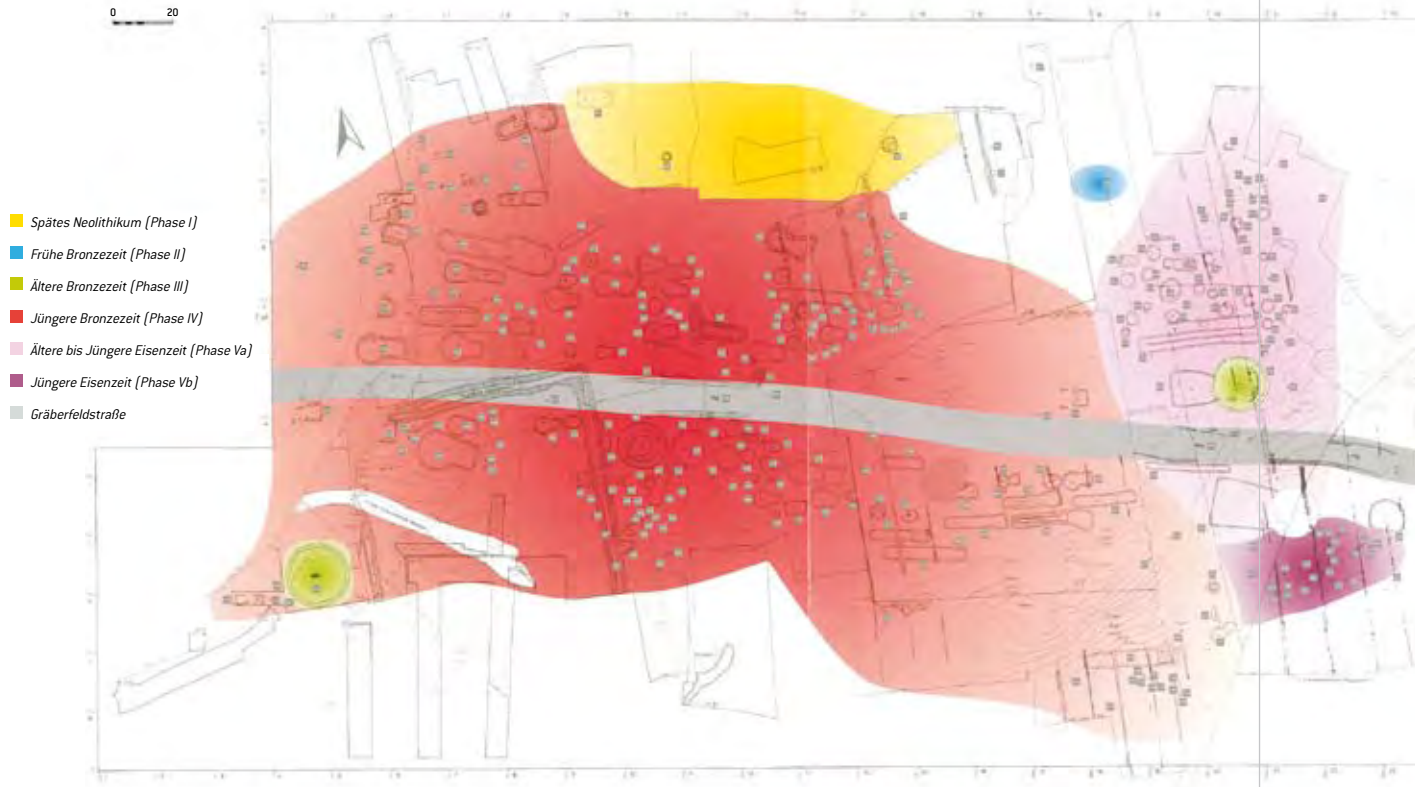
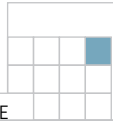
Vergleichbar mit anderen Gräberfeldern in der Region ist das weitgehende Fehlen von Metallbeigaben in den Gräbern; nur in 16 Bestattungen wurden Bronzen entdeckt. Allerdings lassen die wenigen Stücke weit gespannte Verbindungen erahnen: So sind z. B. für eine Eisengeode Vergleichsfunde bislang nur aus Hessen bekannt, während ein Griffdornmesser und

eine Eikopfnadel auf Beziehungen zur süddeutschen Urnenfelderkultur hindeuten. Als Übermittlungsweg für diese Kontakte darf man sich vielleicht schon den Hellweg denken.

Die durchschnittliche Lebenserwartung der jungbronzezeitlichen Bevölkerung am Oespeler Bach betrug knapp 23 Jahre, dabei standen viele Kinder und jüngere Erwachsene einem kleinen Anteil älterer Menschen gegenüber. Diese Personen waren mit Körperhöhen von fast 173 cm bei den Männern und 159 cm bei den Frauen mittel- bis hochwüchsig. Die Männer besaßen einen mittleren bis starken Knochenbau mit deutlichen Muskeln; die Frauen waren im allgemeinen nicht so robust, ihre Knochen zeigten aber in der Regel ebenfalls kräftige Muskelansatzmarken. Die meisten Männer und Frauen waren offensichtlich durch körperliche Arbeit stark belastet. Allerdings konnten bei einigen erwachsenen Frauen sehr grazile Langknochen mit schwachen Muskeln beobachtet werden; diese Frauen waren wohl nicht dem üblichen Arbeitsstress ausgesetzt. Ihre nachweisbaren Grabausstattungen unterscheiden sich jedoch nicht von denen der anderen Frauen.

Die Alters- und Geschlechterverteilung am Oespeler Bach spricht für eine Siedlungsgemeinschaft von durchschnittlich 100 Personen, möglicherweise fünf bis sechs Kernfamilien. Damit gehörte sie im Rahmen zeitgleicher Gruppen zu den großen Ansiedlungen.

Henriette Brink-Kloke



Belegungsabfolge auf dem Friedhof Warendorf-Neuwarendorf.

ÄLTER? JÜNGER? ZUR BELEGUNGSABFOLGE AUF DEM FRIEDHOF NEUWARENDORF

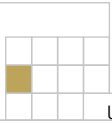
Mit einer Ausdehnung von etwa 260 m x 200 m ist der Neuwarendorfer Friedhof einer der größten Westfalens und der Emsgruppe – und dies obwohl auch er nicht vollständig ausgegraben werden konnte. Insgesamt lässt sich eine Belegung vom Späten Neolithikum bis weit in die Eisenzeit nachweisen. Damit bietet sich der Friedhof für eine Untersuchung über räumliche und zeitliche Entwicklungen im Bestattungswesen an. Obwohl die Vielfalt der Grabformen und Grabanlagen beeindruckend ist, lässt sich eine bruchlose Kontinuität nicht zweifelsfrei postulieren. So liegen die ältesten Gräber (99 und 139) deutlich abseits der späteren Bestattungen. In beiden Fällen handelt es sich um Körperbestattungen, die eng von ovalen Gräben umfasst wurden. Etwas jünger ist wohl das Körpergrab 204, das durch eine C^{14} -Analyse in die Zeit um 1940 vor Chr. \pm 60 datiert wird; auch dieses liegt isoliert in einem freien Raum. Als Initialzündung für den großen Friedhof sind aber erst zwei, vielleicht drei große Grabhügel zu werten, die im Osten und Westen des Grabungsareals beiderseits der Gräberfeldstraße (\rightarrow Seite 100 f.) liegen. Mit zentra-

len bzw. tangentialen Körpergräbern passen sie gut in die Frühe bzw. Mittlere Bronzezeit.

Mit dem Beginn der Jüngeren Bronzezeit scheint der Friedhof förmlich zu explodieren, in relativ kurzer Zeit wird der Raum zwischen den großen Hügeln belegt. Dabei fallen zunächst einmal unterschiedlichste Formen von Langbetten auf, die meist parallel zur Gräberfeldstraße angelegt wurden. Diese wiederum scheinen Kristallisationspunkte für kleinere Grabgruppen zu bilden – um die Langbetten häufen sich kleinere Anlagen, Schlüsselochgräben, Kreisgräben und Bestattungen ohne Einhegung. Dabei nimmt tendenziell die Größe der Grabanlagen mit der Entfernung zur Straße ab. Erst in der Zusammenschau ergibt sich das Bild eines geschlossenen Friedhofs.

Die jüngsten Gräber liegen im Osten des Grabungsareals; sie gehören bereits in die Ältere und Mittlere Eisenzeit (bis Latène C 2). Hier dominieren kleine Kreisgräben und einfache Brandgräber, meist ohne Einhegung und auch ohne Urnen. Danach scheint die Belegung abzubrechen.

Christoph Grünwald / Barbara Rüschoff-Thale



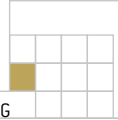
VEGETATION – LANDWIRTSCHAFT – ERNÄHRUNG

Landschaft und Vegetation sind nicht nur „Umwelt“ des Menschen, vielmehr werden und wurden sie maßgeblich von Menschen und ihrer (Land-)Wirtschaft geprägt. Ein Bild von der vergangenen Vegetation können archäobotanische Untersuchungen vermitteln, die im Rahmen archäologischer Ausgrabungen durchgeführt werden. Diese Untersuchungen umfassen Bestimmung und Auswertung von Pflanzenresten wie Pollen und Sporen, Früchten und Samen sowie Hölzern und Holzkohlen.

Pflanzenreste werden, wie auch andere Reste aus organischem Material, unter „normalen“ Bedingungen innerhalb von Wochen oder Monaten von den im Boden lebenden Mikroorganismen vollständig zersetzt, was man anschaulich an jedem Komposthaufen beobachten kann. Damit sich archäologische Funde aus vergänglichem Material erhalten, bedarf es besonderer Bedingungen. Genügt für die Erhaltung der eher robusten Knochen bereits kalkhaltiger Boden, so benötigen die eher fragilen Pflanzenreste den Abschluss vom Luftsauerstoff, damit Fäulnis und Verwesung unterbunden werden. Das ist der Fall in dauerfeuchten Schichten, wie sie beispielweise in Seen und Mooren angetroffen werden; hier ist die Tätigkeit der Mikroorganismen stark eingeschränkt. In solche See- und Moorablagerungen werden außer den lokalen, also am Ort wachsenden Pflanzen auch Pollen und Sporen eingebettet, die in der weiteren Umgebung des Moores von Blütenpflanzen, Moosen und Farnen gebildet, in die Luft ausgestreut und dann zum Schluss im See oder Moor abgelagert wurden. Untersucht man den Blütenstaub vergangener Zeiten, so lassen sich Rückschlüsse auf die jeweilige, damals herrschende Vegetation in einer Landschaft ziehen.

Für Westfalen zeigen pollenanalytische Untersuchungen, dass sich die Pflanzendecke in der Vergangenheit meist wesentlich von der uns heute vertrauten Vegetation unterscheidet. Hatten in der Jungsteinzeit (Neolithikum) auf den trockenen Böden noch dichte Wälder mit Linden und Ulmen vorgeherrscht, so sind sie in der Bronzezeit Eichenwäldern mit viel Haselsträuchern im Unterwuchs gewichen. Solche lichtreichen Wälder entstehen hier nicht „von Natur aus“, sondern sind eine Folge waldwirtschaftlicher Eingriffe durch den Menschen. Am ehesten ist hierbei an Viehwirtschaft zu denken, bei der Herden freilaufenden Viehs zur Waldweide geführt werden. Diese Form der Viehwirtschaft – Waldweide im Sommer und Laubfütterung im Winter – war charakteristisch für die Haltung von Vieh in der Jungsteinzeit. In der Bronzezeit und besonders in der Eisenzeit jedoch gewinnt mehr und mehr die Grünlandwirtschaft an Bedeutung, bei der die Rinder im Sommer auf den Weiden gehalten und im Winter mit Wiesenheu gefüttert werden. Die Zunahme von Gräser-, Spitzwegerich- und Sauerampferpollen in den westfälischen Pollendiagrammen zeigt diese Entwicklung. In den Eichenwäldern, die nun von der Viehhaltung nicht mehr so stark in Anspruch genommen werden, kann sich im Verlauf der Bronzezeit allmählich die Buche ausbreiten, welche später die naturnahen Wälder beherrschen wird.

Ein weiterer Aspekt der bronzezeitlichen Landwirtschaft erschließt sich über Pflanzenreste, die auf den archäologischen Ausgrabungen selbst geborgen werden. Hierbei handelt es sich überwiegend um die von den Menschen in ihren Siedlungen genutzten Pflanzen. Sie sind allerdings in den durchlüfteten Siedlungsschichten lediglich verkohlt überliefert, da Pflanzenkohle für die Bodenlebewesen nicht mehr verwertbar ist. So haben Früchte, Samen und Hölzer Erhaltungs-



chancen, wenn sie damals mehr oder weniger zufällig ins Feuer gerieten; formbeständig – und damit heute noch bestimmbar – blieben sie indes auch nur dann erhalten, wenn sie in einer sauerstoffarmen Atmosphäre langsam verkohlten.

Einen Einblick in die Landwirtschaft am Ende der Jungsteinzeit in Westfalen gewähren die Pflanzenfunde von Bocholt (Kr. Borken) (→ Seite 78). Sie kamen in einer Grube – mit Keramikscherben von Riesenbechern – zutage, die nach einem C¹⁴-Datum in die Zeit zwischen 2130 und 1950 vor Chr. gehört. Das an den insgesamt sehr wenigen Pflanzenresten nachgewiesene Getreidespektrum – es handelt sich um Emmer, Einkorn und Nacktweizen – entspricht völlig dem, was wir aus jungsteinzeitlichen Siedlungen kennen. Das gleiche gilt auch für die zusammen mit den Getreidekörnern gefundenen Reste von Ackerunkräutern, von denen Gänsefuß, Labkraut und Knötericharten belegt sind. Offensichtlich steht die Landwirtschaft am Beginn der Bronzezeit noch ganz in neolithischer Tradition.

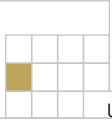
Neues zeigen dann die Funde von Dortmund-Oespeler Bach (→ Seite 66) aus der Zeit um 1700 vor Chr. Hier konnten Pflanzenreste aus 35 zum größten Teil kreisrunden Zylindergruben untersucht werden; 16 dieser Gruben enthielten ein Gemisch aus Nacktgerste und Nacktweizen (zwischen 50 und 300 000 Getreidekörner pro Grube), 15 enthielten geschälte Eicheln (75 bis 2200 Eichelkeimblätter pro Grube). Nacktgerste und Nacktweizen sind bereits aus der Jungsteinzeit bekannt. In den runden Vorratsgruben wurden aber auch Reste einer neuen Weizenart gefunden, dem Dinkel, der vom Balkan bis nach Süddeutschland erstmals in bronzezeitlichen Befunden regelhaft vorkommt. Der Dinkel hatte nun offenbar auch Westfalen, zumindest den Dortmunder Raum, erreicht – ob bewusst angebaut oder als „unkrauthafte Beimischung in den Getreidefeldern“ muss offen bleiben.



Triticum dicoccum, Emmer



Hordeum hexastichon nudum, Nacktgerste
Hordeum vulgare vulgare, Vierzeilige Spelzgerste



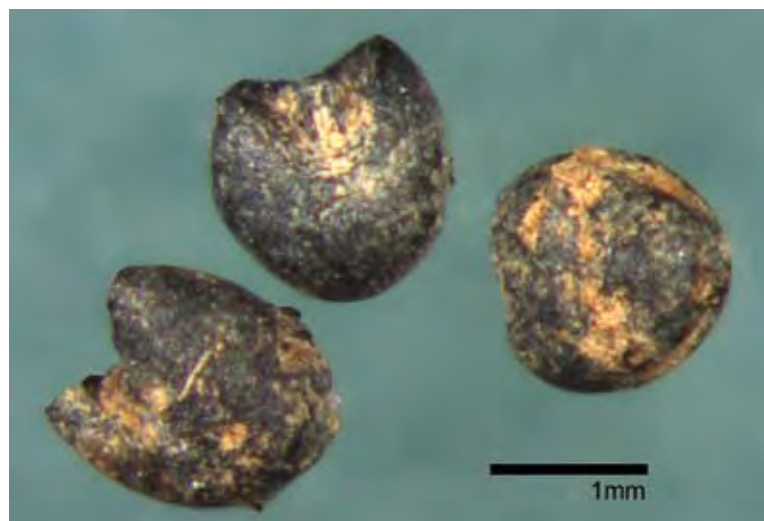
Der dritte archäobotanisch untersuchte Fundplatz aus dieser Zeit (zwischen 1740 und 1630 vor Chr.) liegt im westfälischen Borken. Die Befunde dieser Ausgrabung erwiesen sich, wie in Bocholt, als äußerst arm an Pflanzenresten: 600 Liter Sediment (Boden) enthielten lediglich 109 Früchte und Samen. Gleichwohl brachten diese wenigen Reste wichtige Ergebnisse und neue Erkenntnisse, denn hier konnten in Westfalen erstmals Spelzgerste und Echte Hirse (Rispenhirse) nachgewiesen werden. Während Spelzgerste aus bronzezeitlichen Befunden schon bekannt war (beispielsweise aus Trimbs bei Koblenz-Mayen), sind die wenigen Hirsekörner aus Borken etwa 150 Jahre älter als der erste umfangreiche Hirsefund an dem rheinischen Lössgebiet mit zirka tausend Körnern, der einen Reisanbau dieser Feldfrucht belegt. Möglicherweise begann der Hirseanbau, der später so typisch für die Eisenzeit im Rheinland und in Westfalen wird, bereits in der Frühen Bronzezeit. Hirse erscheint fast schlagartig in der Mitte des 2. vorchristlichen Jahrtausends, und zwar von Griechenland bis Frankreich – Westfalen gehört damit zu einem der frühen westeuropäischen Anbauggebiete dieser aus Zentralasien stammenden Kulturpflanze.

Rispenhirse, zusammen mit Emmer und Gerste, fand sich auch in den bronzezeitlichen Siedlungsspuren in Rheine-Altenrheine (Kr. Steinfurt) (→ Seite 81 ff.). Aus den Pfosten gruben eines dreischiffigen, leicht trapezförmigen Langhauses wurden die Früchte und Samen aus 50 Bodenproben bestimmt. Zusammen mit diesen Getreiden wurden in die Siedlung auch Samen von Ackerunkräutern gebracht, die sich ebenfalls in verkohltem Zustand erhalten haben. Ferner dürften Haselnüsse auf dem Speiseplan der bronzezeitlichen Bewohner dieses Hauses gestanden haben, wie aus den gefundenen Schalensplintern geschlossen werden kann. Mit einzelnen Diasporen, Früchten und Samen von Lolch, Spitzwegerich, Kleiner Brunelle, Klee und Süßgräsern sind typische Pflanzen des Grünlandes vertreten, die als Hinweise auf die Fütterung des Viehs mit Wiesenheu gedeutet werden können.

Insgesamt gesehen zeigt sich in den archäobotanisch untersuchten bronzezeitlichen Siedlungen in Westfalen ein im Vergleich zur Jungsteinzeit verändertes Getreidespektrum: Die am Beginn der Jungsteinzeit so wichtige Weizenart Einkorn kommt jetzt nur noch vereinzelt vor, sodass ein bewusster Anbau in Frage gestellt werden muss. Dies gilt nicht nur für das westfälische Gebiet, sondern ist ein Trend, der für zeitgleiche Befunde aus ganz Deutschland festgestellt werden kann.



Rispenhirse (Panicum miliaceum) im Schaugarten des Max-Planck-Instituts für Züchtungsforschung in Köln-Vogelsang.



Rispenhirse (Panicum miliaceum, verkohlte Früchte) aus Borken.



Wichtige Getreide in der Bronzezeit werden – außer den schon in der Jungsteinzeit angebauten Arten Emmer und Nacktgerste – die vierzeilige Spelzgerste, die allgemein als Wintergetreide angebaut wird, und die Hirse, die als frostempfindliche Sommerfrucht erst ab Mitte Mai eingesät wird. Spelzgerste und Hirse sind allerdings keine Brotgetreide wie die im Neolithikum vorherrschenden Weizenarten, sondern werden zu Graupen und Grützen zubereitet bzw. als Brei gegessen. Eine weitere bronzezeitliche Besonderheit sind die Massenfunde geschälter Eicheln, wie sie am Oespeler Bach und in der frühbronzezeitlichen Siedlung Rhede (Kr. Borken) (→ Seite 79 f.) zutage kamen, und bei denen es sich vermutlich um Vorräte für den menschlichen Verzehr handelte.

Sind die bei Siedlungsgrabungen gefundenen Pflanzenkohlen entweder durch Schadfeuer verkohlt oder eher versehentlich in das tägliche Herdfeuer gelangt, so liegen mit Pflanzenkohlen aus Brandgräbern Reste der ehemaligen Scheiterhaufen vor, die zur Verbrennung der Toten errichtet wurden und in Form von Holzkohlen überliefert sind. In der Jüngeren Bronzezeit herrschte die Sitte der Urnenbestattung, bei der Leichenbrand und Scheiterhaufenreste in Urnen beigesetzt wurden. Die Untersuchung der Holzkohlen eines solchen über 250 Urnenbestattungen umfassenden Gräberfeldes in Dortmund-Oespeler Bach aus der Zeit von 1200 bis 800 vor Chr. (→ Seite 60) konnte zeigen, dass die Scheiterhaufen hauptsächlich aus Eichen-, Hasel- und Erlenhölzern aufgebaut waren; des Weiteren wurde Holz von Steinobst- und Kernobstgewächsen, Ahorn, Weide, Esche, Faulbaum und Buche verwendet. Dieses Feuerholz für die Scheiterhaufen entnahm man sicherlich lokalen Gehölzbeständen: haselreichen Eichenwäldern auf den Lössflächen und Auenwäldern am Oespeler Bach. In den etwa 500 Jahren Belegungsdauer des Friedhofs hat sich die Gehölzzusammensetzung offenbar nicht verändert; die haselreichen Eichenwälder, also Wirtschaftswälder, wurden offensichtlich jahrhundertlang in gleichem Zustand gehalten.

Jutta Meurers-Balke / Silke Schamuhn



Ein mühsames Geschäft: Getreide mahlen mit dem Mahl- und Läuferstein.



Geschälte Eicheln [Quercus spec., verkohlte Keimblätter] aus Rhede.



EICHELN, GERSTE UND WEIZEN: VORRÄTE DER FRÜHEN BRONZEZEIT AM OESPELER BACH

Der Oespeler Bach kreuzt die alte Straße Hellweg im Dortmund-Westen. An seinem Ufer fanden Archäologen Gruben, deren Verfüllungen mit auffällig vielen verkohlten Pflanzenresten durchsetzt waren. Naturwissenschaftliche Datierungen ergaben ein durchschnittliches Alter dieser Reste von etwa 3750 Jahren und stammen somit aus der Frühen Bronzezeit.

Die Gruben hatten einen rundlichen Umriss, senkrechte Wände und einen ebenen Boden. Sie werden in der Regel als Vorratsgruben interpretiert. Am Oespeler Bach waren ihre Seitenwände unterspült und heruntergebrochen. Sie waren damit als Aufbewahrungsorte unbrauchbar geworden und wurden verfüllt.

Die Gruben enthielten insgesamt über 560 000 Früchte und Samen von Weizen und Gerste sowie geschälte Eicheln. Zur Viehfütterung ist das Schälen der Eicheln nicht notwendig. Daher liegt es nahe, dass es sich hier um Eicheln für den menschlichen Verzehr handelt. Die Früchte stellen aufgrund ihres hohen Stärke- und Eiweißgehaltes eine wertvolle Speise auch für den Menschen dar. Eine gewisse Häufung derartiger Funde in der Bronzezeit spricht dafür, dass die Menschen in dieser Zeit die Mehlf Frucht Eichel bevorzugt als Nahrungsmittel nutzten.

Doch warum sind Gerste, Weizen und Eicheln am Oespeler Bach verkohlt? Da sich die Gruben auf zwei deutlich voneinander entfernt liegende Bereiche konzentrierten, ist anzunehmen, dass die Verkohlung nicht allein durch Brandkatastrophen, sondern auch durch technische Verfahren verursacht worden sein kann. Eicheln werden geröstet, um ihre Bitterstoffe abzubauen. Weizen und Gerste trocknet man dagegen durch Darren (bei geringerer Hitze) und macht sie damit lagerfähig. Darüber hinaus kann Gerste beim Malzen – als Arbeitsgang im Rahmen des Bierbrauens – auch gekeimt werden; anschließend wird der Keimprozess durch Hitze abgetötet, um das gewünschte Malzaroma zu bewahren. Da die hier vorliegende Gerste in ungekeimtem Zustand verkohlt ist, kann die zweite Möglichkeit ausgeschlossen werden. Also muss man für beide Getreide mit einem Trocknungsverfahren vor der Lagerung rechnen; die Eicheln wurden geröstet. Verkohlte Vorräte entstehen allerdings erst dann, wenn der Darr- bzw. Röstvorgang schiefgegangen ist; dann wird alles unbrauchbar und als Müll entsorgt.

Weder zwischen den Vorratsgruben noch in ihrer Nähe fanden sich andere zeitgleiche Siedlungsreste. Offensichtlich handelt es sich bei den Arealen, in denen die Gruben angelegt worden waren, um separate Lagerplätze zur Aufbewahrung und vielleicht auch besseren Sicherung der Vorräte abseits der Siedlung.

Henriette Brink-Kloke

Literatur: Brink-Kloke / Meurers-Balke 2003.



In dieser Grube am Oespeler Bach bewahrte man in der Bronzezeit seine Vorräte auf. Zwischen den Resten von Holzkohle und verbranntem Lehm lagen immer wieder verkohlte Eicheln. Einige von ihnen sind schon in Kartons geborgen.



BROT FÜR DAS JENSEITS



Durch Zufall erhalten: Brot als Grabbeigabe – Wegzehrung für den Toten.

Wie ernährten sich die Menschen in der Bronzezeit? Darüber wissen wir leider viel zu wenig. Hin und wieder ergeben sich Hinweise aus der Analyse von Grubenverfüllungen in Siedlungen (→ Seite 66). Es gelingt dabei der Nachweis von Pflanzenresten, die einen Blick auf den Speisezettel der damaligen Zeit erlauben (→ Seite 63).

Über die durch Weiterverarbeitung von Getreide erzeugten Lebensmittel wie Brei oder Brot sind wir durch Funde vor allem aus der Schweiz mittlerweile gut informiert. Der Schweizer Gebäckkundler Max Währen erforscht seit Jahrzehnten organische Funde aus archäologischen Grabungen. Anhand zahlreicher Überreste von Fladen und Brotlaiben konnte er nachweisen, dass Kenntnisse der heutigen Backkunst schon in der Jungsteinzeit in hohem Maße vorhanden waren. Brot und Gebäck hatten in der Urgeschichte eine viel größere Bedeutung bei der Ernährung der Menschen als bisher angenommen.

Aber auch in den Totenkult hielt dieses Grundnahrungsmittel Einzug, was sich „ausgerechnet“ in Westfalen aufzeigen ließ. Der erste und älteste sichere Nachweis von Brot nördlich der Alpen gelang in den 1970er Jahren im Gräberfeld von Telgte-Raestrup (Kr. Warendorf) (→ Seite 145), später auch an vielen anderen Orten. Zu verdanken ist diese Erkenntnis zunächst der akribischen Durchsicht der Leichenbrände aus den bronzezeitlichen Gräbern durch den Restaurator Klaus Hölker. Ihm waren zwischen den Knochenresten, Holzkohle-

stückchen und anderen organischen Bestandteilen der Bestattungen erstmals auch grauschwarze blasige, leicht glänzende Teilchen von wenigen Millimetern Größe aufgefallen, die sich nicht ohne weiteres identifizieren ließen. Nachdem anthropologische und botanische Untersuchungen zunächst keine Bestimmung dieser Objekte ergeben hatten, ließ der Ausgräber Klemens Wilhelmi die Proben an den „Brotexperten“ Währen schicken. Dieser bestimmte die mit Poren durchsetzten Bröckchen als Reste von verkohltem, gelockertem Brot, das aus Sauerteig hergestellt worden war. Zur Herstellung des Brotes war sehr feines, auf einer Steinreimbühle ausgemahlenes Weizenmehl verwendet worden.

Ein von Währen unternommener Mahlversuch auf einer bronzezeitlichen Steinreimbühle ergab einen recht hohen Zeitaufwand: Für etwa 250 g feines Mehl waren fast drei Stunden Arbeit nötig.

Vergleiche des Telgter Materials mit Brotfunden aus Siedlungen der Späten Bronzezeit in der Schweiz ergaben, dass das Brot aus den Gräbern von wesentlich besserer Qualität war. Obwohl der Vergleich aufgrund der großen Entfernung zwischen den zwei Fundregionen vielleicht nicht ganz überzeugt, kann man zumindest die Vermutung äußern, dass für die Toten als „Wegzehrung“ feineres Brot als für die Lebenden hergestellt worden ist.

Zu klären war auch die Frage, ob das in den Gräbern aufgefundene Brot zusammen mit den Toten auf dem Scheiterhaufen verbrannt worden war. Auch hier führten moderne Versuche zu einem recht klaren Ergebnis: Das Brot wäre auf dem Scheiterhaufen auf jeden Fall vollständig zu Asche verbrannt. Demnach kann man annehmen, dass das Brot nach dem Verbrennen des Toten in die noch glühende Asche geworfen wurde und dann zusammen mit dem Leichenbrand in die Urne oder Grabgrube gelangte.

So ermöglicht ein kleines unscheinbares Fundstück wie ein Brotbröckchen einen nicht unbedeutenden Einblick in die religiöse Vorstellungswelt der – schriftlosen – bronzezeitlichen Menschen: Dem Toten wurde ganz bewusst eine Wegzehrung mit in das Jenseits gegeben. Hinweise auf solche Grabrituale geben im Übrigen auch die vielfach in Gräbern vorgefundenen Beigefäße, die wahrscheinlich zur Aufnahme von Speisen oder Getränken dienten.

Birgit Mecke



Kein Freund vegetarischer Kost: der Mann aus dem Grab bei Willebadessen-Engar.

ANSPRUCH AUF FLEISCH UND ESSBESTECK IN WILLEBADESSEN-ENGAR

In den Jahren 1992 bis 93 haben Archäologen den Bau einer Erdgasleitung von Emden nach Ludwigshafen auch auf der ostwestfälischen Teilstrecke begleitet. Am Nordrand der Warburger Börde entdeckten sie dabei neun jungbronzezeitliche Gräber bei Willebadessen-Engar (Kr. Höxter). In unserem Zusammenhang von Bedeutung ist hier nur Grab 4, das außergewöhnlich ausgestattet war und ins 12. Jahrhundert vor Chr. datiert wurde (1130 ± 81 cal BC).

In der Mitte der Grabgrube stand ein stark zerdrücktes doppelkonisches Beigefäß, das ursprünglich eine Trankbeigabe enthalten haben muss. Dies ist eine Erscheinung, die von vielen jungbronzezeitlichen Gräbern bekannt ist. Auf der einen Seite des Gefäßes fand sich der Leichenbrand eines etwa 46-jährigen Mannes mit Beigaben, die auch aus anderen Gräbern geläufig sind: eine Bronzepinzette und ein Bronzering. Rätselhaft ist ein Abschnitt eines kleinen Tierknochens, in dem ein kurzer Bronzenagel steckte. Auf der anderen Seite des Trinkbechers lagen die unverbrannten Knochen eines Schafs oder einer Ziege, eines Schweins und eines Hausrindes zusammen mit einem verzierten Bronzemesser.

Damit wurde klar, dass wir es mit einer Fleischbeigabe zu tun hatten. Bei anderen Bodenverhältnissen (das Grab lag im Kalkgebiet) hätten sich die unverbrannten Tierknochen nicht erhalten. In Löss- und Sandgebieten suchen wir vergebens nach Spuren von Fleischbeigaben in Form von unverbrannten Knochen. Sie sind dort nämlich längst vergangen. Die Ausgräber hätten also nur noch das Messer gefunden und nicht verstanden, dass es sich um ein Fleischmesser handelte.

Das Grab 4 von Willebadessen-Engar zeigt uns also nicht nur, dass der bronzezeitliche Mensch Fleisch gegessen hat, das hätte man sich auch denken können. Es zeigt auch, dass zum Fleisch ein Messer gehörte, um die Speisen würdevoll verzehren zu können. Hin und wieder, wenn auch selten, begegnen uns in westfälischen Gräbern Bronzemesser, die eine Fleischbeigabe begleitet haben können. Die Fleischbeigabe und vor allem die feinere Ausstattung mit einem Fleischmesser könnte also nicht nur Hinweis auf die Ernährung der Lebenden und ihre Grabsitten, sondern auch auf eine Schichtung der Gesellschaft sein. Wer in der Jungbronzezeit hatte Anspruch auf Fleisch und Essbesteck?

Daniel Bérenger / Hans-Otto Pollmann



EIN ANGELHAKEN ALS GRABBEIGABE: IBBENBÜREN „AUF‘M TRÜSSEL“

Südlich von Ibbenbüren (Kr. Steinfurt), am Nordhang des Teutoburger Waldes, wurden Anfang der 1990er Jahre große Teile eines Brandgräberfriedhofs der Jüngeren Bronzezeit und Älteren Vorrömischen Eisenzeit untersucht. Von den etwa 90 festgestellten Gräbern enthielten ca. 10 % Beigaben aus Bronze, wobei Schmucknadeln, Rasiermesser und Pinzetten zum regional üblichen Fundspektrum gehören (→ Seite 120 f.).

In Westfalen bisher ohne Parallele ist hingegen ein bronzener Angelhaken, der als einzige Beigabe aus einer Urnenbestattung geborgen wurde. Das Grab lag im Zentrum eines kleinen, unvollständig erhaltenen Kreisgrabens von etwa 3,5 m Durchmesser. Die Urne, ein doppelkonisches Gefäß mit Zylinderhalsansatz, enthielt über 700 g Leichenbrand, dessen anthropologische Bestimmung einen „infans II, männlich“, also die Bestattung eines Jungen im Alter von 10 bis 12 Jahren ergab.

Der unverbrannt beigegebene, 3,2 cm lange Angelhaken ist aus einem etwa 2 mm starken Bronzedraht gefertigt. Während das Hakenende einen runden Querschnitt aufweist, ist der Schaft kantig, zum Befestigungsende hin flach ausgearbeitet und zu einer Öse umgebogen. Die Spitze weist keinen Widerhaken auf.

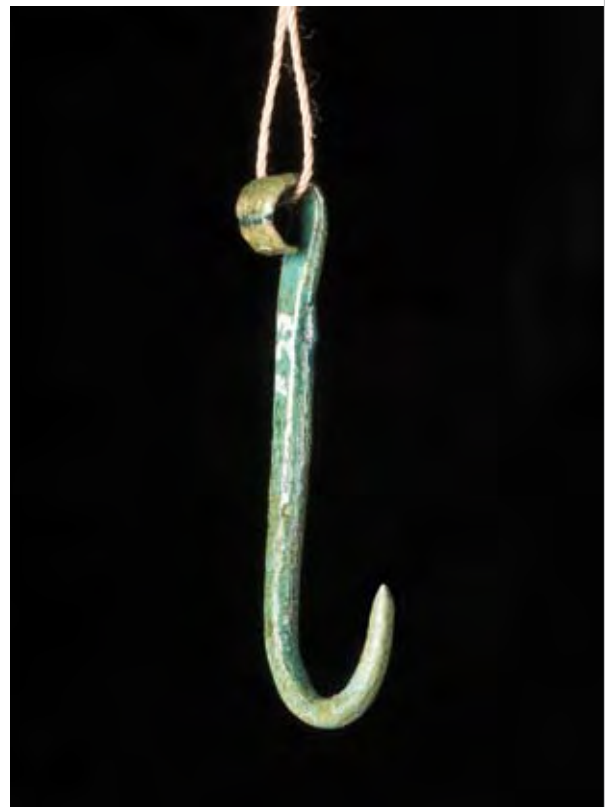
Angelhaken sind seit der Älteren Steinzeit (Jungpaläolithikum) in den unterschiedlichsten Formen und Größen bekannt, wobei vergängliche (organische) Rohmaterialien wie z. B. Knochen bis weit in die Metallzeiten üblich blieben. Entsprechend ist der Nachweis des Angelns in prähistorischer Zeit stark von den lokalen Erhaltungsbedingungen abhängig. Knöcherne Angelhaken wie z. B. aus dem frühbronzezeitlichen Grab II in Molenaarsgraaf, Provinz Südholland (NL) wären im trockenen und kalkarmen Bodenmilieu der Ibbenbürener Fundstelle jedenfalls nicht erhalten geblieben.

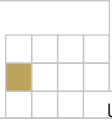
So darf man wohl davon ausgehen, dass das Angeln auch in Gemeinschaften mit landwirtschaftlicher Ernährungsgrundlage wesentlich weiter verbreitet war als es die Funde erscheinen lassen. Dabei wird die Grenze zwischen „Freizeit“-vergnügen und ernsthaftem Nahrungs(neben)erwerb fließend gewesen sein. Ersteres dürfte wohl insbesondere dem

frühkeltischen Fürsten von Hochdorf zu unterstellen sein, in dessen reicher Grabausstattung sich u. a. drei eiserne Angelhaken (mit Schnurresten aus den Schweifhaaren eines Pferdes!) fanden.

Eine ähnliche Leidenschaft für das Angeln – bei sicher größerer Notwendigkeit als beim Fürsten von Hochdorf – dürfte aber auch dem in Ibbenbüren bestatteten Bauernjungen eigen gewesen sein. Nur so erscheint nachvollziehbar, dass dieser einen Angelhaken (als Gebrauchsobjekt mit relativ hohem Verlustrisiko) aus einem so begehrten und in Westfalen raren Rohmaterial wie Bronze besaß. Jeder Angler weiß, dass Angelhaken beim Gebrauch leicht verloren gehen. Dass der Haken auch noch als Grabbeigabe endete, unterstreicht einmal mehr den Variantenreichtum bronzezeitlichen Grabbrauchs, der bisweilen ganz individuelle Bezüge zum Leben eines Verstorbenen erschließen lässt. **Jürgen Gaffrey**

Ungewöhnliche Grabbeigabe: Ein Angelhaken aus Bronze. Länge 3,2 cm.





MIT PFEIL UND BOGEN DURCH DIE WESTFÄLISCHE BRONZEZEIT



Feuersteinpfeilspitzen von verschiedenen westfälischen Fundstellen. Funktionale Kunstwerke – von einem geübten Steinhandwerker in wenigen Minuten herzustellen ...

Es vergeht kaum eine archäologische Ausgrabung, auf der nicht wenigstens eine flächig retuschierte Pfeilspitze aus Feuerstein – als Streufund – geborgen wird. Und auch in den Sammlungen ehrenamtlicher Feldbegeher zählen die kleinen Pfeilbewehrungen der Späten Jungsteinzeit und Bronzezeit keineswegs zu den seltensten Artefakten. Dabei stellen diese Zufallsfunde sicher nur eine verschwindend geringe Teilmenge der ursprünglich verwendeten und verlorenen Pfeilspitzen dar, zumal neben Feuerstein auch mit vergänglichen (organischen) Materialien wie Knochen und Geweih in erheblichem Umfang zu rechnen ist. Eine untergeordnete Rolle scheinen hingegen Pfeilspitzen aus Bronze gespielt zu haben, was in Anbetracht fehlender Rohmaterialressourcen einerseits und einer hohen Verlustrate bei Fehlschüssen andererseits auch nur verständlich ist.



Insgesamt entsteht auf Basis der Streufunde das Bild einer sehr intensiven Nutzung von Pfeil und Bogen, ein Eindruck, der sich über gesicherte Befundzusammenhänge nicht einmal ansatzweise gewinnen lässt. So stellen Pfeilspitzen als Beigaben in den früh- bis mittelbronzezeitlichen Gräbern Westfalens nur eine Ausnahme dar. Gänzlich fehlen sie in den Brandgräbern der Jüngerer Bronzezeit.

Für die Bronzezeit durch wenige Grabfunde belegt sind im Wesentlichen zwei langlebige Typen von Feuersteinpfeilspitzen, die beide ihren Ursprung in der Späten Jungsteinzeit haben: beidseitig flächig retuschierte Flügelpfeilspitzen mit Stiel und solche mit eingezogener Basis (also ohne Stiel). Zu ersteren gehört ein Exemplar aus dem Grabhügel 29 in Borchenteln (Kr. Paderborn). Geflügelte Pfeilspitzen mit eingezogener Basis fanden sich u. a. in den Gräbern von Vlotho-Uffeln (Kr. Herford), Arnsberg-Neheim (Kr. Hochsauerlandkreis) und Lage-Müssen (Kr. Lippe). Dabei nimmt das zuletzt genannte eine Sonderstellung ein, da hier neben der Flintpfeilspitze auch noch drei Exemplare aus Bronze gefunden wurden (→ Seite 91).

Mord oder Opfer einer kriegerischen Auseinandersetzung? Ein ungewöhnlicher Grabfund aus Ibbenbüren lädt zu Spekulationen ein.



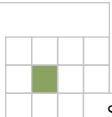
Während die importierten Bronzepfeilspitzen aus Lage-Müssen wahrscheinlich als Hinweis auf einen gehobenen Status des Bestatteten gewertet werden können, ist dies bei der Beigabe einzelner, praktisch ad hoc aus lokalem Material herstellbarer Flintpfeilspitzen wohl auszuschließen. Hier dürften eher ganz individuelle Gründe, wie etwa eine besondere Vorliebe des Bestatteten für die Jagd, ausschlaggebend gewesen sein.

Spätestens hier stellt sich die Frage, welche Bedeutung Pfeil und Bogen in der Bronzezeit Westfalens hatten. Hinweise auf potentielle Dauerkonfliktpunkte (wie etwa Erzlagerstätten) und größere kriegerische Auseinandersetzungen gibt es zwar nicht, doch zeigt spätestens die Existenz einer Befestigungsanlage wie dem „Schweinskopf“ bei Tecklenburg-Brochterbeck (→ Seite 84), dass dennoch mit einem gewissen Anteil bewaffneter Kämpfer zu rechnen ist.

Im Übrigen wäre es ohnehin vermessen anzunehmen, dass der Mensch jemals eine Waffe ausschließlich aggressionsfrei verwendet hätte. Ein entsprechendes Indiz lieferte der Brandgräberfriedhof aus der Jüngerer Bronzezeit bis Älteren Eisenzeit „Auf'm Trüssel“ in Ibbenbüren (→ Seite 69). In einem Knochenlager fand sich ein stark zerschmolzener Gegenstand aus Bronze, der schon allein deshalb aus dem Rahmen fällt, da es zur Belegungszeit des Gräberfeldes unüblich war, Beigaben aus Bronze auf dem Scheiterhaufen zu verbrennen. Nachdem das Stück als Geschosspitze identifiziert und der Leichenbrand als derjenige einer 30 bis 40 Jahre alten Frau bestimmt worden ist, liegt die Schlussfolgerung nahe, dass die Bestattete einen gewaltsamen Tod erlitt und mit dem nicht entfernten Projektil eingeäschert wurde.

Insgesamt lässt aber nicht zuletzt die auffällig breite Streuung verlorener Flintpfeilspitzen vermuten, dass Pfeil und Bogen allgemein verbreitet waren und vornehmlich zur Jagd genutzt wurden. Dies macht auch in einer landwirtschaftlich orientierten Gesellschaft Sinn, da durch die gelegentliche Jagd auf Kleinwild der Speisezettel ohne großen Aufwand aufgebessert werden konnte. Zudem konnten mit einer Fernwaffe Hof und Felder vor allen Arten von Wildtieren wirksam geschützt werden.

Jürgen Gaffrey



Die Mittelbronzezeitliche Hauslandschaft (nach Harsema) erstreckt sich über verschiedene archäologische Kulturkreise.

SIEDLUNGSWESEN UND LANDWIRTSCHAFT

Die Erforschung des bronzezeitlichen Siedlungswesens und der Landwirtschaft in Westfalen hat in den vergangenen Jahren einen spürbaren Aufschwung genommen. Das ist vor allem den Bemühungen der archäologischen Denkmalpflege und der Einbeziehung verschiedener Naturwissenschaften zu verdanken.

Um sich davon ein Bild zu machen, stehen uns verschiedene Mittel zur Verfügung. An erster Stelle sind archäologische Ausgrabungen von Siedlungsplätzen zu nennen. Wir kennen mittlerweile mehrere sehr aufschlussreiche Fundstellen dieser

Art im westlichen Westfalen. Anhand der dort vorgefundenen Pfostenlöcher und Gruben ließen sich ganze Gehöfte, bestehend aus mehreren Gebäuden mit unterschiedlichen Funktionen, erschließen. Das Fundmaterial dieser Wohnplätze umfasst neben gewöhnlichen Keramikscherben auch botanische Reste aus dieser Zeit, die wichtige Aufschlüsse zu Landwirtschaft und Ernährung der Menschen liefern (→ Seite 62 ff.). Ähnliches gilt auch für die am Hellweg gelegene Fundstelle Dortmund-Oespel, wo zwar keine bronzezeitlichen Gebäude, aber Vorratsgruben mit umfangreichem Fundmaterial vorlie-



gen (→ Seite 66). Erfasst ist auch eine bronzezeitliche Befestigungsanlage auf dem Schweinskopf bei Tecklenburg-Brochterbeck (Kr. Steinfurt) (→ Seite 84 f.). Dort wurde aber bislang nur der Wall stellenweise untersucht; ob es in der Innenfläche auch Gebäude gab, wissen wir noch nicht. Neben diesen unmittelbaren Zeugnissen des Wohnens gibt es aber auch noch viele indirekte Hinweise auf bronzezeitliche Siedlungsplätze. So sind zahlreiche bronzezeitliche Grabhügel und Gräberfelder in Westfalen-Lippe bekannt. Wir können davon ausgehen, dass die Menschen, die dort bestattet wurden, auch in der näheren Umgebung gelebt haben. Doch das Wo und Wie ist noch weitgehend ungeklärt.

Bei Ausgrabungen finden sich in den Gräbern manchmal auch Reste von beigegebenen Nahrungsmitteln, die man den Verstorbenen als Wegzehrung fürs Jenseits mitgegeben hatte. So konnte vielfach die Beigabe von Brot nachgewiesen werden (→ Seite 67), seltener auch von Fleisch (→ Seite 68). Auch die Untersuchung der menschlichen Überreste aus den Gräbern, die Anthropologie (→ Seite 151 ff.), kann uns wertvolle Hinweise zur Ernährung, Wirtschaftsweise und anderen Aspekten der näheren Lebensumstände der Bestatteten liefern. Unabhängig von der Archäologie im engeren Sinne stehen uns auch noch die sogenannten Pollendiagramme zur Verfügung, die Rückschlüsse auf Klima, Vegetation und somit auf die Landschaftsnutzung und die Ernährung der Menschen erlauben (→ Seite 62 ff.).

Bei all diesen Faktoren ist allerdings zu beachten, dass der Forschungsstand innerhalb Westfalens nicht gleichmäßig ist. Es gibt Gegenden, aus denen wir relativ viel wissen und andere, die auf den ersten Blick siedlungsleer scheinen. Das muss aber nicht unbedingt die historischen Realitäten widerspiegeln! Vielmehr ist ein guter Forschungsstand für eine bestimmte Gegend oft auf ein überdurchschnittliches Engagement ehrenamtlicher Helfer der Bodendenkmalpflege zurückzuführen; das westliche Münsterland ist hier ein gutes Beispiel.

Wichtig ist natürlich auch der Blick über den „Tellerrand“ Westfalens hinaus in benachbarte Regionen, der uns das eine oder andere besser verstehen lässt.

Wenn man über Westfalen hinausblickt, zeigt sich, dass es einen einheitlichen bronzezeitlichen Hausbau in Mitteleuropa nicht gibt.

In den verschiedenen Regionen finden sich zum Teil völlig unterschiedliche Haus- und Siedlungsformen; natürlich immer auch in Abhängigkeit von den jeweiligen naturräumlichen Voraussetzungen: im alpinen Raum z. B. Häuser in Blockbauweise auf Steinfundamenten, an Binnenseen sogenannte Pfahlbausiedlungen (auch als Feuchtbodensiedlungen oder Uferlandsiedlungen bezeichnet). Erstmals gibt es auch befestigte Höhensiedlungen (Burgen). Solche Burgen der Bronzezeit sind vor allem aus dem süd- und südwestdeutschen Raum (Bayern und Baden-Württemberg) bekannt.

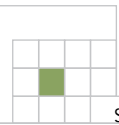
In Westfalen wurden bislang außer der Wallburg „Schweinskopf“ (→ Seite 84 f.) nur unbefestigte Siedlungen ergraben, die alle im flachen Münsterland liegen: in Bocholt (→ Seite 78), Rhede (beide Kr. Borken), Telgte (Kr. Warendorf) (→ Seite 79) und Rheine (Kr. Steinfurt) (→ Seite 81 ff.). In Ost- und Südwestfalen sind überhaupt noch keine bronzezeitlichen Siedlungsplätze entdeckt worden. Ob man die Verhältnisse des Münsterlandes uneingeschränkt auf Ostwestfalen übertragen kann, ist allerdings fraglich. Aufgrund der unterschiedlichen Umweltbedingungen müssen wir vielleicht mit anderen Siedlungsformen und einem anderen Hausbau rechnen. Hoffentlich können hier künftige Forschungen mehr Klarheit schaffen.

An allen genannten Fundstellen im Münsterland finden sich als Hauptgebäude des jeweiligen Gehöftes Häuser, die in der Forschung als „bronzezeitliche Langhäuser“ bezeichnet werden.

Man kennt sie von Dänemark im Norden über das westliche Norddeutschland und die Niederlande bis hinunter ins östliche Frankreich.

Bei diesen bronzezeitlichen Langhäusern handelt es sich um langgestreckte Pfostenbauten, die als wichtiges Charakteristikum apsidenförmige (halbbrunde) Schmalseiten aufweisen. Die Längen dieser Häuser, weniger die Breiten, können stark variieren. Einige Forscher (besonders aus den Niederlanden und Skandinavien) nehmen an, dass in diesen Häusern in der Regel Großfamilien lebten.

Der niederländische Archäologe Otto H. Harsema hat aufgrund dieser unübersehbaren Gemeinsamkeiten beim Hausbau den Begriff einer „Mittelbronzezeitlichen Hauslandschaft“ geprägt.



Bemerkenswerterweise ist diese Hauslandschaft keineswegs deckungsgleich mit (anderweitig definierten) archäologischen Kulturgruppen der Mittleren Bronzezeit.

Teilweise sind bei diesen Häusern auch im mittleren Teil Einteilungen von Viehboxen erkennbar. Bei solchen Häusern mit Viehboxen handelt sich um frühe sogenannte „Wohnstallhäuser“, in denen Mensch und Vieh unter einem Dach lebten. Die Tradition dieser Wohnstallhäuser begann etwa in der Mitte des 2. Jahrtausends vor Chr. und reichte im Grunde bis an das Ende des 19. Jahrhunderts. Allerdings gibt es bei keinem der bronzezeitlichen Häuser aus Westfalen sichere Belege für Viehboxen, lediglich in Rheine (→ Seite 81 ff.) lassen sie sich vermuten. Beim Langhaus aus Rhede lassen sie sich sogar praktisch ausschließen, da im möglichen Bereich der Viehboxen große Vorratsgruben angelegt wurden.

Die Lage der Siedlungsplätze suchte man mit Bedacht aus. Man ließ sich gern in der Nähe von Fließgewässern, also von Flüssen oder auch Bächen, nieder. Denn Menschen und Tiere brauchten jeden Tag Wasser. Andererseits wählte man die Stelle aber auch so, dass man vor Hochwassern weitgehend sicher war. Bei leichten Hanglagen wurde eine südliche Lage bevorzugt. Dies war vor allem in der kälteren Jahreszeit von Bedeutung.

Wie bereits erwähnt, ist das südwestfälische Bergland im Gegensatz zu den anderen Landesteilen anscheinend nicht dauerhaft besiedelt worden. Es gibt aber einige bronzezeitliche Funde, in erster Linie Beilklingen und Lanzenspitzen, die zeigen, dass man sich dort zeitweise aufgehalten hat. Für diese Aufenthalte kommen unterschiedliche Beweggründe in Betracht, die sich gegenseitig auch nicht ausschließen. In erster Linie denkt man dabei an saisonale Aufenthalte von Hirten, die in der warmen Jahreszeit ihre Viehherden in diese Bergregionen führten, um sie dort weiden zu lassen. Auch die Jagd könnte eine Rolle gespielt haben. Vielleicht hat man sich in Zeiten von Krisen und bewaffneten Auseinandersetzungen auch zeitweise im Bergland versteckt. Nicht zuletzt kommen aber auch kultisch/religiös motivierte Aufenthalte im Bergland in Betracht, etwa um Naturheiligtümer aufzusuchen. Falls es doch auch dauerhaftere Siedlungen im südwestfälischen Bergland gegeben haben sollte – die wir noch nicht kennen –, muss man am ehesten mit Verhältnissen rechnen, wie wir sie während der Vorrömischen Eisenzeit im Mittelgebirgsraum vorfinden. Diese eisenzeitlichen Siedlungen befinden sich in Hanglage. Um die Versorgung mit Wasser sicherzustellen, wurde die Nähe von Quellen oder Bächen gesucht.

Die Gebäude waren relativ klein und wurden auf künstlichen Terrassen errichtet. In der Nähe wurden weitere Terrassierungen angelegt, um Getreide und Gemüse anbauen zu können. Wichtig waren dafür natürlich auch die jeweiligen klimatischen Voraussetzungen: In einer warmen Periode kann man auch 500 m über dem Meeresspiegel noch erfolgreich Getreide anbauen, während in einer kälteren Periode an gleicher Stelle die Frucht nicht durchkommt.

Welche Nutzpflanzen angebaut wurden, ist oben bereits dargestellt worden (→ Seite 62 ff. und 66). Die Art und Weise, wie man Ackerbau betrieb, war sicherlich auch von den örtlichen Gegebenheiten abhängig. Diese konnten innerhalb von Westfalen-Lippe sehr unterschiedlich sein (→ Seite 33 ff.). Von Natur aus boten die Lössböden in Ostwestfalen und der Hellwegzone hervorragende Bedingungen für Ackerbau, denn diese Böden sind sehr fruchtbar. Deshalb suchten vor mehr als 7000 Jahren die ersten Ackerbauern auch gezielt diese Böden, um sich dort anzusiedeln. Sie haben allerdings den Nachteil, dass sie mitunter schwer zu bearbeiten sind. Ganz anders dagegen ist die Lage auf den Sandböden des Münsterlandes. Unter natürlichen Bedingungen sind sie wegen ihrer Armut an Nährstoffen wenig für Ackerbau geeignet; die Humusdecke ist zu dünn. Die Menschen unternahmten spätestens seit dem Mittelalter langwierige und mühselige Versuche, den Ertrag dieser Böden durch die sogenannte Plaggen düngung zu verbessern. Diese Faktoren spielen in der modernen Landwirtschaft keine große Rolle mehr, in der Bronzezeit aber



Dieser Pflug aus Aurich-Walle (Niedersachsen) stammt aus der Jungsteinzeit oder der Bronzezeit. Das Holz blieb nur erhalten, weil der Pflug in einem Moor lag und dort auf natürliche Art konserviert wurde.



mit Sicherheit! Die Ernten fielen damals auf einer vergleichbaren Fläche viel geringer aus als heute: Die alten Getreidesorten waren weniger ertragreich, hinzu kamen Verluste durch Unkraut, Schädlinge und Krankheiten der Pflanzen. Moderne Düngung u. ä. gab es noch nicht. Bei der Feldarbeit waren die Menschen nicht völlig auf sich alleine gestellt: Als Zugtiere vor dem Pflug konnten Rinder eingesetzt werden, auch als Zugtiere vor dem Wagen waren sie hilfreich.

Das meiste aber war Handarbeit: zunächst einmal die Aussaat. Während das Getreide wuchs, ging man wohl mehrfach auf die Felder, um Unkraut zu jäten, das das Getreide im Wachstum behinderte. Geerntet wurde das Getreide per Hand mit der Sichel (→ Seite 90). Auch die erforderlichen Arbeiten nach der eigentlichen Ernte geschahen per Hand, zuerst das Dreschen. Um Brot backen zu können, musste man das Korn mühsam mit einer Handmühle zu Mehl mahlen (→ Seite 67). In diesem Zusammenhang ist eine Beobachtung interessant, die auf dem bronzezeitlichen Gräberfeld Telgte-Raestrup gemacht werden konnte: Bei zwei bestatteten Frauen konnten charakteristische Veränderungen an den Schienbeinknochen, sogenannte Hockerfacetten festgestellt werden. Solche Hockerfacetten entstehen durch häufige Hockhaltung. Wahrscheinlich haben die Raestruper Frauen sehr viel Zeit in dieser Haltung verbracht, um Getreide per Hand zu mahlen. Insgesamt bedeutete Ackerbau und Nahrungszubereitung in der Bronzezeit sehr viel mühselige und zeitaufwändige Arbeit.

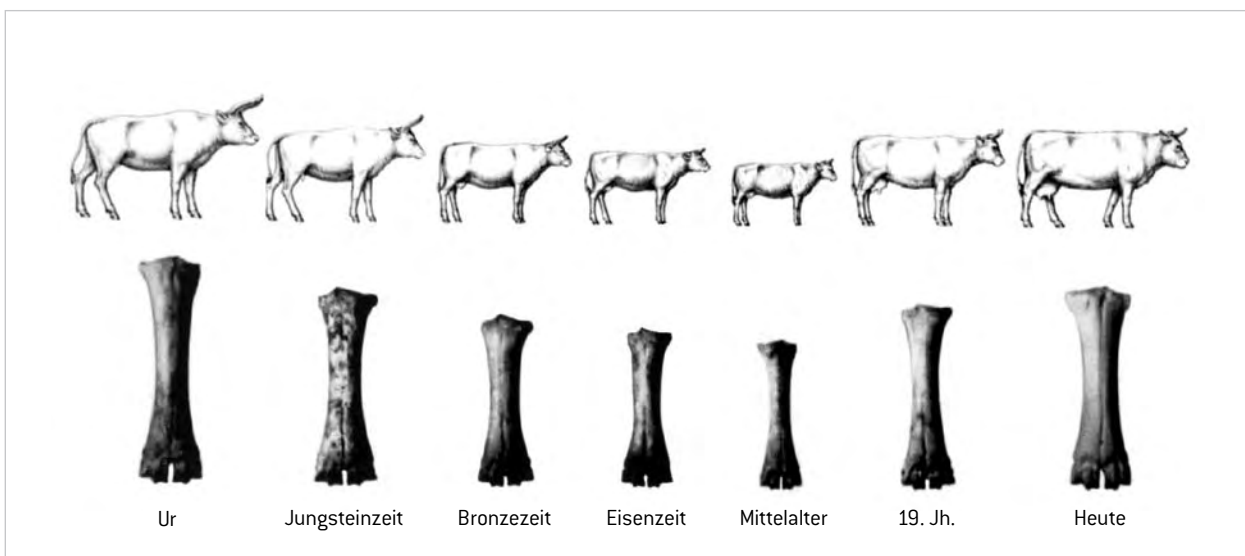
Welche Tiere gab es? Aus Westfalen-Lippe selbst gibt es leider nur sehr wenige Belege zur Tierwelt der Bronzezeit. Wir sind daher auf Analogieschlüsse mit anderen Regionen und z. T. auch anderen Zeiten angewiesen, um uns davon ein plausibles Bild zu machen.

Zweifellos hielt man den Hund, das älteste Haustier des Menschen überhaupt; darüber hinaus sicherlich auch Rinder, Schweine, Schafe und Ziegen, denn diese Arten waren schon seit Jahrtausenden in Mitteleuropa als Haustiere bekannt. Bis auf die Schweine wurden sie nicht nur ihres Fleisches wegen, sondern auch wegen der Milch, die sie geben konnten, gezüchtet.

Neu hinzu kam in der Bronzezeit das Pferd als teures und prestigeträchtiges Transporttier. Unbekannt war dagegen noch das Haushuhn; es sollte erst in der Vorrömischen Eisenzeit in Mitteleuropa eingeführt werden.

Alle diese Haustierarten waren in der Regel deutlich kleiner, als wir es heute gewohnt sind.

Hunde konnten allerdings schon relativ groß werden. Dass es bereits regelrechte Hütehunde gegeben hat, ist anzunehmen. Vermutlich zogen Hirten mit Hilfe solcher Hütehunde mit ihren Viehherden in mehr oder weniger weit entfernt liegende Wälder oder Weidegründe. Dort konnte man den Sommer über die Tiere weiden lassen und zu den Siedlungsplätzen zurückkehren, wenn es kälter wurde. Diese sogenannte Transhumanz war noch im 19. Jahrhundert weit verbreitet und ist



Größenentwicklung des Rindes vom Ur bis zum Hausrind. In der Bronzezeit waren die Rinder deutlich kleiner, als wir es heute gewohnt sind.



auch heute noch nicht völlig verschwunden. Es gibt Hinweise darauf, dass besonders das südwestfälische Bergland auf diese Art genutzt wurde.

Welche Haustiere in welcher Gewichtung gehalten wurden, war sicherlich weniger von den persönlichen Vorlieben der Menschen abhängig, sondern mehr von den örtlichen Gegebenheiten. Für die Vorrömische Eisenzeit ist bekannt, dass die Bauern auf Lössböden den Schwerpunkt eher auf die Haltung von Schweinen gelegt hatten, die Bauern auf den Sandböden dagegen eher auf Rinder oder Schafe. Sicherlich gab es dafür auch ökonomische Gründe. Es ist sogar anzunehmen, dass die „Sandbauern“ gar keine andere Wahl hatten als den Schwerpunkt ihrer Wirtschaftsweise auf die Viehhaltung zu verlegen, weil sie sonst kaum hätten überleben können.

Neben den Haustieren gab es einige verschiedene Wildtierarten in Westfalen-Lippe, von denen manche heute selten sind oder die sogar vollständig ausgerottet wurden: Wölfe, Luchse, Braunbären, Elche, Hirsche, Rehe, Auerochsen, Wisente, Wildschweine, Füchse, Biber, Dachse, Hasen u. a. Auch in den Flüssen wird es Fischarten gegeben haben, die heute nicht mehr vorkommen, wie etwa Lachse und vielleicht auch Störe.

Dass es manchmal zu Konflikten zwischen den wirtschaftlichen Interessen des Menschen und dem Verhalten der Wildtiere kam, liegt auf der Hand. Wenn etwa Wisente die Feldfrüchte des Menschen fraßen oder ein Braunbär ein Haustier tötete, war das sicherlich ein Anlass dafür, solche Wildtiere zu jagen. Darüber hinaus hatte die Jagd für den Menschen damals wie heute eine soziale Funktion und konnte zudem den Speiseplan bereichern. Gleiches gilt sicherlich auch für den Fischfang. Wahrscheinlich spielte der Fischfang auch zu einer bestimmten Zeit des Jahres eine große Rolle, wenn die Lachse zum Laichen die Flüsse hinaufzogen. Bis zur Industrialisierung im 19. Jahrhundert galt Lachs als Arme-Leute-Essen!

Ein sehr kleines, aber dennoch wichtiges Wildtier war die Honigbiene, deren Honig man nutzte. Man „stahl“ ihn aus wilden Bienenstöcken, eine Praxis, die schon seit vielen Jahrtausenden üblich war, wie entsprechende Felsmalereien aus der Steinzeit verdeutlichen. Dass es schon Imkerei in unseren Breiten gab, ist zwar unwahrscheinlich, aber dennoch nicht ganz auszuschließen. Honig war für die bronzezeitlichen Menschen von viel größerer Bedeutung als für uns heute,



Ein Schäfer mit seiner Herde. Auch heute noch gibt es in Europa Schafhirten, die mit ihren Herden große Entfernungen zurücklegen. Diese sogenannte Transhumanz gibt es schon seit Jahrtausenden.



Dieses Auerochsen-Skelett wurde bei Sassenberg (Kreis Warendorf) gefunden. Auerochsen gab es ursprünglich in weiten Teilen Europas, Asiens und Nordafrikas. Menschen haben sie aber vollständig ausgerottet. Das letzte Exemplar verstarb im Jahre 1627 in einem Reservat in Polen.

denn Honig stellte praktisch die einzige Möglichkeit zum Süßen dar. Zucker, wie wir ihn heute kennen, war noch unbekannt.

Ein Artikel, den man praktisch täglich brauchte, aber möglicherweise noch nicht selbst herstellen konnte, war Salz. Wichtiger als die Verbesserung des Geschmacks von Speisen war, dass man Salz zum Konservieren von Vorräten benötigte. Es ist vermutet worden, dass bereits in der Bronzezeit die Solequellen im Hellwegraum genutzt wurden, um dort Salz zu gewinnen; Beweise dafür fehlen aber noch.



Aus den genannten Bausteinen lässt sich folgendes Bild des bronzezeitlichen Siedlungswesens in Westfalen entwerfen: In der gesamten Bronzezeit beschränkt sich die Besiedlung von Westfalen weitgehend auf den Westen, den Osten und die Hellwegzone, während der Süden (Sauerland, Siegerland) allenfalls in geringem Maße besiedelt war. Wahrscheinlich gab es dort nur zeitweilige Aufenthalte.

Die Lage der Siedlungsplätze wurde sorgfältig ausgewählt. Die Menschen lebten in einzelnen Gehöften, die aus einem Haupthaus und mehreren Wirtschaftsgebäuden bestanden. Bei den großen Gebäuden handelte es sich um sogenannte „bronzezeitliche Langhäuser“. Dörfer oder gar stadtartige Siedlungen, wie sie im Mittelmeerraum bereits existierten, gab es in Westfalen-Lippe nicht. Auf diesen Einzelgehöften lebte vermutlich jeweils eine Großfamilie. Im Münsterland lagen die Gehöfte perlschnurartig an den Fließgewässern aufgereiht, wobei der Abstand zum nächsten Gehöft in der Regel nur wenige Kilometer betrug. Ähnliches scheint auch für den Hellweg zu gelten.

Die bronzezeitlichen Bewohner Westfalens lebten wohl weitgehend autark. Sie produzierten fast alles, was sie brauchten, selbst. Ackerbau und Viehzucht bildeten ihre Lebensgrundlage. Daneben wurde der Speiseplan sicherlich noch durch Jagd und Fischfang bereichert. Lediglich Metall und möglicherweise Salz musste man importieren.

Wenn wir die Verteilung der bronzezeitlichen Fundstellen betrachten (→ Seite 33) wird deutlich, dass sich die Erwartungen, die sich aus der Qualität der Böden ergeben, nicht so recht erfüllen: Die Lössböden waren anscheinend nicht so intensiv besiedelt wie erwartet, die Sandböden dagegen stärker als vermutet. Woran kann das liegen?

Ein Faktor, den man nicht ganz außer Acht lassen kann, ist der unterschiedliche Forschungsstand in unterschiedlichen Regionen. So gibt es im Münsterland sehr viele Sandgruben, die archäologische Beobachtungen ermöglichen, wohingegen beispielsweise in den waldbedeckten Regionen solche Aufschlüsse fehlen.

Für die Sandböden kann die Schlussfolgerung aber nur lauten, dass die Bauern dort ihren Schwerpunkt auf die Viehhaltung verlegt hatten. Dass allerdings nicht ausschließlich Vieh gehalten, sondern auch Ackerbau betrieben wurde, belegen die Ergebnisse der Archäobotanik. In diesem Sinne lassen sich auch die Ergebnisse von anthropologischen Untersuchungen von spätbronzezeitlichen Brandgräbern aus den Sandböden des westlichen Münsterlandes interpretieren.

Die dortigen Menschen hatten in der Regel eine starke Muskulatur und einen sehr kräftigen Knochenbau. Mangelerscheinungen gab es in der Gegend anscheinend nicht. In Betracht der Umweltbedingungen kann dies nur bedeuten, dass die Menschen gut genährt waren und u. a. viel Eiweiß zu sich nehmen konnten.

Warum die Lössgedenden gemessen an ihrem natürlichen Potential anscheinend relativ schwach besiedelt waren, bleibt dagegen etwas rätselhaft. Vielleicht hatte man schon in der Jungsteinzeit in diesen Gegenden einen solchen Raubbau an der Natur betrieben, dass es dort in der Bronzezeit nicht genug Bäume gab, die man als Bau- oder Brennholz nutzen konnte. Vielleicht entspricht die Lebensweise der bronzezeitlichen Bewohner dieser Gegenden auch nicht recht unseren Erwartungen. Möglicherweise hatten sie nämlich nicht – wie es dort rationaler wäre – den Schwerpunkt ihrer Wirtschaftsweise auf den Ackerbau gelegt, sondern – wie die Bewohner der Sandgedenden – auf die Viehzucht.

Wie auch immer: Es bleiben noch einige Fragen zum Siedlungswesen offen, die hoffentlich in Zukunft geklärt werden können!

Stephan Deiters

So oder ähnlich könnte es im Münsterland in der Bronzezeit ausgesehen haben.



Literatur: Arnoldussen / Fokkens (im Druck); Arnoldussen / Fontijn 2006; Assendorp 1997; Benecke 1994; Fabech / Ringtved 1999; Fokkens / Jansen 2002; Fokkens 2003; Fokkens / Roymans 1991; Hänsel 1998; Harsema 1997; Herrmann 1981; Jockenhövel 1994; Jockenhövel 1997a; von Koenigswald 2002; Louwe Kooijmans / van den Broeke / Fokkens / van Gijn 2005; Luley 1992; Luley 1999; Müller 1997; Zimmermann 1998.



EIN FRÜHBRONZEZEITLICHES GEHÖFT BEI BOCHOLT



Dieser wickelschnurverzierte Riesenschalenbecher wurde in einer Grube gefunden, die zu einem Haus aus der Frühen Bronzezeit gehörte.

Im westlichen Münsterland, unweit des Niederrheins, fließt ein kleiner Fluss von Ost nach West: die Bocholter Aa. Entlang dieses Flusses liegen viele bekannte archäologische Fundstellen. Eine davon liegt südöstlich der Stadt Bocholt (Kr. Borken) auf der nördlichen Uferterrasse des Flusses. Ganz in der Nähe befand sich einst auch ein vorgeschichtliches Gräberfeld, das heute weitgehend durch Sandabbau zerstört ist und von dem nur ein kleiner Teil im Jahre 1939 ausgegraben werden konnte.

In den Jahren 1999 bis 2001 fand eine großflächige archäologische Ausgrabung des Siedlungsplatzes statt, weil hier eine Straße gebaut werden sollte. Es zeigte sich, dass der Platz aufgrund seiner günstigen Lage in verschiedenen Abschnitten der Vor- und Frühgeschichte besiedelt war. Man konnte hier nahe am Fluss sein, war gleichzeitig aber vor Hochwasser geschützt.

Bei der Ausgrabung wurde u. a. ein Gehöft aus der Frühen Bronzezeit festgestellt. In erster Linie handelte es sich um ein etwa 15 m langes und 4,5 m breites, längliches Haus mit abgerundeten Schmalseiten; die Außenwände waren in einer Art Leichtbauweise errichtet. Ähnliche Häuser wie das aus Bocholt sind vor allem aus den Niederlanden bekannt. Das Haus aus Bocholt ist dabei das bislang älteste dieser Art. Wenige Meter von dem Haus lagen drei Gruben, die durch ihr Fundmaterial ebenfalls in die Frühe Bronzezeit datiert werden. In einer dieser Gruben wurde ein charakteristisches Keramikgefäß dieser Zeit vorgefunden: ein vollständiger wickelschnurverzierter Riesenschalenbecher (→ Seite 46). Das Gefäß fand sich auf dem Boden der Grube mit der Mündung nach unten. Aus der Frühen Bronzezeit kennt man aus Nordwestdeutschland und den Niederlanden einige Gefäße, die auf die gleiche Art niedergelegt wurden. Es kann sich also nicht um Zufall handeln. Vielleicht wurde der Riesenschalenbecher bei einem Ritual deponiert, als die Hofstelle aufgegeben wurde (oder als Gründungsoffer?).

Aus der gleichen Grube stammen auch einige verkohlte botanische Reste. Eine archäobotanische Untersuchung ergab, dass es sich in erster Linie um Körner von alten Weizensorten (u. a. Emmer und Einkorn) handelt. Sie zeigen, welche Getreidesorten die Menschen in der Gegend damals anbauten. Es gibt mehrere C¹⁴-Daten aus dem Haus und den benachbarten Gruben, die alle in das 21. bis 20. Jahrhundert vor Chr. weisen, also in die Zeit vor rund 4000 Jahren.

Ein weiteres bronzezeitliches Gehöft, das allerdings mehrere hundert Jahre jünger ist, fand sich nur etwa 2 km weiter östlich bei Rhede in ähnlicher Lage (→ Seite 79 f.)

Stephan Deiters



BRONZEZEITLICHE BAUERNHÖFE AUS RHEDE UND TELGTE

Die Ortschaften Telgte (Kr. Warendorf) und Rhede (Kr. Borken) liegen in gut 80 km Entfernung voneinander im Münsterland. Aus Sicht der Bronzezeitforschung sind beide Orte aus mehreren Gründen von Bedeutung. Unter anderem werden beide Ortsnamen mit wichtigen bronzezeitlichen Siedlungsplätzen in Verbindung gebracht.

Die eine Fundstelle, Telgte-Woeste, ist mittlerweile seit fast 30 Jahren überregional in der Forschung bekannt. Von einer weiteren Fundstelle bei Telgte, in Telgte-Raestrup, gibt es weitere wichtige bronzezeitliche Siedlungsreste. Die Fundstelle bei Rhede ist dagegen erst vor wenigen Jahren entdeckt worden.

Die zwei Siedlungen weisen einige Gemeinsamkeiten auf. Sie liegen beide in geringer Entfernung von vorgeschichtlichen Gräberfeldern, auf denen wohl die Menschen begraben sind, die während der Nutzungszeit der Gehöfte verstarben.

Die Fundstelle in Rhede hat eine vergleichbare Lage wie ein benachbarter Siedlungsplatz bei Bocholt (→ Seite 78), nämlich hochwassergeschützt auf der Uferterrasse eines nahen Flusses, der Bocholter Aa. Die beiden Fundstellen liegen nur etwa 2 km voneinander entfernt und sind durch einen Bach getrennt. In der Umgebung von Telgte-Woeste gibt es zwar kein Fließgewässer, aber der Ausgräber meint, dass früher ein Bachlauf in der Nähe existierte.

Die bäuerlichen Anwesen in Telgte-Woeste und Rhede bestanden jeweils aus mehreren Gebäuden: einem Haupthaus, in dem die Bewohner lebten (vermutlich jeweils eine Großfamilie), und mehreren kleineren Gebäuden. Wahrscheinlich hatten diese kleineren Gebäude unterschiedliche Funktionen wie Speicherbauten, Werkstätten, Ställe und dergleichen.

Die Grundrisse der Haupthäuser aus Rhede und Telgte-Woeste ähneln sich sehr. Es handelt sich jeweils um bronzezeitliche Langhäuser (→ Seite 73) von 25 m Länge und 5 bzw. 6 m Breite. Das Gehöft aus Telgte-Woeste hat man im Archäologischen Freilichtmuseum Oerlinghausen rekonstruiert. Weitere, sehr ähnliche Hausgrundrisse kennt man vor allem aus den Niederlanden und dem östlichen Frankreich.

In Rhede wurden auch einige interessante Beobachtungen zu den Nutzpflanzen der damaligen Zeit gemacht. Es fanden sich nämlich in Vorratsgruben im Inneren des Hauptgebäudes, in mehreren Pfostengruben sowie in einem weiteren Nebengebäude Reste von verkohlten Pflanzen: Getreidekörner

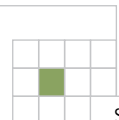
Diese Dolchklänge fanden die Ausgräber in einem der bronzezeitlichen Gebäude in Rhede.



(Weizen und Gerste) und Eicheln (→ Seite 66). Interessanterweise waren alle Eicheln geschält; ein Zeichen dafür, dass sie für den menschlichen Verzehr bestimmt waren und nicht als Viehfutter, denn sonst hätte man sie nicht zu schälen brauchen.

Außerdem wurden im Bereich des Hauptgebäudes von Rhede verbrannte Tierknochen gefunden, aber auch eine geringe Menge Leichenbrand, also die Überreste eines Menschen. Ob dieser Mensch aber wirklich ein „Zeitgenosse“ des Gehöftes war, ist noch nicht zweifelsfrei geklärt. Vielleicht stammt dieser Leichenbrand auch aus einem zerstörten Brandgrab einer anderen Zeit.

Eine große Überraschung waren zwei bronzene Klingen, die sich in Rhede in den bronzezeitlichen Siedlungszusammenhängen fanden. Die eine Klinge ist 13 cm lang und hervorragend erhalten. Die andere ist (noch) 5 cm lang, war aber ursprünglich etwas größer; sie ist deutlich schlechter erhalten. Bei der größeren Klinge handelt es sich zweifellos um eine Dolchklänge, möglicherweise aber um eine sehr spezielle Form, nämlich um eine sogenannte Stabdolchklänge. Dafür spricht das Aussehen der Klinge mit einer leichten Asymmetrie und ihre Dicke. Solche Stabdolche kennt man aus weiten Teilen Europas als typische Form der Frühen Bronzezeit. Sie waren ähnlich wie ein Beil geschäftet. Gegen eine Deutung als Stabdolchklänge spricht aber die geringe Größe (Stabdolchklänge sind normalerweise deutlich größer) und vor



allein die Datierung des Gehöftes. Es scheint nämlich einige Hundert Jahre jünger zu sein als die von anderen Stellen bekannten Stabdolche. Die kleinere Klinge war zweifellos eine normale Dolchklinge.

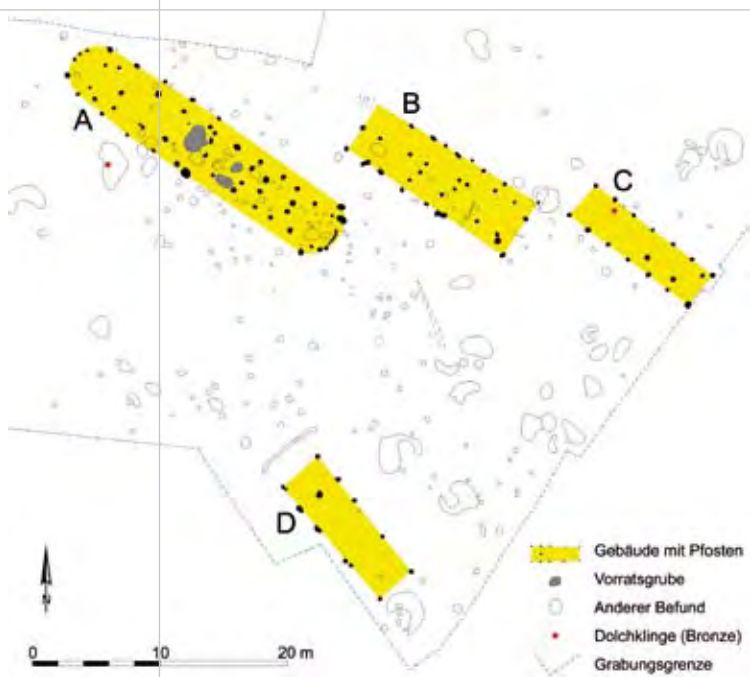
Wie auch immer: Es handelt sich jedenfalls um Angriffswaffen. Solche Waffenfunde aus bronzezeitlichen Siedlungszusammenhängen kennt man aus dem nordwesteuropäischen Raum zwar nur sehr wenige, aber Rhede ist immerhin nicht der einzige Fundort. Die anderen liegen weit verstreut in Norddeutschland, den Niederlanden und England.

Insgesamt vermitteln die Funde aus Rhede, dass hier etwas Besonderes passiert sein muss. Man könnte vermuten, dass das Gehöft von Rhede gewaltsam zerstört wurde, wobei es zu Kämpfen kam, bei denen die Waffen verloren gingen und die

Gebäude niedergebrannt wurden. Die Fundumstände legen aber nahe, dass die Funde bewusst deponiert wurden. Die Nahrungsmittel wurden anscheinend geopfert, ebenso die Klingen. Vermutlich haben wir es eher mit kultischen Handlungen zu tun, die mit der Aufgabe dieses Gehöftes in Zusammenhang stehen. Zweifel bleiben aber.

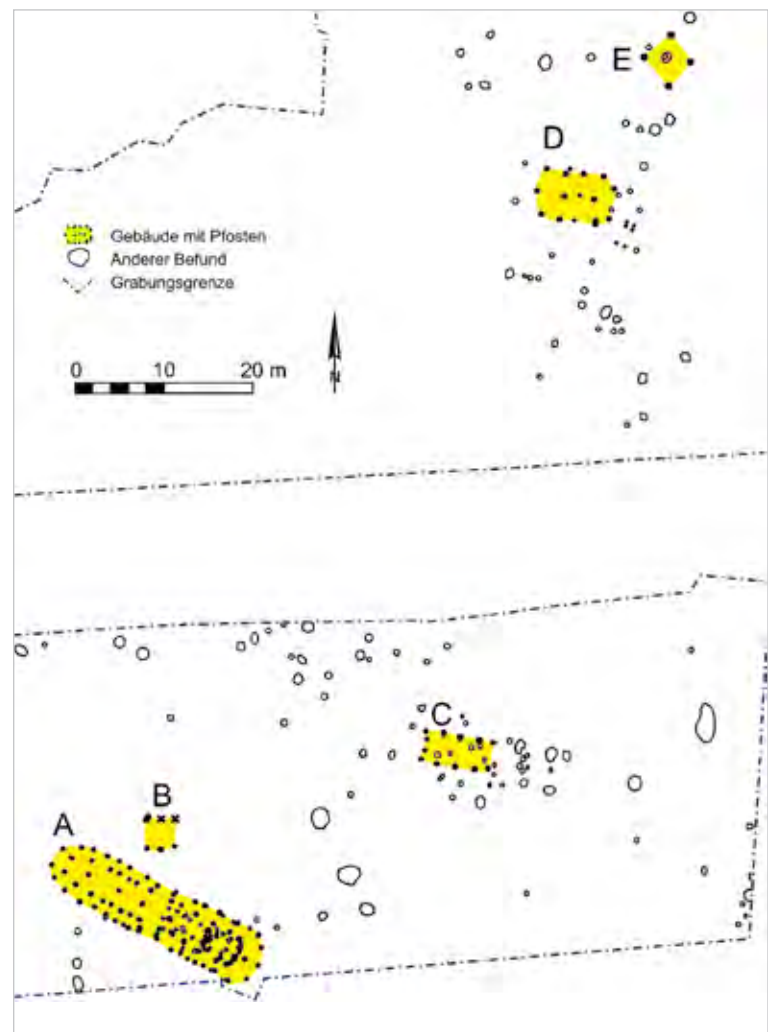
Aus Rhede liegen zwei C^{14} -Daten vor, die beide ins 14. Jahrhundert vor Chr. weisen, also in die Mittlere Bronzezeit. Diese Datierung wird auch durch umfangreiches Keramikmaterial gestützt. Aus Telgte-Woeste liegen zwar keine C^{14} -Daten vor, anhand der Keramikscherben lässt sich aber erkennen, dass dieses Gehöft älter ist; vermutlich datiert es in 17. oder 16. Jahrhundert vor Chr., also in die Übergangszeit von der Frühen zur Mittleren Bronzezeit.

Stephan Deiters



Das bronzezeitliche Gehöft aus Rhede: Siedlungsplan.

Die bronzezeitlichen Grundrisse aus Telgte (A, D: Wohnhäuser, B, C, E: Speicher und Nebengebäude) gehörten ebenfalls zu einem Gehöft.





RHEINE-ALTENRHEINE: SIEDLUNG UND HAUS

In den Jahren 1994 bis 2003 fanden im Stadtteil Rheine-Altenrheine (Kr. Steinfurt) mehrere Ausgrabungskampagnen statt. Auf insgesamt 89 000 m² wurde ein mehrperiodiger Friedhof dokumentiert, der vom Ende der Jungsteinzeit über die Bronzezeit bis in die Eisenzeit belegt war.

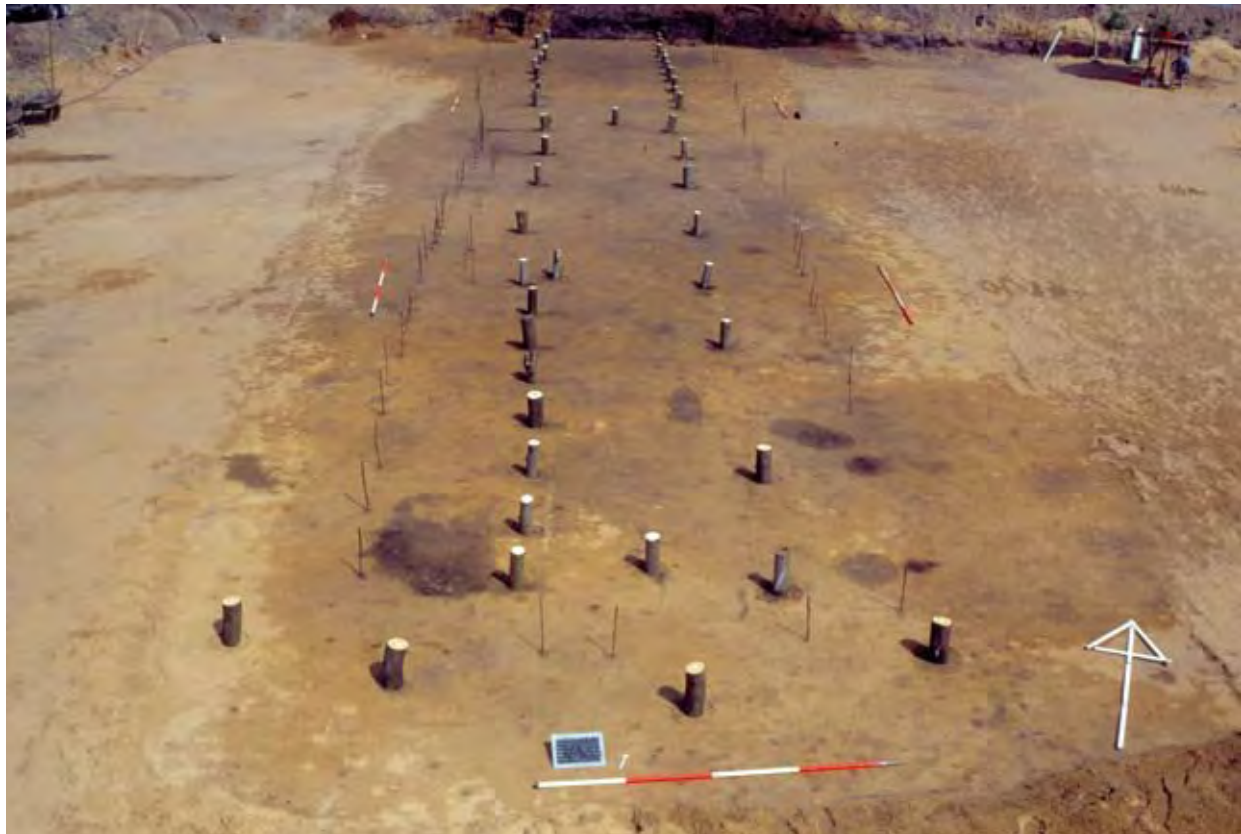
Auch Siedlungsreste aus Bronzezeit, Eisenzeit und Frühem Mittelalter wurden entdeckt.

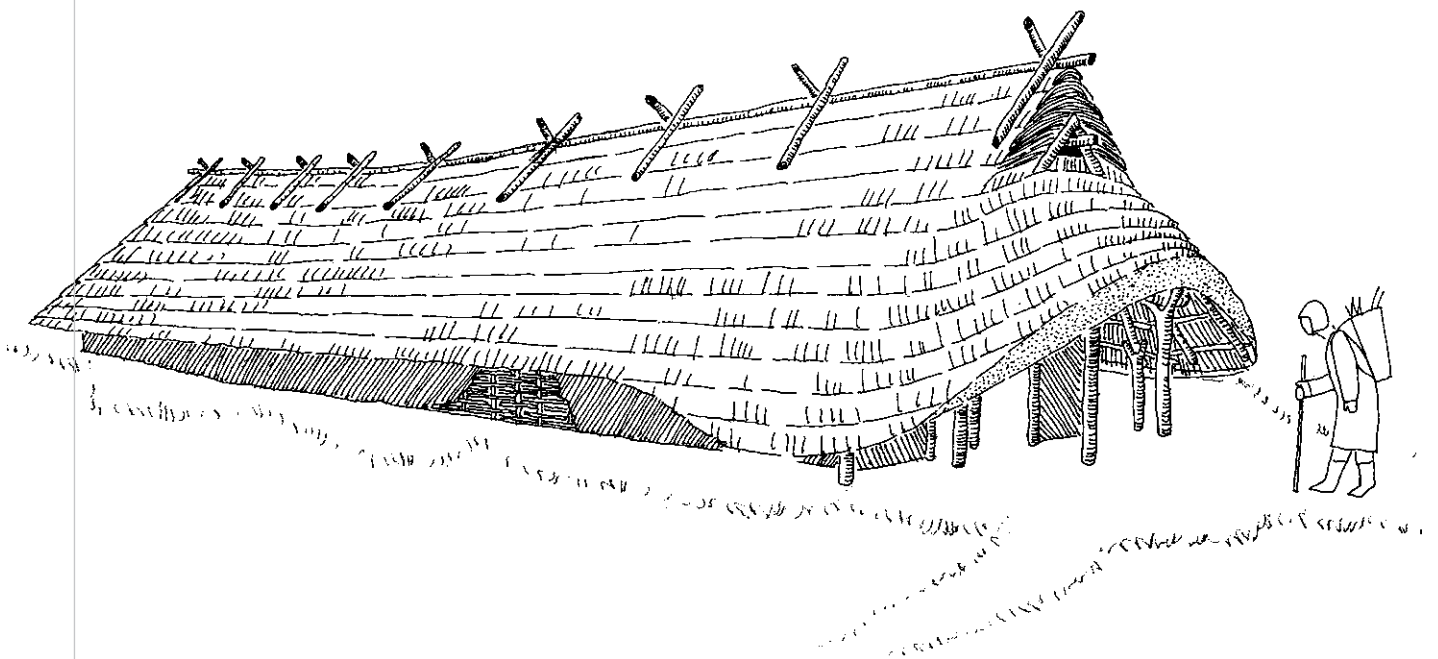
Wie groß die bronzezeitliche Siedlung gewesen ist, lässt sich aufgrund der begrenzten Grabungsfläche und durch bauliche Überschneidungen verschiedener Zeiten nicht genau bestimmen. Offen bleibt, ob mehrere Höfe gleichzeitig in einem gewissen Abstand zueinander bestanden haben.

Der älteste fassbare Gebäudegrundriss (Haus 20) stammt aus der Jüngerer Bronzezeit (1200 – 700 vor Chr.). Seine Aufdeckung ermöglichte die Rekonstruktion eines bronzezeitlichen Wohngebäudes und vermittelt eine Vorstellung von Leben und Umwelt dieser Zeit. Aus der Anordnung von Pfostenverfärbungen lässt sich das Bauprinzip eines qualitativollen Bauhandwerks nachvollziehen. Es handelt sich um ein dreischiffiges großes Langhaus mit einer „Wohnfläche“ von ca. 110 m². Der ca. 27 m lange Grundriss war Nordnordwest-Südsüdost ausgerichtet. An den Giebelseiten besaß er eine Breite von 4,80 m im Norden und von 4,30 m im Süden. Das tragende Ge-

Um den Grundriß des Hauses zu verdeutlichen, haben die Ausgräber Hölzer an die Stellen der Pfosten gestellt.

Die großen Pfosten markieren das tragende Gerüst, die dünnen Staken die Außenwand.





Die Grabungsbefunde ermöglichen eine Rekonstruktion des bronzezeitlichen Hauses.

rüst bestand aus zwei Reihen gegenüberstehender Pfosten, die jeweils ein Balken verband. Diese Pfostenjoche trugen das Dach. Die Außenwände zeichneten sich nur durch eine Reihe sehr eng gestellter, dünner Staken an den Längsseiten des Hauses ab. Sicher ist, dass die Staken keine tragende Funktion für das Dach hatten, sondern das Grundgerüst für eine dünne Wand aus Flechtwerk mit Lehmewurf waren. Das tief heruntergezogene Wohndach war wahrscheinlich mit Reet oder Schilf gedeckt. Durch eine Türöffnung an der südlichen Schmalseite und einen überdachten Vorbau konnte das Haus betreten werden.

Eine enge Gliederung der Pfostenjoche im nördlichen Gebäudeteil lässt vermuten, dass hier Viehboxen eingebaut waren. Die Aufstellung von Tieren unter einem Dach mit den Menschen trug zumindest ein wenig dazu bei, das Haus in den kalten Wintermonaten zu wärmen. Eine Gebäudeöffnung für das Vieh konnte im nördlichen Gebäudeteil nicht dokumentiert werden, ist aber wahr-



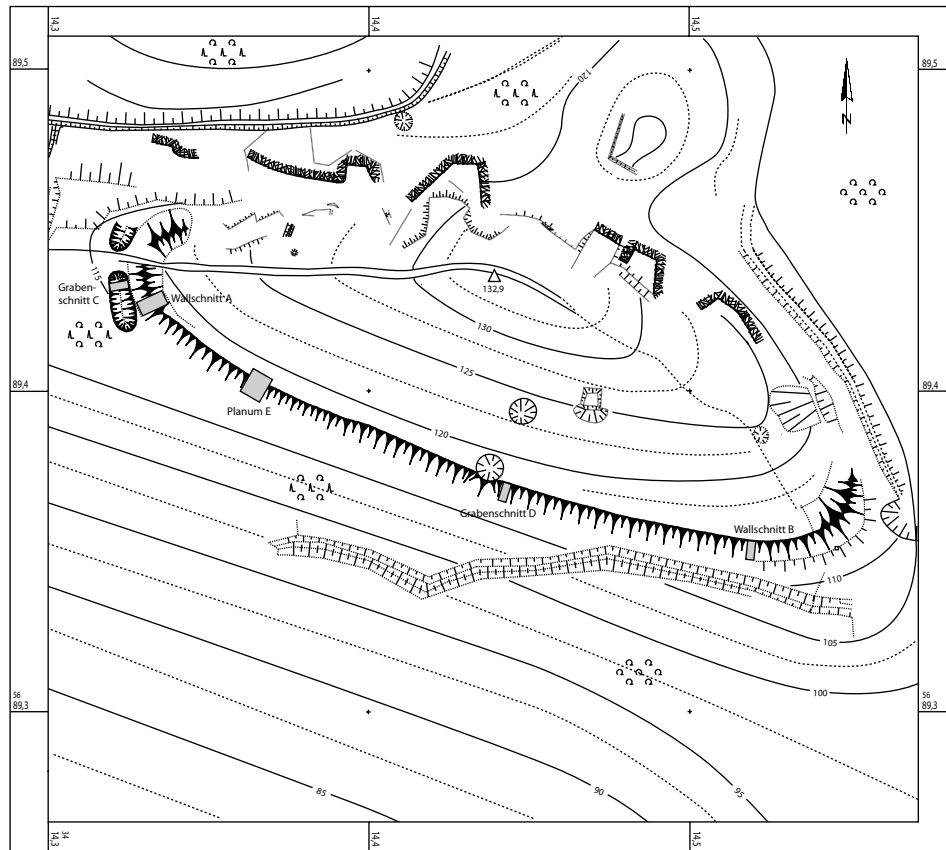
Der Nachbau eines bronzezeitlichen Hauses im Freilichtmuseum Oerlinghausen vermittelt einen Eindruck davon, wie es auch in dem Haus aus Rheine ausgesehen haben könnte.

scheinlich. In der Mitte der Längswände standen Flechtwandkonstruktionen, die als Verstärkung des Baukörpers dienten und gleichzeitig den Wohnbereich vom Stallteil trennten. In der südwestlichsten Ecke des Hauses fand sich in einer Grube ein Mahlstein (ein sogenannter Unterlieger). Er legt Zeugnis für hauswirtschaftliche Tätigkeiten ab, die in dem Wohnraum durchgeführt wurden.

Ungewöhnlich für Westfalen ist die in „Leichtbauweise“ hergestellte Außenwand. Vergleichbare Hausgrundrisse aus benachbarten Regionen und den Niederlanden bezeugen auch hier massive Pfostensetzungen.

Die Datierung des „Altenrheiner Hauses“ beruht neben haustypologischen Vergleichen auf der C¹⁴-Datierung von Holzkohle aus einer der Postengruben (F 4725): Sie wies in das 12. Jahrhundert vor Chr.

Anke Kersting

**DIE FRÜHBRONZEZEITLICHE BEFESTIGUNG AUF DEM SCHWEINSKOPF BEI TECKLENBURG**

Maßstab 1:2000

Die frühbronzezeitliche Befestigung auf dem Schweinskopf bei Tecklenburg war als Wachstation am Pass durch den Teutoburger Wald gedacht.

Legende

	erhaltener Wallverlauf
	künstliche Terrassenkante
	Graben
	alte Wegeführung
	natürliche Böschung
	Klippe
	Bombentrichter

Der „Schweinskopf“, ein Bergsporn des mittleren, aus Sandstein bestehenden Kammes des Teutoburger Waldes schiebt sich von Westen in den Brochterbecker Paß. Vom Hauptkamm ist die stark gewölbte Kuppe durch eine leichte Einsattelung, den sogenannten „Halsspalt“ abgetrennt. Wenig oberhalb des „Halsspalt“ befindet sich ein flacher Wall mit vorgelagertem Graben. Eine Unterbrechung zeigt hier ein altes Tor an und bildet den Zugang zum Inneren der Befestigung. Wall und Graben ziehen sich von Westen sichelförmig zur langen Südflanke des Berges, wo sie in eine stark verschliffene Terrassenkante auslaufen, die am spitzovalen Ostende des Berges wieder in ein kurzes, flaches Wallstück übergeht. An der natürlich geschützten Nordseite, wo der Berg mit markanten Felsklippen abbricht, ist obertägig keine künstliche Befestigung zu erkennen. Nach Norden bietet der Berg einen exzellenten Blick in den Brochterbecker Paß, nach Süden eine weite Aussicht in die Ebene des Münsterlandes.

In den Jahren 1950 und 1998 wurden auf der unscheinbaren Befestigung Ausgrabungen unternommen, um deren Konstruktion und Zeitstellung zu klären. Schon 1950 konnte Rolf Gensen eine starke Schicht aus Holzkohle und parallel zum Wallverlauf liegenden verkohlten Stämmen sowie eine Brandrötung des darüber liegenden Versturzmateriale aus Sand und Steinblöcken nachweisen. Hieraus rekonstruierte er überzeugend eine Wand aus waagerechten Bohlen, die



mit Erde hinterschüttet war und durch eine Brandkatastrophe vernichtet wurde. Die Nachgrabung im Jahr 1998 konnte den alten Befund bestätigen und auch senkrechte Stützpfeiler für die Bohlenwand nachweisen.

Das Fundmaterial aus beiden Grabungen und Begehungen ist außerordentlich spärlich: eine Feuersteinpfeilspitze aus dem Ende der Jungsteinzeit oder der Frühen Bronzezeit, wenige kleine, z. T. angebrannte Feuersteingegenstände sowie eine spätmittelalterliche eiserne Bolzenspitze, die aus einer jüngeren Pfostensetzung stammt. Das Fundmaterial reicht kaum zu einer klaren Datierung der Befestigung aus. Um so wichtiger sind die Ergebnisse mehrerer C^{14} -Untersuchungen an Holzkohlen aus der Brandschicht, die übereinstimmend ein für unsere Region völlig unerwartetes bronzezeitliches Alter (ca. 17. bis 16. Jahrhundert vor Chr.) ergaben.

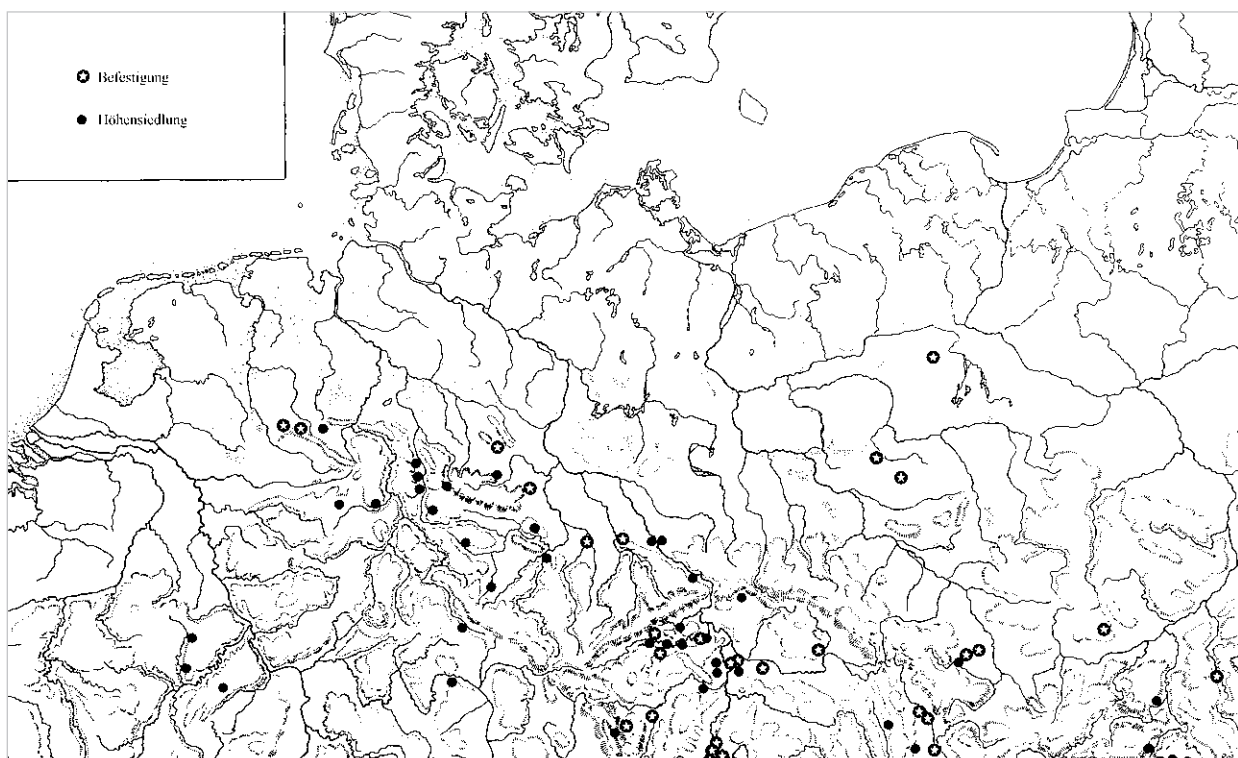
Die bisher bekannten, kulturell noch steinzeitlich geprägten Siedlungen und Gräber der Frühen Bronzezeit hatten keine Hinweise auf eine stärkere gesellschaftliche Gliederung erbracht, die gemeinhin als eine Voraussetzung für den Befestigungsbau gilt. Dennoch ist die frühbronzezeitliche Befestigung auf dem Schweinskopf keine isolierte Erscheinung. Sie wirft vielmehr ein neues Licht auf bislang vernachlässigte

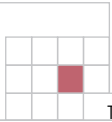
und nur unzureichend bekannte frühbronzezeitliche Höhenfundplätze und mögliche Befestigungen, die sich vom Schweinskopf ganz im Nordwesten über das Osnabrücker Land, das östliche Westfalen und südliche Niedersachsen nach Mitteleuropa ziehen. Sie schließen an die Regionen des zentralen und südöstlichen Mitteleuropas (bes. Tschechien, Slowakei und Mitteldonauegebiet) an, in denen Befestigungen aus der ausgehenden Frühen und beginnenden Mittleren Bronzezeit in großer Zahl nachgewiesen und besser erforscht sind. Während die Befestigungen der dortigen Kulturen sicher unterschiedlichen Zwecken, meist wohl dem Schutz dauerhafter Siedlungen dienten, ist auf der wasserlosen Kuppe des „Schweinskopfes“ keine Dauerbesiedlung anzunehmen. Die Befestigung dieses Berges dürfte allein aus verkehrsgeographischen und strategischen Erwägungen zur Kontrolle des Brochterbecker Passes angelegt worden sein. Für diesen Befestigungstyp, für die sogenannten „Wachstationen“, gibt es im südöstlichen Mitteleuropa gute Parallelen. Letztendlich ist der Schweinskopf damit ein Zeugnis der weitgespannten kulturellen Kontakte, die gegen Ende der Frühen und zu Beginn der Mittleren Bronzezeit nicht nur die metallreichen Zentren von Südmitteleuropa, sondern auch das vermeintlich periphere und metallarme Nordwestdeutschland verbanden.

Bernhard Sicherl

Literatur: Sicherl 2001; Sicherl 2002.

Befestigte und unbefestigte Höhenfundplätze der Frühen Bronzezeit in der nördlichen Mittelgebirgszone.





NICHT NUR BRONZE: DIE WERKSTOFFE

Als die Bronzezeit begann, war die Herstellung von Gefäßkeramik seit langem bekannt. Seit Beginn der Jungsteinzeit, als der Mensch sesshaft geworden war und Landwirtschaft trieb, stellte er auch Gefäße aus Ton her. In der Qualitätstradition der Jungsteinzeit stand zunächst die Töpferei der Frühen Bronzezeit. Zweifellos hat man damals die Riesenbecher und die Begleitkeramik von Petershagen-Döhren (Kr. Minden-Lübbecke) (→ Seite 56), Borken und Raesfeld-Erle (beide Kr. Borken) (→ Seite 57) auf dem Hof und für den eigenen Bedarf hergestellt. Sie zeugen aber noch von Sorgfalt, oft Schmuckfreudigkeit und überhaupt handwerklichem Können und das obwohl sie, soweit erkennbar, noch in einfacher Wulsttechnik aufgebaut und in Feuergruben gebrannt wurden. Umso mehr überrascht die Seltenheit und die Schäßigkeit der Grabgefäße aus der Mittleren Bronzezeit, für die der Archäologe Ernst Sprockhoff 1941 den Begriff der „Kümmerkeramik“ geprägt hat. Ihm schien es, als ob die nun aufblühende Bronzemetallurgie alle Kreativität an sich gerissen hätte. Mit dem Aufkommen der Urnenbestattungen in der Jüngeren Bronzezeit wendet sich aber das Blatt. Frank Verse wird zwar – zu Recht – in den folgenden Seiten (→ Seite 96) die Formgebung der sogenannten „Emsgurken“ bemängeln, in der Späten Bronzezeit erholt sich die Technologie aber wieder und man produziert anderswo als an der Ems, vielleicht unter anderen Kultureinflüssen, wieder qualitativere Keramik für die Gräber. Herstellungstechnik und gesellschaftlich-wirtschaftlicher Hintergrund der Produktion sind allerdings dabei unverändert geblieben.

Anders verhielt es sich mit der Bronze und der damit verbundenen neuen Technologie, die der Bronzezeit ihren Namen gab. Idealtypisch stellt die Bronze eine Legierung aus 90 % Kupfer und 10 % Zinn dar. Bronzeerzeugnisse erschienen gegen Ende des 3. Jahrtausends vor Chr. in Westfalen und überzeugten, so wie die Gegenstände aus reinem Kupfer in den vorangegangenen Jahrhunderten der Späten Jungsteinzeit (sog. Stein-Kupferzeit) es getan hatten. Zinnerze waren aber nicht vorhanden und Kupfererze standen zwar in Marsberg (Hochsauerlandkreis) zur Verfügung, waren aber damals offensichtlich noch nicht erschlossen. Es musste also alles importiert werden: Endprodukte und Grundstoffe. Die Bronzeherstellung Westfalens – mag sie auch von einigen Autoren belächelt oder gar in Frage gestellt werden – führte zwangsläufig zur Arbeitsspezialisierung. Es waren Überschusspro-



Borken-Südwest (Kr. Borken): Feuersteinabfallstücke und einige zum Teil halbfertige Pfeilspitzen deuten auf eine frühbronzezeitliche Werkstatt für Pfeilbewehrungen hin.

duktion und Handel nötig, um die Grundstoffe zu besorgen und Spezialisierung angesagt, um den technisch anspruchsvollen Guss bewältigen zu können.

Hinweise auf Felssteinwerkzeuge wie Mahl-, Schleif-, Wetz- oder Klopffsteine liegen sowohl aus Gräbern als auch aus Siedlungen in Westfalen vor. Zumeist führen diese durch ihre Funktion bestimmten Geräte Formen weiter, die schon in der Steinzeit verwendet wurden. Eine seltene, indes charakteristische Beigabe in jungbronzezeitlichen Brandbestattungen stellen kleine Schleifsteine aus Sandstein, z. T. mit einem Nacken in Hut- oder Kappenform dar (z. B. Sendenhorst-Albersloh, Kr. Warendorf). Am Ende der Bronzezeit treten erneut Streitäxte aus Felsgestein auf, ohne dass Klarheit über die dahinterstehenden Gründe zu gewinnen wäre (→ Seite 88). Nach Vorbildern aus Metall wurden diese „nackengebogenen Hammeräxte“ durch Picken und Schleifen geformt. Seltene Funde aus bronzezeitlichen Zusammenhängen stellen geschliffene und durchbohrte Bernsteinperlen (z. B. Telgte-Raestrup, Kr. Warendorf) dar. Zwar werden auch heute noch im Münsterland gelegentlich Bernsteine gefunden, doch wird der Schmuckstein während der Bronzezeit von der Nord- oder Ostseeküste in unseren Raum verhandelt worden sein.

Anmerkungen zu Geräten aus dem „Stahl der Steinzeit“ (Feuerstein) mögen in einer Übersicht über das bronzezeitliche Westfalen auf den ersten Blick deplatziert erscheinen. Wenn überhaupt stehen metallzeitliche Dolche und Sicheln aus Flint aufgrund ihrer kunstvollen Feuersteinbearbeitung im



Mittelpunkt des wissenschaftlichen Interesses. Die aufwändige Herstellung dieser Waffen bzw. Werkzeuge bedurfte vielfältiger Erfahrungen und Materialkenntnis. Sie wird daher von spezialisierten Feuersteinhandwerkern, die für mehr als nur den lokalen Bedarf gearbeitet haben, ausgeführt worden sein. Durch Austauschbeziehungen sind diese Stücke dann aus dem norddeutsch-südkandinavischen Raum nach Westfalen gelangt (→ Seite 90).

Ein ganz anderes Feuersteinhandwerk, geprägt durch lokal verfügbare Rohmaterialien und sehr einfache Bearbeitungstechniken, tritt uns in den Siedlungen, wie z. B. dem frühbronzezeitlichen Fundplatz Borken-Südwest (→ Seite 55), gegenüber. Im Vergleich mit der Bronze scheinen Werkzeuge aus dem für unsere Sicht altmodischen Feuerstein (Flint) im täglichen Leben der bronzezeitlichen Menschen einen wesentlich höheren Stellenwert besessen zu haben, als dies die Gräber andeuten.

Denn aus Siedlungsbefunden stammen in großem Umfang Feuersteinabfälle und -werkzeuge, die eine Produktion und Nutzung von Geräten zur Holz- und Tierhautbearbeitung, sogenannte Kratzer und ausgesplitterte Stücke, belegen. Dabei wurde eine Technik ohne viel Finesse angewandt, die von jedermann beherrscht werden konnte. Ausgangsmaterial waren die in vielen Gegenden Westfalens verfügbaren kleinen Flintknollen aus eiszeitlichen Ablagerungen.

Aber auch aufwändigere Waffenspitzen wie flächig retuschierte Pfeilspitzen in dreieckiger Form mit konkaver Basis oder mit flügelartigen Widerhaken wurden in den Siedlungen gefertigt. Dies beweist ein jüngst entdeckter Werkplatz für derartige Spitzen in Borken-Südwest (→ Seite 55). Unverzichtbar waren wohl auch Feuerschlagsteine, die Feuerzeuge der Vorzeit. Alle diese Waffenspitzen und Geräte folgten – allerdings selten – als Beigaben den Toten mit ins Grab. Funde aus Urnenbestattungen wie z. B. in Vreden (Kr. Borken) (→ Seite 88) legen nahe, dass Silexwerkzeuge noch in der Jüngerer Bronzezeit und vielleicht sogar in der Älteren Eisenzeit gebraucht worden sind.

Bei Tätigkeiten, die zu einer starken Abnutzung der Werkzeuge oder aber schnell zu einem Verlust führen konnten, scheint das gut verfügbare und wohl auch im Vergleich zur Bronze billigere Rohmaterial Feuerstein über die gesamte Bronzezeit hinweg durchaus konkurrenzfähig gewesen zu sein.

Objekte aus Knochen und Geweih dürften während der Bronzezeit viel häufiger im täglichen Leben benutzt worden sein, als die wenigen Funde andeuten. In Westfalen mit seinen weit verbreiteten Sandgebieten sind diese organischen Materialien nur unter sehr glücklichen Ausnahmefällen erhalten geblieben. Deshalb beschränkt sich das bisher bekannte Arbeitsgerät auf Geweihhäxte, die allerdings als Einzelfunde häufig schwer zu datieren sind (→ Seite 89).

Bei sorgfältiger Bergung und Untersuchung des Leichenbrandes jungbronzezeitlicher Brandgräberfelder werden gelegentlich mit den Toten verbrannte Trachtbestandteile aus Knochen oder Geweih entdeckt. Aus diesem Grund stellen Funde wie z. B. eine Nadel aus Rhede (Kr. Borken) oder ein Knebel aus Rothirschgeweih aus Vreden (Kr. Borken) (→ Seite 99) absolute Glücksfälle dar.

Schließlich ist noch ein einzelner Fund anzuführen, bei dem es sich entweder um einen reinen Schmuckgegenstand oder ein Amulett handelt. Aus Borken-Gemenwirthe (Kr. Borken) stammt aus einer jungbronzezeitlichen Brandbestattung eine durchbohrte Bärenklaue. **Daniel Bérenger / Bernhard Stapel**

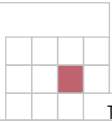
Literatur: Dickmann 2000; Siemann 2005; Tackenberg 1974; Wegner 1996a.



Borken-Gemenwirthe: Eine durchlochte Bärenklaue (Bestimmung H. Berke) diente wahrscheinlich als Amulett.

Borken-Dülmener Weg und Rhede: Knochennadeln konnten bei der sorgfältigen Sichtung des Leichenbrandes aus Urnengräbern ausgelesen werden.





„NACKENGEBOGENE ÄXTE“ AUS GRÄBERN DER JÜNGEREN BRONZEZEIT



Axt-Stößel-Grabbeigabe: Ein Fundstück mit bewegter Vergangenheit aus Vreden.



Die Bruchstücke der Nackengebogenen Axt aus Rheine-Mesum waren im Graben einer Schlüssellochanlage deponiert worden.

Aus mehreren Bruchstücken konnte diese Axt aus Rheine-Mesum zusammengesetzt werden.

Das Fortbestehen steinzeitlicher Handwerkstechnologien bis weit in die Bronzezeit (und teilweise noch darüber hinaus) wird nicht zuletzt durch Äxte aus Felsgestein dokumentiert. Relativ häufig sind die sogenannten „Nackengebogenen Äxte vom nordwestdeutschen Typ“, die allerdings meist als Lesefunde aus ungesichertem Zusammenhang stammen. Umso bedeutender sind zwei Äxte aus Rheine und Vreden, die bei archäologischen Ausgrabungen geborgen werden konnten.

Die erste Axt kam 1978 bei Rettungsgrabungen im Gräberfeld Rheine-Mesum (Kr. Steinfurt) zutage. Sie fand sich nicht als Grabbeigabe, sondern in einem schlüssellochförmigen Einhegungsgraben, der ein Knochenlager und eine stark gestörte Urnenbestattung umschloss. Bislang waren aus Einhegungsgräben nur Keramikscherben bekannt, die als Reste von Totenfeiern (zerschlagene Trink- und Speisegefäße) gedeutet werden. Die Axt lag in einer mit Holzkohlepartikeln durchsetzten Schicht und war durch Feuereinwirkung (?) in mehrere Stücke zerbrochen, konnte jedoch vollständig zusammengesetzt werden. Da die Bruchstücke dicht zusammenlagen, ist auszuschließen, dass sie rein zufällig in den Einhegungsgraben gelangten. Damit wird ein kultureller Hintergrund wahrscheinlich. Die unmittelbaren Beweggründe für diese Deponierung bleiben jedoch im Dunkeln, zumal bisher auch keine vergleichbaren Befunde bekannt geworden sind.

Nicht weniger ungewöhnlich ist die Befundgeschichte der Nackengebogenen Axt aus Vreden (Kr. Borken). Das Exemplar wurde im November 2002 bei der Untersuchung des großen Brandgräberfriedhofs an der Zwillbrocker Straße (→ Seite 99) in einem einfachen Knochenlager mit Kreisgrabeneinhegung (Dm. ca. 6 m) gefunden. Allerdings wurde die Axt nicht in ihrer ursprünglichen Funktion beigegeben: Zum Zeitpunkt der Grablegung war ihre Schneide abgebrochen und das Reststück in Zweitverwendung als Stößel benutzt worden. Entsprechend passt die anthropologische Bestimmung des Leichenbrandes – eine Frau im Alter von 16 bis 20 Jahren – augenscheinlich auch eher zu einer Interpretation des Fundes als „Haushaltsgerät“. Zu diskutieren bleibt, ob die ungewöhnliche Beigabe als Hinweis auf einen besonderen Status der Bestatteten, etwa als Medizinfrau o. ä., zu verstehen ist – oder ob einmal mehr aus ganz individuellen Gründen ein persönliches Besitztum „normaler“ Nutzung beigegeben wurde.

Wichtige Anhaltspunkte für die zeitliche Einordnung der Äxte geben zwei C^{14} -Daten, die an der Universität Groningen aus Leichenbrandproben beider Gräber gewonnen wurden. Danach erfolgte die Grablegung in Rheine irgendwann zwischen 1020 und 820 vor Chr., diejenige in Vreden zwischen 1160 und 990 vor Chr.

Jürgen Gaffrey



Literatur: Boosen 1979; Brandt 1973; Brandt 1996; Gaffrey 2005; Lessig 1996; Ruhmann 1999.



MIT DEM SAUGBAGGER IN DIE BRONZEZEIT: METALLZEITLICHE GEWEIHXÄXTE

Gegenstände aus Knochen oder Geweih sind im Münsterland in der Regel nur in grundwasserbeeinflussten Bereichen erhalten geblieben. Daher werden auch Geweihhäxte fast nur bei Baggerarbeiten in gewässernahen Bereichen wie z. B. Sand- oder Kiesgruben oder bei der Neuerrichtung von Kanälen gefunden. Hergestellt wurden diese heutzutage völlig in Vergessenheit geratenen Geräte aus Abschnitten von Rothirschgeweih. Am unteren Ende sind sie durchlocht, während das andere Ende schräg zu einer beilartigen Schneide angeschliffen ist. Bis auf dieses Funktionsende sind diese Stücke nur wenig bearbeitet worden, sodass die Geweihoberfläche meist noch gut erkennbar ist. Ursprünglich waren sie – wie Stein- oder Bronzeäxte – mit hölzernen Stielen geschäftet.

Da es sich überwiegend um Einzelfunde handelt, sind Geweihhäxte nur sehr schwer zu datieren. Einerseits werden sie häufig als Hinweis auf steinzeitliche Aktivitäten in der Flussaue interpretiert. Andererseits vermutet man schon seit längerem, dass völlig überschiffene Geweihhäxte oder aber mit Kreisaugenmuster verzierte Exemplare eher den Metallzeiten zuzuordnen sind.

Zahlreiche Funde von Geweihhäxten stammen aus den westfälischen Flusstälern. So ergaben zwei Nassentsandungen an der Ems – Greven-Sandgrube Schencking (Kr. Steinfurt) und

Warendorf-Neuwarendorf (Kr. Warendorf) – Exemplare mit erhaltenen Stielresten, die mit Hilfe der Radiokarbonmethode datiert werden konnten und von denen drei bronze- bis eisenzeitliche Daten ergeben haben. Eines der Werkzeuge ist mit wenigen Kreisäugen verziert, ein weiteres Gerät, eine Sonderform aus Elchgeweih, ist vollständig überschiffen. Insgesamt ist deshalb davon auszugehen, dass derartige Werkzeuge aus Geweih in großem Umfang auch während der Bronzezeit hergestellt und genutzt wurden.

Die Funktion der Geweihhäxte ist immer noch sehr umstritten. Für die sicher metallzeitlichen Exemplare wird häufig ein praktischer Nutzen in Frage gestellt, obwohl viele Stücke starke Abnutzungen an der Schneide aufweisen. Nach experimentalarchäologischen Untersuchungen wird demgegenüber für die Interpretation von mittel- und jungsteinzeitlichen Geweihhäxten angenommen, dass diese Werkzeuge äußerst effektive Holzbearbeitungsgeräte waren. Hier scheint ein für eine bestimmte Funktion bewährtes Instrument über viele Jahrhunderte tradiert worden zu sein. Selbst gegen die Konkurrenz der „progressiveren“ Bronze haben die Geweihhäxte ihre Rolle als Handwerksgeräte behauptet. Erst die billigeren und einfacher zu beschaffenden Eisenwerkzeuge führten schließlich zu einer einschneidenden Veränderung.

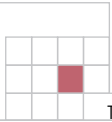
Bernhard Stapel

Labornummer	Fundort	Objekt	C ¹⁴ -Alter	Datierung
GrN 11266	Greven-Schencking	Geweihhaxt	3470±90 BP	1796±111 vor Chr.
GrA 35000	Warendorf-Neuwarendorf	Geweihhaxt mit Kreisäugenverzierung	3310±70 BP	1602±79 vor Chr.
GrA 35002	Warendorf-Neuwarendorf	Geweihhaxt aus Elchgeweih	2500±35 BP	652±89 vor Chr.

Tabelle: Durch das C¹⁴-Labor der Universität Groningen datierte Geweihhäxte aus dem Münsterland.

Warendorf-Neuwarendorf, Kr. Warendorf: Geweihhäxte. Die beiden links stehenden Exemplare aus Elchgeweih bzw. mit Kreisäugenverzierungen sind in die Bronzezeit bis Eisenzeit datiert.





VON DER STEINZEIT ZUR BRONZEZEIT: DOLCHE UND SICHELN AUS FEUERSTEIN



Die Griffverzierung des Dolches aus Warburg-Daseburg ahmt eine Metallarbeit nach.



Auch der Dolch aus Rhede ist ein Einzelfund.

Die beiden Feuersteinsicheln waren (absichtlich?) in einer Grube in Rheine-Altenrheine deponiert worden.



Dolchartige Geräte aus Feuerstein (Flint) begegnen zahlreich in Norddeutschland, Dänemark und Schweden. Meistens handelt es sich um Einzelfunde, die ohne datierende Begleitfunde angetroffen werden. Durch das Vorkommen in Gräbern, wo sie dann zusammen mit anderen Beigaben gefunden werden, können sie an den Übergang von der Jungsteinzeit zur Bronzezeit datiert werden. Wegen ihrer Form wird angenommen, dass sie einfache Bronzedolche nachahmen sollten. Das Vorkommen in Horten belegt ihre Wertschätzung.

Moorfunde zeigen, dass die meisten Feuersteindolche vermutlich einen Griff aus Holz aufwiesen. Um eine bessere Handhabung zu gewährleisten, steckten sie außerdem in einer Scheide aus Leder. Andere Stücke besitzen am Griff eine Verzierung, die wahrscheinlich eine Metallarbeit nachahmen sollte. Eine Schäftung ist hier nicht zu vermuten, da die Verzierung sonst nicht mehr zur Geltung gekommen wäre. Weil das Material spröde und leicht zerbrechlich ist, konnten diese Dolche sicher nicht im Kampf eingesetzt werden. Wahrscheinlich waren sie messerartige Allzweckgeräte.

Sichelförmige Objekte aus Feuerstein sind in Norddeutschland und in den Niederlanden anzutreffen. Auch hier handelt es sich meistens um Einzelfunde oder um absichtliche Niederlegungen (Horte), manchmal zusammen mit Feuersteindolchen. Offensichtlich erfuhren diese Sichel, wie die Dolche, eine gewisse Wertschätzung.

Aufgrund der Form ist anzunehmen, dass sich auch die Sichel an bronzenen Vorbildern orientiert haben. Zur besseren Handhabung dürften auch sie mit einem Griff aus organischem Material (z. B. Holz) versehen gewesen sein. Gebrauchsspurenanalysen haben gezeigt, dass zumindest ein Teil der Exemplare als Erntegerät benutzt worden ist. In den Niederlanden sind Feuersteinsicheln bis in die Vorrömische Eisenzeit in Gebrauch gewesen.

Sowohl die Sichel als auch die Dolche bestehen aus Feuerstein, der aus dem Norden Europas stammt. In prähistorischen Feuersteinminen in Dänemark und auf Werkstattplätzen in Schleswig-Holstein fanden sich Dolche und Sichel in unterschiedlichen Bearbeitungsstadien. Alles deutet darauf hin, dass die Objekte als Fertig- oder Halbfertigprodukte die Bergwerke und Werkstätten verließen und weiter nach Süden verhandelt wurden. Die genauen Handelsrouten sind aber nicht bekannt. Allerdings besteht die Möglichkeit, dass Niederlegungen von Sichel und Dolchen Deponierungen von reisenden Händlern gewesen sind. Falls dies zutrifft, könnten dadurch damalige Handelswege erschlossen werden. Was man in Westfalen für die Feuersteingeräte eintauschte, wissen wir nicht.

Bemerkenswert ist weiterhin die sorgfältige und aufwändige Bearbeitung der Stücke. Besonders bei den Feuersteindolchen tritt dies deutlich hervor. Die flächendeckende Bearbeitung (Retuschierung) und die zusätzliche Verzierung des Griffes bei manchen Exemplaren zeugen vom hohen technischen Können der damaligen Handwerker. Sicher waren diese „Qualitätsprodukte“ von hohem Wert für ihre Besitzer. Darüber hinaus zeigen sie, dass auch die Menschen der Bronzezeit einen Sinn für schöne Dinge hatten.

Claudia Siemann



LAGE-MÜSSEN: PFEILSPITZENENSEMBLE AUS BRONZE UND FLINT

Bei Ausgrabungen am Rande einer Kiesgrube wurden zwischen 1989 und 1996 in Lage-Müssen (Kr. Lippe) unter anderem vier Pfeilspitzen gefunden. Drei waren aus Bronze, eine aus Flint hergestellt. Reste der Holzschäftung waren bei zwei der bronzenen und der Flintpfeilspitze erhalten geblieben.

Die kleine Flintpfeilspitze mit konkaver Basis gehört einem Pfeilspitzentyp an, der bereits seit der Zeit der Glockenbecherkultur und während der Frühbronzezeit weit verbreitet und auch in Westfalen bekannt war. Der besonders gute Erhaltungszustand erlaubt eine Rekonstruktion: Die Pfeilspitze war in einen hohlen Holzschäft eingelassen und mit einer Kordel fixiert worden. Danach wurden Schaft und Spitze mit Birkenrinde und Birkenpech verklebt.

Die bronzenen Pfeilspitzen sind zwischen 3,4 cm und 4,7 cm lang; zwei haben einen am unteren Ende umgebogenen Schäftungsdorn. Damit sind sie dem Grundtyp 2 Var. A der Pfeilspitzen mit Schaftdorn nach Eckhardt zuzuordnen. Dieser Typ ist vorwiegend in Süddeutschland und der Schweiz verbreitet, einige Stücke sind auch in Frankreich gefunden worden. Zusammen mit fünf Exemplaren aus einem Grabhügel in der niederländischen Provinz Drenthe sind die hier vorge-

legten Stücke die am weitesten nach Norden gelangten Vertreter dieses Typs. Daher ist davon auszugehen, dass die Bronze Pfeilspitzen von Lage-Müssen aus dem Süden importiert wurden.

Durch die wissenschaftliche Analyse des gesamten ausgegrabenen Materials vom Fundort Lage-Müssen und dem Vergleich mit ähnlichen Funden konnte nachgewiesen werden, dass alle vier Pfeilspitzen wahrscheinlich als Ensemble zusammen mit einer verzierten gezackten Nadel norddeutscher Form zur Beigabenausstattung eines reichen Grabes der Mittleren Bronzezeit (Per. III nach Montelius) gehörten. Dies zeigt auch, dass typologisch ältere Flintpfeilspitzen noch lange neben neuen Formen benutzt wurden.

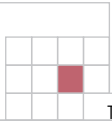
Die Pfeilspitzen mit Dorn waren vermutlich eher Jagd- als Kampfaffen. Die Jagd mit Pfeil und Bogen hatte zur Nahrungsbeschaffung in dieser Zeit keine große Bedeutung mehr. Durch die Mitgabe solch exotischer Beigaben (auch die Nadel ist ein Einzelstück in Westfalen) sollte wohl der soziale Status des Toten gewürdigt werden. Wahrscheinlich wurde dort in einem heute nicht mehr erkennbaren Grabhügel ein hoch angesehenes Mitglied der Gesellschaft beerdigt.

Dorothee Ackermann-Grünwald

Literatur: Ackermann-Grünwald 2001; Eckhardt 1996; Luley 1991; Mit dem Pfeil, dem Bogen 1991.

Pfeile aus dem Süden, Nadel aus dem Norden – Zeichen einer außergewöhnlichen Persönlichkeit!





DER NEUE WERKSTOFF BRONZE: VOM ERZ ZUM BEIL

Bronze ist eine Legierung aus Kupfer und Zinn oder Arsen bzw. Antimon. Die Materialeigenschaften von reinem Kupfer lassen sich durch das Vermischen mit diesen Stoffen verbessern. Sie kommen zwar z. T. auch schon in natürlichen Kupferlagerstätten vor, wurden alsbald aber auch gezielt zugesetzt. Die Zusätze machen das Material härter; darüber hinaus wird durch den Zuschlag der Schmelzpunkt des Kupfers herabgesetzt. Die frühesten Bronzen weisen oft nur geringe Spuren von Zuschlägen auf. Seit der entwickelten Frühbronzezeit wird in der Regel Bronze mit hohem Zinnanteil verwendet.

Rohstoffvorkommen

Um Bronze herstellen zu können, mussten zunächst die entsprechenden Rohmaterialien aufgefunden, erschlossen und aufgearbeitet werden. Manche Formen von Kupfer können „bergbaulos“ gewonnen und ohne Verhüttung weiter verarbeitet werden. Dazu zählt Kupfer, das gediegen oder in Form von „Seifen“ an primären und sekundären Lagerstätten zutage tritt. Solche Vorkommen wurden vermutlich als erste ausgebeutet.

Seit der Frühen Bronzezeit baute man Kupfer auch mit bergmännischen Methoden ab. Das Kupfer wurde von der Oberfläche aus in trichterförmigen Gruben, sogenannten Pingen, aufgeschlossen oder man folgte den kupferführenden Schichten in den Berg. Stollen und senkrechte Schächte wurden mit Hilfe der Feuersetzmethode und in Handarbeit mit Schlägeln vorgetrieben.

In Westfalen finden sich kleine Kupfervorkommen im Briloner Raum und im Siegerland (Kupferkies und Malachit). Wichtige Lagerstätten im näheren Umfeld sind aus Nord- und Ostthessen bekannt. Dort kommt gelegentlich sogar gediegenes Kupfer vor. Etwas weiter entfernt waren die Lagerstätten im Erzgebirge und der Harzregion, im Hunsrück-Eifel-Raum, im Saarland und auf Helgoland. Eindeutige Spuren eines vorgeschichtlichen Kupferbergbaus ließen sich für diese Regionen bislang anders als z. B. in den Alpen nicht nachweisen, nur vermuten. Sie wurden hier wahrscheinlich durch den intensiven mittelalterlichen und neuzeitlichen Abbau zerstört.

Zur Beschaffung des Zinns war man jedenfalls vollständig auf den Fernhandel angewiesen. Es musste aus den Erzrevieren im mitteldeutschen Fichtel- und Erzgebirge, der Bretagne, Südeuropa, Spanien oder Portugal importiert werden (→ Karte auf Seite 10).

Verhüttung und Weiterverarbeitung

Das Kupfererz musste in verschiedenen Arbeitsgängen, wie Zerkleinern und Mahlen und Auswaschen der Gesteinsreste („Sichern“), aufbereitet werden. Danach wurde es mit Zuschlägen (Lehm und Mist, Flussspat oder Kalkspat) erhitzt oder geröstet, um unerwünschte Bestandteile wie Sauerstoff und Schwefel zu entfernen.

Das Rohkupfer wurde zusammen mit den Zuschlägen in tönernen oder steinernen Tiegeln in Gruben- oder Kuppelöfen eingeschmolzen. Solche Öfen haben sich aus der Bronzezeit selten erhalten. Häufiger sind Funde von Blasebalgdüsen aus Ton, die für die Erzeugung einer hohen Tempe-



Zwei wichtige Belege für die Weiterverarbeitung von Bronze in Westfalen stellen die beiden Gußformen aus Soest (oben) und Werne (unten) dar.



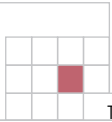
ratur durch Luftzufuhr benötigt wurden. Das flüssige Metall wurde schließlich in Gussformen aus Ton, Stein oder Bronze eingefüllt.

Abschließend musste man das Gussprodukt noch nacharbeiten, indem man z. B. Gussnähte oder -zapfen entfernte oder Klingen durch Schmieden und Schleifen schärfte. Bei Untersuchungen an frühbronzezeitlichen Beilen konnten weitere Herstellungsschritte nachgewiesen werden. Es zeigte sich, dass die Stücke zunächst kalt geschmiedet, dann weichgeglüht und danach nochmals kaltgeschmiedet wurden. Dadurch erhöhte sich die Härte des Werkstoffs zusätzlich.

Zwei Gussformenfunde aus der südwestfälischen Hellwegzone lassen auf eine Verarbeitung von Bronze oder zumindest eine Wiederverwertung von Altmittel in einheimischen Werkstätten schließen. Aus Soest (Kr. Soest) stammt eine Gussform für ein bronzenes Absatzbeil. In einen rechteckigen Sandsteinbrocken wurde mittig das Gussnegativ eingepickt und sorgfältig nachgeschliffen. Im Gussnegativ erkennt man den Abdruck einer Hälfte eines 14,3 cm langen, schlichten nordwestdeutschen Absatzbeiles, eine Beilform der mittleren Hügelgräberzeit bis jüngeren Urnenfelderzeit, die in Westfalen besonders häufig vertreten ist. Bei der zweiten Form aus Werne (Kr. Unna) handelt es sich um eine zweisechalige bronzene Gussform für Ösenabsatzbeile, eines urnenfelderzeitlichen Beiltyps, der vorwiegend in England vorkommt. Auffällig ist jedoch, dass in Westdeutschland bisher nur ein Beil dieses Typs aus Krefeld-Gellep bekannt ist; in Westfalen ist der Typ bislang nicht nachgewiesen. Gerade für die bronzene Gussformen ist die Deponierung weitab vom Verbreitungsgebiet des Endprodukts häufiger bekannt, die Gründe hierfür liegen im Dunkeln.

Reib- oder Schleifsteine mit anhaftenden Metallpartikeln, Hämmer und Unterlegsteine, aber auch Tondüsen sind als Werkzeuge aus endneolithischen und jüngeren bronzezeitlichen Gräbern bekannt. Die Mitgabe von „Metallurgenwerkzeug“ in Gräbern lässt darauf schließen, dass es sich bei den Bestatteten um Spezialisten handelte, die sich durch ihr Fachwissen hervortaten und damit sicherlich auch eine besondere soziale Stellung innehatten.

Eva Cichy



Eine Auswahl bronzezeitlicher Grabgefäße aus dem Münsterland.

REINE FUNKTIONALITÄT: SCHLICHTE KERAMIK DES MÜNSTERLANDES

Die meisten Urnen der Jüngerer Bronzezeit im westlichen Westfalen sind durch ihre schlichte Machart, weitgehende Verzierungslosigkeit und große Einförmigkeit gekennzeichnet. Archäologen nennen sie daher auch oft despektierlich „Emsgurken“.

Am beliebtesten waren einfache doppelkonische Gefäße, die manchmal auch ein abgesetztes Oberteil, einen Zylinderhals, haben. Daneben gibt es Schüsseln und kleine Becher, die als Beigefäße ins Grab gelangten. Alle wurden von Hand in der sogenannten „Wulsttechnik“ hergestellt, bei der die Gefäße aus sich überlappenden Tonwülsten aufgebaut werden. Die Oberfläche wurde nur grob geglättet, teilweise auch aufgeraut bzw. mit Tonschlicker beworfen. Verzierungen sind selten – wenn doch, wurde meist der Rand mit Fingertupfen versehen. Manchmal ritzte man mit einem Kamm Muster in den noch feuchten Ton.

Der Eindruck der Gleichförmigkeit der Keramik wird teilweise durch den Grabbrauch verursacht, da dort nur bestimmte Gefäßtypen verwendet wurden. In den Siedlungen gab es auch

große Vorratsgefäße, die nicht in Gräber gelangten. Außerdem wurden einige Gefäßformen und Verzierungen aus den Nachbargebieten übernommen, sodass die damals bekannte Keramik insgesamt vielfältiger war als die Grabkeramik auf den ersten Blick vermuten lässt. Dennoch belegt ein Vergleich insbesondere mit den südlich bzw. südwestlich angrenzenden Gebieten die starke Einförmigkeit und Schlichtheit der bronzezeitlichen Keramik des Münsterlandes.

Bei der Gefäßherstellung ist anscheinend nur auf deren Funktionalität Wert gelegt worden, während ihre optische Erscheinung offensichtlich keine große Rolle spielte. Augenscheinlich brauchte man im Haushalt auch nur wenige unterschiedliche Gefäßformen, die für alle anfallenden Aufgaben taugten. Die Keramik des Münsterlandes repräsentiert damit eine bäuerliche Eigenproduktion, wobei gerade die „Emsgurken“ eine gewisse Provinzialität nicht verleugnen können.

Sicher wurde das Tongeschirr durch Gefäße und Behältnisse aus Holz oder Flechtwerk ergänzt. Leider hat sich in Westfalen davon bis heute nichts erhalten. **Frank Verse**



VON WEIT HER: FREMDE KERAMIK

Während der gesamten Bronzezeit wurde der größte Teil der westfälischen Keramik vor Ort hergestellt. Die Keramikproduktion deckte den Eigenbedarf und war in der Regel nicht für Handel oder Tausch bestimmt. Umso erstaunlicher ist es, dass in weiten Teilen von Westfalen in der Bronzezeit ganz ähnliche Gefäße in Gebrauch waren.

Eine Ausbreitung bestimmter Gefäßformen oder Verzierungen kann auf verschiedenen Wegen erfolgen. Vieles lernte man bei seinen Nachbarn kennen und nahm die Anregungen bei der eigenen Keramikproduktion auf, teils auch in abgeänderter Form. Bei zunehmender Entfernung von ihrem Herkunftsgebiet werden diese fremden Merkmale seltener. Ihre Ausbreitung belegt einen kleinräumigen Austausch und regionale Beziehungen.

Ein Beispiel dafür ist die Verbreitung von Gefäßen mit Kerbschnittverzierung. Dabei handelt es sich um eine Verzierungstechnik, die typisch für die süddeutsche Urnenfelderkultur ist und über die Niederrheinische Bucht nach Westfalen gelangte. Daher ist sie im westlichen Münsterland und in der Hellwegzone vergleichsweise häufig und nimmt nach Norden bzw. Osten stark ab. Das abgebildete Gefäß stammt aus einem Grab bei Telgte-Raestrup (Kr. Warendorf). Auf seiner Schulter ist ein zweizeiliges Kerbschnittmuster angebracht worden. Die im Vergleich zu ihren Vorbildern stark vereinfachte Kerbschnittverzierung ist hier mit einer einheitlichen Gefäßform kombiniert und zeigt deutlich die Übernahme und Umwandlung fremder Elemente in die einheimische Töpferei.

Anders verhält es sich mit Gefäßen, die bei gleicher Form über große Entfernungen verbreitet sind, abseits ihres eigentlichen Herkunftsgebietes aber nur in geringer Zahl vorkommen. Hier kann grundsätzlich zwischen zwei Verbreitungsmöglichkeiten unterschieden werden. Einmal ist es möglich, dass das Gefäß selbst über große Entfernungen transportiert wurde. Dabei wissen wir natürlich nicht, ob das Gefäß oder ein wie auch immer gearteter Inhalt das eigentliche Handelsgut war. Die andere Möglichkeit ist, dass es zwar vor Ort, aber von Fremden hergestellt wurde. Beide Varianten belegen aber Fernkontakte, die über viele Hundert Kilometer reichen können.



Grabgefäß von Telgte-Raestrup mit einem einfachen Kerbschnittmuster auf der Schulter



Buckelgefäß aus dem Siedlungsareal von Rheine-Altenrheine.

Als ein Beispiel wird hier ein Gefäß aus Rheine-Altenrheine (Kr. Steinfurt) vorgestellt. Der Bauchumbruch ist mit Buckeln verziert, die jeweils von drei Tonrippen in Form von stehenden Halbkreisbögen umgeben sind. Bei diesem Topf handelt es sich um ein Buckelgefäß, das sich aus der in Mitteldeutschland beheimateten Lausitzer Kultur herleitet und an das Ende der Jüngeren Bronzezeit datiert werden kann.

Beide abgebildeten Beispiele zeigen stellvertretend, dass Westfalen Teil eines weitreichenden Beziehungsgeflechts war, wodurch Einflüsse aus z. T. weit entfernten Räumen hierher gelangten. Einige davon wurden aufgenommen und beeinflussten die Menschen der Region, was besonders an der Keramik deutlich wird.

Frank Verse



WIRTSCHAFT, HANDEL UND VERKEHR

Es ist schon an verschiedenen Stellen auf den vorausgegangenen Seiten deutlich geworden, dass die bronzezeitliche Wirtschaftsweise in Westfalen von Autarkie geprägt war: Man produzierte vieles von dem, was man brauchte, selbst. Klar ist aber auch geworden, dass es ganz ohne Tauschhandel nicht ging. Konnte der Bauer etwa in den Sandgebieten des Münsterlandes im Wesentlichen nur Viehzucht betreiben, musste er zusehen, dass er Überschuss erzielte, um Jungvieh gegen Getreide zu tauschen, wenn er auch Brot oder andere Mehlprodukte verzehren wollte. Dies war dank der Vielfältigkeit der Naturräume in Westfalen regional relativ leicht zu regeln. Wollte man aber an der Bronzezeit teilhaben, ohne dass die Grundstoffe für die Bronze (Kupfer und Zinn) in der Großregion zur Verfügung standen, musste man darüber hinaus Überschussproduktion für Import-Export bereithalten.

So einfach ist es. Und so einfach lässt sich archäologisch der Handel erschließen – lange bevor von einem Münzwesen die Rede sein kann. Nimmt man die Menge der Bronzegegenstände, die bisher aus Westfalen bekannt wurde, und überlegt, dass jedes Gramm davon teuer gekauft werden musste, versteht man auch, wie trügerisch ein Begriff wie Autarkie in unserem Fall sein kann. Es war tatsächlich damals schon kaum noch möglich, „auf einer Insel“ zu leben. Die Globalisierung, von der wir denken, dass sie erst uns trifft, war bereits voll im Gang.

Ob wir uns nun regelrechte Marktstände oder eher Hausiererwesen für die Bronzezeit Westfalens vorstellen müssen, darf offen bleiben. Fest steht aber, dass nicht nur fleißig produziert und konsumiert, sondern auch sehr intensiv verhandelt und getauscht wurde. Jeder Bronzegegenstand ist in seinen Grundsubstanzen oder als Fertigprodukt importiert worden und weist in der Regel Merkmale auf, die ihn unmittelbar (Import) oder mittelbar (einheimische Nachahmung aus importierter Bronzemasse) mit einer bestimmten Region Europas – denn so weit muss man schon denken – verbindet. Daraus lassen sich Hinweise auf Verkehrsachsen in alle Himmelsrichtungen gewinnen, die man versuchen kann, konkret zu orten (Talauen, spätere historische Höhenwege und sonstige Verbindungstraditionen).

Die Bronzezeit mag uns einerseits z. T. berechtigterweise statisch erscheinen, sie war andererseits von einer erstaunlichen Offenheit und Mobilität geprägt.

Daniel Bérenger

*Rechte Seite: Rasiermesser
aus Telgte-Woeste – Import
oder Nachahmung?*





NACHGEAHMT: JUNGBRONZEZEITLICHE RASIERMESSER AUS WESTFALEN

In Rheda-Wiedenbrück (Kr. Gütersloh) und Ahaus-Ammeln (Kr. Borken) wurden Rasiermesser als Grabbeigaben gefunden, die in Westfalen fremd sind. Sie haben ein dreiviertelmondförmiges, doppelschneidiges Blatt mit tiefem Ausschnitt. Der Griff besteht aus einem ovalen Rahmen mit inneren Verstrebungen; am Ende ist ein Ring (als Aufhängung?) angebracht. Diese Rasiermesser hatten Händler aus Süddeutschland, dem Bereich der Urnenfelderkultur, nach Westfalen gebracht.

Bei dem ebenfalls doppelschneidigen Rasiermesser aus Löhne-Obernbeck (Kr. Herford) ist das Blatt enger (vielleicht stärker abgenutzt?), sein oberer Ausschnitt ist seichter und sein Griff weist keine Innenverstrebung auf. Nach Albrecht Jockenhövel, der sämtliche Rasiermesser aus West- und Mitteleuropa untersucht hat, war das Stück ebenfalls aus dem südwestlichen Mitteleuropa importiert worden.

Die Rasiermesser der Urnenfelderkultur waren auf dem bronzezeitlichen Tauschmarkt beliebt und sind dementsprechend von einheimischen Bronzegeißern imitiert worden. Zu diesen Nachahmungen gehört beispielsweise ein Stück aus Rheda-Wiedenbrück mit trapezförmigem Blatt und rhombischem Rahmengriff. Möglicherweise „nicht ganz echt“ waren die Rasiermesser aus Petershagen-Neuenknick (Kr. Minden-Lübbecke) und Telgte-Woeste (Kr. Warendorf). Sie haben ein schmales Blatt, der Griff kommt hier ohne Querverstrebungen aus. Ein weiteres Stück aus Münster-Gittrup besitzt einen kurzen Rahmengriff mit zwei hintereinander aufgereihten Endringen.

Darüber hinaus hat man – auch in Rheda-Wiedenbrück – auf das Angebot an einschneidigen Rasiermessern mit seitlichem Griff der Nordischen Bronzezeit zurückgegriffen. Die meisten Rasiermesser, die in Westfalen gefunden wurden, gehören zu dieser Formenfamilie und sind entweder importiert oder vor Ort gegossen worden.

In einem Grab von Rheda-Wiedenbrück kam ein süddeutsches Rasiermesser zusammen mit einer (nordischen?) Pinzette zum Vorschein. Die Kombination mit einer Pinzette oder mit einer Nadel ist für die einschneidigen Rasiermesser nordischer Herkunft in Westfalen wesentlich typischer.

Daniel Bérenger

Literatur: Jockenhövel 1971; Jockenhövel 1980.



Süddeutsche Rasiermesser und ihre westfälischen Nachahmungen (von links): Doppelschneidige Rasiermesser aus Ahaus-Ammeln, Rheda-Wiedenbrück (Schledebrück), Petershagen-Neuenknick, Löhne-Obernbeck und Rheda-Wiedenbrück (Nord-rheda-Ems).



Unvollständiges Puzzle ohne Anleitung: Stabartige, teilweise durchlochte Objekte aus Hirschgeweih. Länge des größten Stückes: 7,5 cm.

RÄTSELHAFTE GRABBEIGABE AUS HIRSCHGEWEIH

Auf dem Friedhof der Stadt Vreden (Kr. Borken) wurden Ende 2002 im Aushub eines Grabes einige unscheinbare Keramikscherben und Knochenbrandstückchen entdeckt. Unverzüglich eingeleitete Rettungsgrabungen zeigten, dass hier schon vor 3000 Jahren ein ausgedehntes Brandgräberfeld bestand. Insgesamt konnten noch knapp 130 Bestattungen der Jüngerer Bronzezeit und Älteren Vorrömischen Eisenzeit festgestellt werden, von denen einige mit ungewöhnlichen Beigaben ausgestattet waren (→ Seite 88).

So hielt auch ein einfaches Knochenlager, das im Zentrum eines Kreisgrabens von etwa 8 m Durchmesser angetroffen wurde, eine Überraschung bereit: Beim Auslesen des Leichenbrandes fielen mehrere Stücke etwas abweichender Konsistenz auf, die eindeutige Bearbeitungsspuren zeigten. Bei diesen später als Hirschgeweih bestimmten Gerätfragmenten handelt es sich um sechs längliche Objekte mit abgerundeten Enden und rundem Querschnitt (Dm. max. 1,5 cm), von denen vier eine Durchlochung aufweisen und eines mit zwei Riefen verziert ist. Zwei zusammengehörende Fragmente zeigen 3 bzw. 4 Zierrillen. Bei den beiden mit 7,0 cm bzw. 7,5 cm längsten Bruchstücken ist die Durchlochung abgerundet-rechteckig ausgeführt (ca. 1,0 cm x 0,3 cm), sie befindet sich an einem Ende des Gegenstandes. Bei den übrigen ist eine nähere Aussage nicht möglich.

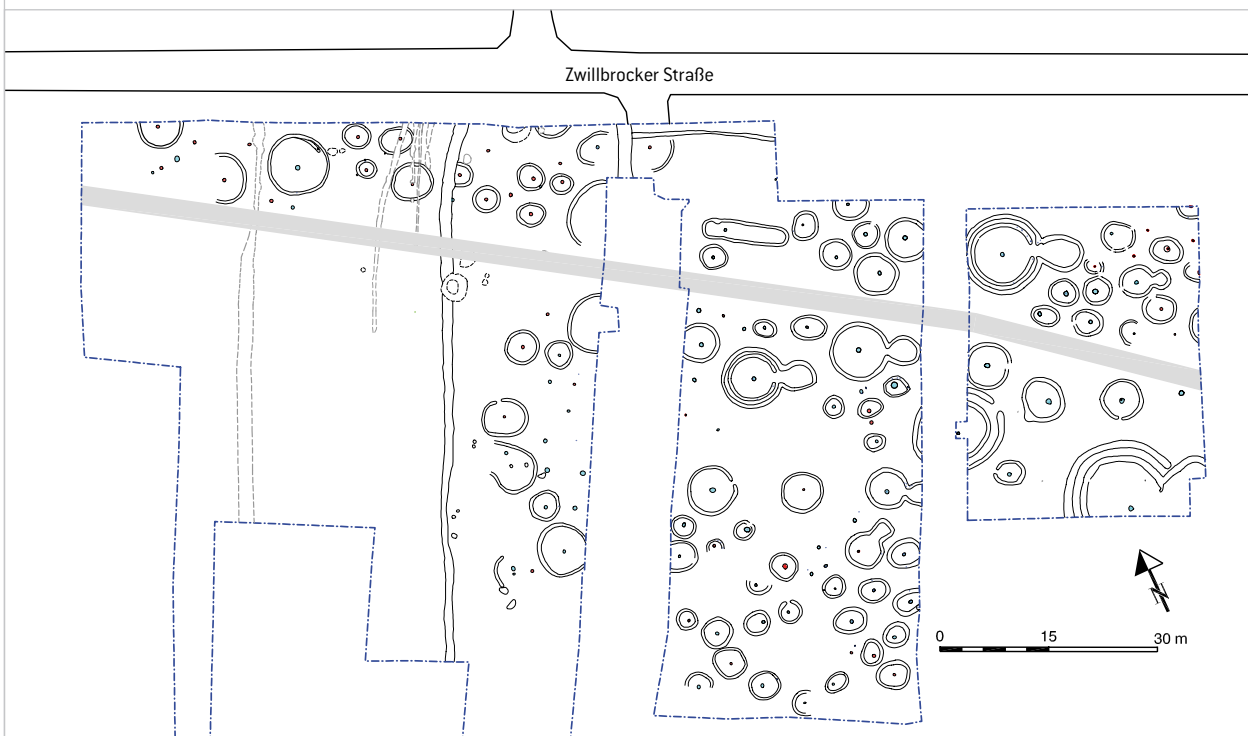
Wegen der stark fragmentierten Überlieferung ist die ursprüngliche Anzahl der Geweihstäbe letztlich nicht rekonstruierbar. Die sechs Endstücke belegen jedoch mindestens drei Objekte, wobei dann zumindest teilweise von einer Durchlochung beider Enden (und einer Mindestlänge von ca. 10 cm) auszugehen wäre.

Bemerkenswert ist, dass die Stücke aus dem Grab eines Mannes stammen, der in einem für bronzezeitliche Verhältnisse hohen Alter von über 60 Jahren starb. Bereits andersorts, z. B. in Schleswig-Holstein, war beobachtet worden, dass sich Geweihbeigaben besonders häufig in den Gräbern älterer Männer fanden.

Unklar ist zur Zeit noch die ehemalige Funktion der Geweihstäbe, zumal die Stücke nicht der landläufigen Definition von Knebelknöpfen entsprechen. Auch eine zunächst in Betracht gezogene Deutung als Stangenknebel eines Zaumzeugs – ähnlich dem Grabfund von Wildeshausen (Kr. Oldenburg) – scheidet wohl ebenfalls aus, da die Vredener Exemplare wesentlich graziler sind. Außerdem hätten sie auch in der Mitte eine Durchlochung haben müssen. Licht ins Dunkel dürften erst besser erhaltene Vergleichsfunde bringen.

Jürgen Gaffrey

„INFRASTRUKTUR“ IN DER BRONZEZEIT WESTFALENS? INDIZIEN FÜR WEGE UND VERKEHR



Der Weg durch das Gräberfeld von Vreden zeichnet sich nur als gräberfreie Schneise ab. Er verlief parallel zur nahe gelegenen Berkel.

Es ist natürlich eine Binsenweisheit, dass die Menschen in der Bronzezeit mobil waren. Anders wäre der Austausch von Gütern und Ideen durch ganz Europa, der sich im Sachgut widerspiegelt, nicht zu erklären. Gerade rohstoffarme Regionen wie Westfalen waren hierauf besonders angewiesen, um in den Besitz von Metallen zu kommen. Hierfür wie für den lokalen Austausch war eine gesicherte Infrastruktur Voraussetzung. Auch wenn der größte Teil des Warentransports sicher – wie noch zur Zeit der Kiepenkerle des nördlichen Münsterlands – zu Fuß oder mit Lasttieren erfolgte, so waren doch Rad und Wagen prinzipiell bekannt.

In Westfalen sind noch keine bronzezeitlichen Wagenteile gefunden worden, trotzdem lassen sie sich indirekt über Wegetrassen erschließen, die an diversen Stellen, insbesondere im Bereich jüngerbronzezeitlicher Friedhöfe entdeckt wurden.

Voraussetzung dafür sind natürlich großflächige Ausgrabungen – denn nur so kann ausgeschlossen werden, dass es sich um Zufallsspuren oder jüngere Wege handelt. Die Trassen fallen zunächst einmal nur als durchgängige Freiräume im Gräberfeldareal auf. So zieht sich bei dem Friedhof bei Warendorf-Neuwarendorf (→ Seite 61) ein mehrere Meter breiter, gräberfreier Streifen in Ost-West-Richtung durch den gesamten

Friedhof. Teilweise sind noch Fahrspuren bzw. beidseitige Gräben nachgewiesen, datierbar sind diese allerdings nicht. Auffällig ist, dass der Weg genau zwischen zwei großen Sandhügeln läuft, von denen zumindest einer in die Frühe Bronzezeit gehörte. Die ältesten Gräber in Neuwarendorf liegen allerdings weit entfernt von dem Weg. Dies mag ein Indiz dafür sein, die Entstehung des Weges erst in der Frühen Bronzezeit zu sehen, ein Beweis ist es aber sicher nicht. In der Jüngeren Bronzezeit kommt es zur Anlage von Gräbern mit sehr unterschiedlichen Einhegungen. Deutlich ist aber, dass sich die meisten und größten am Weg orientieren. Vor allem die zahlreichen Langbetten verlaufen mit einer Ausnahme alle parallel zum Weg. Weiter entfernt finden sich dann vermehrt einfache Urnengräber und solche mit kleinen Kreisgräben.

Ähnlich sieht es auch in Ibbenbüren „Auf'm Trüssel“ (Kr. Steinfurt) aus. Auch hier liegen an dem postulierten Weg Langbetten und große Kreisgräben, Gräber ohne Einhegung halten mehr Abstand. Die Beobachtung wiederholt sich in Vreden (Kr. Borken) bei dem Friedhof an der Zwillbrocker Straße, hier vielleicht als Vorläufer des heutigen Weges durch das Zwillbrocker Venn parallel zum Wasserlauf der Berkel.



Zu fragen ist natürlich, was zuerst vorhanden war: Weg oder Friedhof. In Warendorf schien es so, als seien die ältesten Gräber älter als der Weg. In Rheda-Wiedenbrück, Nordrheda-Ems (Kr. Gütersloh), drängt sich ein anderer Eindruck auf: Auch hier hat sich eine Trasse mit Fahrspuren erhalten, sie verläuft nahe an einer großen Kreisgrabenanlage vorbei – ähnlich wie in Warendorf. Auch die Langbetten östlich des Weges halten sich streng an seine Süd-Nord-Ausrichtung. Westlich der Trasse hingegen liegen einige Schlüsselochgräber, bei denen jeweils der „Bart“ in Richtung Weg weist. Die unterschiedliche Orientierung der Gräber beiderseits des Weges ist eigentlich nur erklärbar, wenn dieser schon existierte, als die Bestattungen angelegt wurden. Alle diese Beispiele haben eines gemeinsam: Die Friedhöfe liegen in der Nähe eines Flusses und der Weg verläuft jeweils parallel zum Fluss. Besonders auffällig ist das wiederum in Nordrheda, wo die Ems in Süd-Nord-Richtung fließt. Hier weichen auch die Gräber von der sonst üblichen Ost-West-Ausrichtung ab. In Rheine-Mesum (Kr. Steinfurt) herrscht die Ausrichtung Nordwest-Südost vor – auch hier parallel zur Ems. Bemerkenswert ist, dass alle diese Beispiele an größeren Flüssen wie Ems oder Berkel liegen, während ähnliches bei anderen Friedhöfen nicht zu beobachten ist. Will man nicht annehmen, dass sich die Gräber an den Flüssen ausrichteten, wird man eher sagen dürfen, dass die ausschlaggebenden Wege parallel zum Fluss verliefen, in der Regel dann auf gewässernahen, aber hochwasserfreien Flächen. Diese Wege

dürften dann auch eher eine Rolle im Fernverkehr als im lokalen Austausch gehabt haben. Im Hinterland war man wahrscheinlich freier in der Wahl seiner Routen. Vorauszusetzen ist somit ein System aus gewässerbegleitenden Wegen entlang der größeren Flüsse und individuellen, an die jeweiligen Gegebenheiten angepassten Wegen abseits davon. Selbstverständlich wurden auch die Flüsse als Verkehrswege genutzt. Dies belegen Funde von Einbäumen und nicht zuletzt die Schiffsdarstellung auf dem Rasiermesser aus Ibbenbüren (→ Seite 120 f.). Bis weit in das Mittelalter war der Gütertransport zu Wasser die schnellste und wirtschaftlichste Alternative.

Etwas anders ist es allerdings in Dortmund-Oespel: Hier durchschneidet der Alte Hellweg das Gräberfeld in Ost-West-Richtung, an die sich auch die Gräber halten, während das Gewässernetz Nord-Süd verläuft.

Über die Rekonstruktion des Wegenetzes hinaus wirft die Situation auch ein Licht auf das Verhältnis der Lebenden zu „ihren“ Toten. Ganz augenscheinlich waren die Gräber, war der Friedhof auf Repräsentation angelegt. Besonders die Langbetten – noch dazu mit Totenhäusern – müssen einen imposanten Anblick geboten haben. Ähnlich wie die Grabdenkmale an römischen Straßen dienten sie sicher der Zurschaustellung des eigenen Wohlstandes, aber anders als Denkmäler der Totenverehrung nicht nur für die eigene Gemeinschaft, sondern auch für jeden, der hier seines Weges zog.

Christoph Grünewald

In Nordrheda konnte der Weg durch Karrenspsuren eindeutig belegt werden.

Er teilt den Friedhof in zwei unterschiedliche Hälften.

Literatur: Gaffrey 2008; Grünewald 2002; Verlinde 1979.

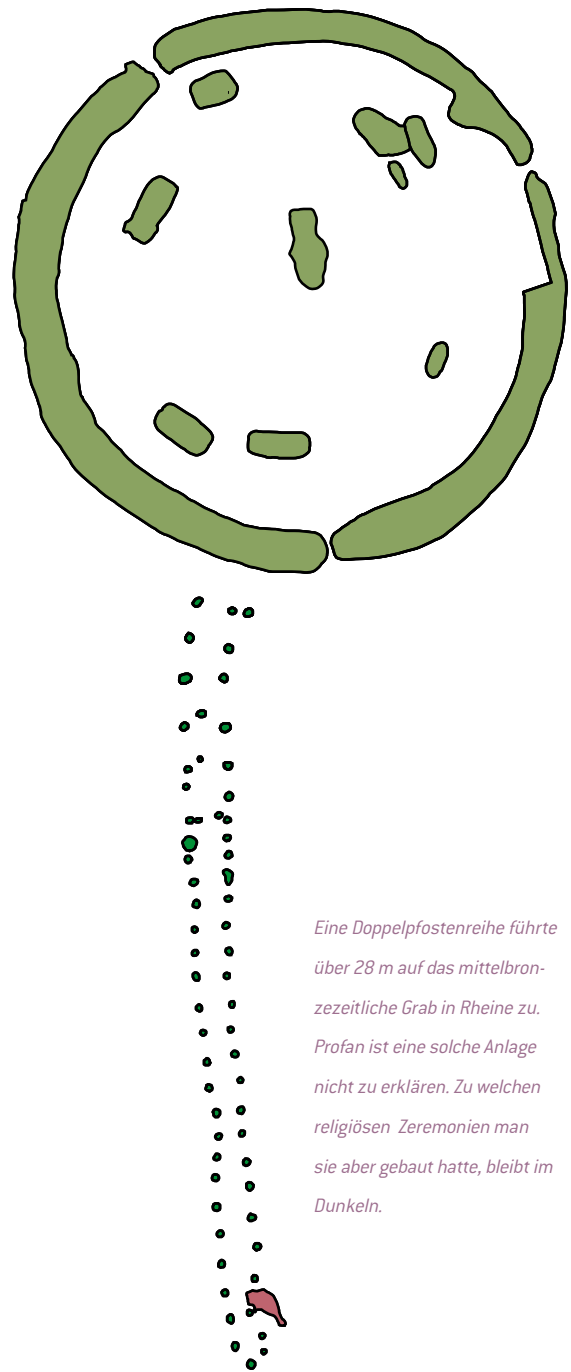


ZUR BRONZEZEITLICHEN RELIGION

Dass das Alltagsleben der Menschen in der Bronzezeit von Religion geprägt war, erscheint zwar naheliegend, ist aber nicht leicht zu belegen. Religion kann man nicht haptisch erfassen. Die Archäologie ist eine historische Methode, die auf konkrete Objekte angewiesen ist, um die Verhältnisse in vergangenen Zeiten beurteilen zu können. Da mangels schriftlicher Überlieferung andere historische Untersuchungsverfahren für die Bronzezeit nicht anwendbar sind, werden wir die Religion der Bronzezeit zwar wohl nie zufriedenstellend fassen können, konkrete Indizien für diese sind aber wohl auszumachen.

Die Gräber liefern eindeutige Hinweise für den Ahnenkult. In Bad Wünnenberg-Haaren (Kr. Paderborn) hat man nach der Beerdigung eines alten Mannes und einer jungen Frau (→ Seite 133) ein Feuer am Rande der Grabgrube angezündet. Nur weil es gerade zu kalt war? Wohl kaum. Es wird vielmehr zu einer rituellen Handlung gehört haben. Erst nach deren Vollendung hat man die Grube zugefüllt und den Grabhügel aufgeschüttet. In Borchen-Etteln (Kr. Paderborn) hatte man hingegen die Leichen verbrannt, deren Überreste den Hinterbliebenen länger in einer Art Hütte zugänglich blieben (→ Seite 59). Als es dann darum ging, den jeweiligen Grabhügel zu errichten, hat man die provisorischen Holzbauten einfach abgebrannt. Ähnlich müssen die Menschen an der Ems mit den Totenhäusern von Rheda-Wiedenbrück (Kr. Gütersloh), Telgte und Warendorf (beide Kr. Warendorf) umgegangen sein – auch wenn wir von dort keine Brandspuren kennen (→ Seite 146 f.). Nach Ablauf einer rituell bestimmten Zeit wird die Trauergemeinde die dortigen Holzbauten beseitigt haben, um den Grabhügel aufschütten zu können.

Überall da, wo die Gräber mit Baulichkeiten unterschiedlichster Art versehen waren, waren die Verhältnisse wohl ähnlich. Eine kreisförmige Grabeneinhegung mit einer Erdbrücke auszustatten, hat nur Sinn, wenn dadurch die Innenfläche bege-



Eine Doppelpostenreihe führte über 28 m auf das mittelbronzezeitliche Grab in Rheine zu. Profan ist eine solche Anlage nicht zu erklären. Zu welchen religiösen Zeremonien man sie aber gebaut hatte, bleibt im Dunkeln.



bar und eine (verbrannte und) dort aufgebahrte Leiche zugänglich wird. Es muss also vielfach zwischen Exponierung der Überreste der Toten und endgültiger „Beerdigung“ unter dem Grabhügel eine Zeit gegeben haben, die wir heute „Abschiednehmen“ nennen würden und die damals eher der Ausübung eines Totenkultes diente (falls Abschiednehmen und Totenkult im Endeffekt nicht mehr oder weniger identisch sind).

Der Toten- oder Ahnenkult endete aber nicht mit der Errichtung des Grabhügels. Das belegen die Schlüsselloch- und Langgräben mit Vorhof der Emsgruppe. Denn der Vorhof wurde offensichtlich meistens nicht überschüttet, wobei es allerdings Ausnahmen gibt (→ Seite 135 ff.). Er blieb durch den Graben als Bereich des beerdigten Toten klar definiert und in Einzelfällen sogar auch über eine Erdbrücke zugänglich. Scherben sogenannter Opferschalen, die regelmäßig in den Grabenköpfen beiderseits der Erdbrücken gefunden werden, lassen Totenfeiern vermuten.

Hier ist auch auf das rätselhafte Grab von Olsberg-Gevelinghausen (Hochsauerlandkreis) hinzuweisen (→ Seite 112 f.). Von Bedeutung ist dabei nicht nur die Tatsache, dass eine prächtige bronzene Amphore, eine absolute Rarität, als Urne verwendet wurde, sondern auch die Verzierung dieses Gefäßes, die u. a. Sonnensymbole, Vogel-Barken und Vogel-Sonnen-Barken umfasst. Eine ganze Mythologie offenbart sich, die allerdings für Westfalen selbst vielleicht nicht relevant war. Im Dekor der einheimischen Grabkeramik finden sich jedenfalls derartige Motive nicht wieder.

Was die Religion betrifft, so ist jenseits der Gräber noch ein Blick auf die Hortfunde zu werfen. Hortfunde zeugen erst einmal von Wirtschaft: Ich besitze etwas und will es vor Dieben schützen, um es zu behalten, zu vererben oder später ver-

kaufen zu können. Ich kann auch Metallschrott gesammelt haben, den ich so lange verstecken will, bis ich dazu komme, ihn einzuschmelzen. Ich kann aber schließlich reich genug sein, um einen Teil meines Besitzes den Göttern abgeben zu können, damit sie für mich und meine Familie sorgen. Man unterscheidet sogenannte Mehrstückhorte (die eigentlichen Depots) und Einstückhorte. Hier wurden einzelne Gegenstände an auffälligen Stellen wie Flüssen, Mooren oder Bergkuppen niedergelegt, sodass wir annehmen müssen, dass sie nicht wieder ausgegraben werden sollten. Sicher waren es Opfer.

Aber um welche Götter geht es hier? Wenn man sich die Fundstellen der Opferungen ansieht, kommt man bald darauf, dass es sich bei den Göttern um Naturkräfte handelte. Am überzeugendsten ist in dieser Beziehung wohl der Hortfund von Hausberge an der Porta Westfalica (Kr. Minden-Lübbecke). Die wertvollen Waffen, die er umfasst, wurden nicht an einer beliebigen Stelle des Weserufers deponiert, sondern genau dort, wo der Fluss das landschaftsprägende Wiehengebirge durchbricht. Über den religiösen Hintergrund der Hortfunde lässt sich sonst herzlichst streiten. Besonders bemerkenswert sind aber dabei die Schwerter von Hagen-Kaisberg (→ Seite 107 f.), die Armringe von Olfen (Kr. Coesfeld) (→ Seite 106) und die Beilhorte der Jungbronzezeit. (→ Seite 110 f.).

Religiös bedingt sein kann auch die Bestattungstradition, die in manchen Gräberfeldern wie Lünen-Wethmar (Kr. Unna) (→ Seite 118) und Münster-Gittrup (→ Seite 116 f.) nachzuweisen ist. Einen Einblick in die Glaubensvorstellungen der bronzezeitlichen Menschen gewähren auch die Orakelsteine von Rhede (Kr. Borken) (→ Seite 115) und die Schiffsdarstellung auf einem Rasiermesser von Ibbenbüren (Kr. Steinfurt) (→ Seite 120 f.).

Daniel Bérenger

KUPFERNE DOPPELÄXTE AUS GRASTRUP-HÖLSEN

Beim Sandabbau in der Sandgrube des Gutes Hündersen in Grastrup-Hölsen, Stadt Bad Salzufen (Kreis Lippe), wurden in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zwei eigenartige Funde entdeckt.

Bei den nicht nur für die Region Ostwestfalen-Lippe absolut ungewöhnlichen Funden handelt es sich um zwei langschmale, doppelschneidige Kupfer-Äxte (Doppeläxte) mit kleinem Schäftungsloch in der Mitte. Extrem dünn und schmal mit leicht verbreiterten Schneiden haben sie nicht mehr viel mit den steinernen Äxten des Endneolithikums gemein. Sie sollten aber auch für lange Zeit die einzigen Metalläxte in Westfalen bleiben – bis weit in die Vorrömische Eisenzeit hinein bevorzugte man Beile ohne Schäftungsloch. Form und Material der beiden unterschiedlich großen Äxte sprechen für eine Datierung an den Übergang vom Endneolithikum zur Frühbronzezeit (Länge der kleineren Axt: 27,4 cm; Breite der Schneiden: 4,0 cm und 3,7 cm; Länge der größeren Axt: 35,0 cm; Breite der Schneiden: 5,0 cm).

Metallanalysen lassen vermuten, dass das Rohmaterial aus Spanien oder Portugal stammt.

In der Wissenschaft werden Äxte dieser Form als Typ „Zabitz“ bezeichnet; die besten Vergleichsstücke kennen wir aus Mitteleuropa mit einem Verbreitungsschwerpunkt südlich der Elbe. In dem genannten Zeithorizont gibt es Doppeläxte in vielen Gebieten – von England bis Kreta und Mesopotamien. Vielfach werden sie nicht als echte Waffe oder Gerät gedeutet, sondern als Zeremonialgegenstand. Für die Doppeläxte aus Grastrup-Hölsen kann man sich das leicht vorstellen: Das Loch für den Stiel ist so klein, dass dieser beim ersten Hieb durchgebrochen wäre.

Für ihre Interpretation ist von Bedeutung, dass beide Äxte zusammen in der Nähe der Bega geborgen wurden, eines kleinen Nebenflusses der Werre, die ihrerseits in die Weser fließt. Allgemein kennen wir aus der Bronzezeit zahlreiche Depot- oder Hortfunde, bei denen es sich um bewusst niedergelegte Objekte handelt. Sicher wurden die Doppeläxte aus Grastrup-Hölsen mit Absicht deponiert: vielleicht als Opfer nach Abschluss der Zeremonien, bei denen sie verwendet wurden. So geben die beiden Fundstücke einen kleinen Einblick in die Geisteswelt der Frühen Bronzezeit. *Elke Treude*

Literatur: Kibbert 1980; Luley 1988; Nahrendorf (in Druckvorbereitung); Sudholz 1964.



Einzigartig in Westfalen: Zwei kupferne Doppeläxte mit kleiner Durchlochung aus Grastrup-Hölsen.



SAMMELN UND GEBEN: HORTFUNDE DER FRÜHEN MITTELBRONZEZEIT

Drei Hortfunde sind für den Beginn der Mittelbronzezeit in Ostwestfalen prägend. Alle drei lagen ursprünglich unweit eines Passes durch die zwei Gebirgsketten, die die Region von Südost nach Nordwest durchqueren und damit die Führung der alten Fernwege bestimmten: den Teutoburger Wald in Höhe von Bielefeld und das Wiehengebirge südlich von Minden („Porta Westfalica“). Der Fund von Borgholzhausen-Oldendorf enthielt drei beschädigte Beilklingen und das Bruchstück einer Lanzenspitze. In Halle-Oldendorf (beide Kr. Gütersloh, westlich von Bielefeld) fand man Fragmente von zwei Beilklingen und einer Lanzenspitze. Die Zusammensetzung dieser Funde (nur zerbrochene Stücke) deutet darauf hin, dass sie von Bronzegeißern versteckt wurden. Wahrscheinlich wollten sie sie später zurückholen und als Grundstoff für künftige Gussvorgänge nutzen. Dazu kam es aber nicht mehr.

Ganz anders geartet ist der Hort von Hausberge bei Porta Westfalica (Kr. Minden-Lübbecke). Dort lagen zwei verzierte Beilklingen und eine Dolchklinge in der östlichen Wange des Weserdurchbruchs durch das Gebirge. Alle Stücke waren voll funktionsfähig – nur das eine Beil war an der Schneide beschädigt (vielleicht bei der Entdeckung?). In diesem Fall wird es sich nicht um ein Materialdepot, sondern wohl um eine Votivdeponierung gehandelt haben. Der Besitzer dieser damals sicherlich wertvollen Waffen wird sie der Gottheit der Weser an der Stelle gewidmet haben, wo der Fluss eindrucksvoll durch das Gebirge bricht.

Daniel Bérenger

Literatur: Kibbert 1980; Kubach 1983.



Der Hortfund aus Halle-Oldendorf: Bronzeschrott zum Einschmelzen?



Die prunkvollen Waffen aus Porta Westfalica (Hausberge) hingegen waren sicher ein Opfer für die Götter.



EIN TOPF MIT 18 RINGEN

In Westfalen gibt es „Verkehrsknotenpunkte“, die immer wieder Funde aus verschiedenen Epochen liefern. Dazu gehört auch Olfen (Kr. Coesfeld). Nicht nur die Römer waren dort, auch in der Bronzezeit muss das Gebiet schon so erschlossen gewesen sein, dass sich jemand veranlasst sah, um 1300 vor Chr. insgesamt 18 Armringe in einem Gefäß zu opfern – aus welchem Grund, das wissen wir nicht. Drei der (erhaltenen) offenen rundstabigen Ringe mit verjüngten Enden tragen ein eingepunztes Fischgrätmuster, die anderen sind unverziert.

Für westfälische Verhältnisse bildeten die 18 Armringe einen ungeheuren Reichtum. Vielleicht war der Besitzer dieser Ringe kein Einheimischer. Jedenfalls sind die Ringe in Westfalen fremd. Parallelen für Form und Verzierung finden wir in Süddeutschland und im Elsass. Auch das Gefäß hat keine Entsprechungen in unserem Raum.

Dass wir den Hortfund heute bestaunen können, ist keineswegs selbstverständlich. Die 18 Ringe und Scherben des Tongefäßes wurden im Frühjahr 1957 beim Sandabbau südwestlich von Olfen entdeckt. Der Finder übergab sie dem Baggerfahrer, der sie als modern einstufte. Glücklicherweise behielt er sie aber in seinem Besitz, lediglich zwei zerbrochene Exemplare warf er weg. Als das Heimatmuseum in Datteln wiedereröffnet wurde, erinnerte er sich an den Fund und gab seine Informationen weiter. 15 Ringe und die Scherben des Gefäßes wurden dem damaligen Landesmuseum für Ur- und Frühgeschichte in Münster (heute LWL-Museum für Archäologie, Westfälisches Landesmuseum Herne) übergeben. Ein Ring war zuerst nicht auffindbar, bei einer Aufräumaktion eines Wohnwagens kam er zufällig wieder zum Vorschein; er gelangte in das Hermann-Grochtmann Museum in Datteln.

Gisela Schumacher-Matthäus

Literatur: Aschemeyer 1959; Sudholz 1964.

Vergraben im Sand: Der Hortfund aus Olfen war in der Bronzezeit ein Vermögen wert.





KAMPF, PRUNK, OPFER: DIE PRACHTSCHWERTER VON HAGEN-KAISBERG

Die drei prachtvollen Bronzeschwerter von Hagen-Kaisberg wurden bereits vor mehr als 125 Jahren (1876) beim Bau der Eisenbahnstrecke von Hagen-Vorhalle nach Dortmund am südöstlichen Fuß des „Kaisberges“ ohne nähere Fundumstände gefunden. Man darf davon ausgehen, dass sie zu einem Hort gehörten. Leider wurde der Fund sogleich auseinander gerissen (vielfach wurde als Fundort „Herdecke“ angegeben), deshalb ziert heute je ein Schwert das LWL-Museum für Archäologie in Herne, das Ruhr-Museum Essen und das Museum der Grafschaft Mark auf der Burg Altena.

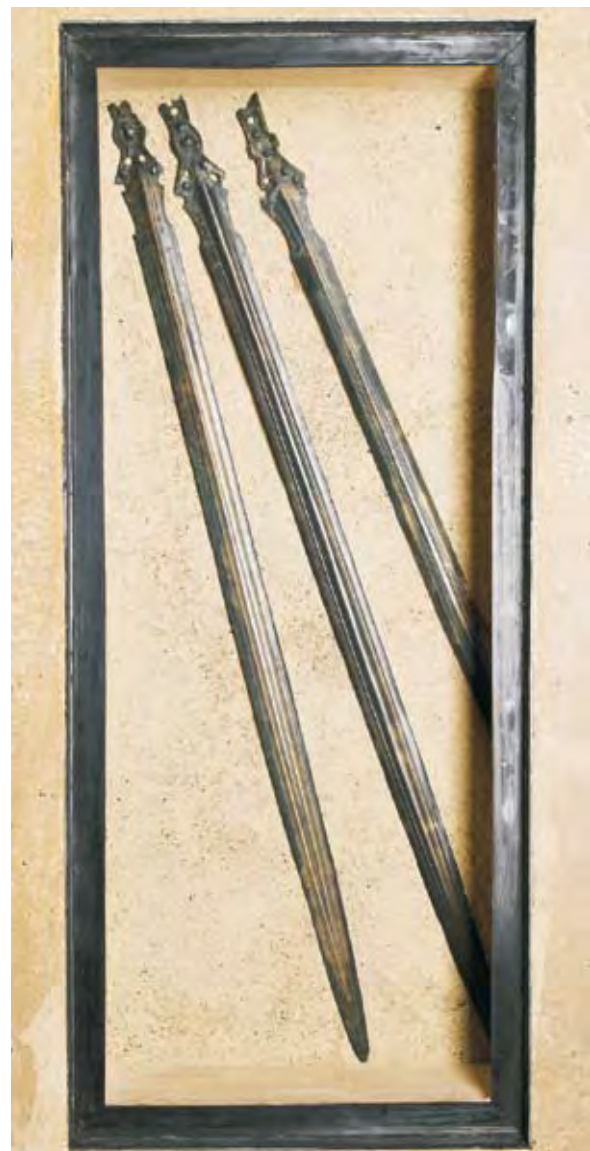
Die drei Schwerter gehören zu einer in Mitteleuropa weitverbreiteten Gruppe von jungbronzezeitlichen Langschwertern. Da ihnen der ehemals aus vergänglichem Material (Knochen, Horn, Holz oder gar Elfenbein?) bestehende Griff fehlt, werden sie als Griffzungenschwerter bezeichnet. Ihre Länge beträgt ca. 85 cm, ihr Gewicht jeweils etwas über 1000 g. Zwei der drei Schwerter gleichen sich sehr, auch in ihrer eingepunzten Verzierung. Sie wurden vielleicht von demselben Schwertfeger gegossen. Wenn wir die sicherlich ebenfalls qualitativ gearbeiteten, aber verlorenen Griffe hinzunehmen, verkörpern die drei Schwerter einen erheblichen Wert, sowohl hinsichtlich der Menge der benötigten Bronze (man kann ca. 100 Nadeln daraus herstellen) als auch des Arbeitsaufwandes. Allein die komplizierte Fertigungsweise legt nahe, dass nicht alle Handwerker, vor allem „dörfliche“, in der Lage waren, solch hochwertige Schwerter herzustellen, ihre Herstellung also in spezialisierten Schwertfegerwerkstätten vorgenommen wurde.

Die drei Schwerter gehören zu einer markanten Gruppe von reich verzierten Hiebschwertern, die offenbar in der Zeit von ca. 1000 bis 900 vor Chr. in einem Gebiet gebraucht wurden, das vom östlichen Frankreich bis zum Karpatenbecken, vom Voralpenland bis nach Norddeutschland und Dänemark reicht. Zwei der drei Schwerter sind dem Schwerttyp „Großauheim, Variante Kesselstadt“ und das dritte dem Typ „Mâcon“ zuzurechnen. Diese Typbezeichnungen weisen auf die jeweiligen Fundkonzentrationen im Untermaingebiet und in Burgund hin,

Regionen, in denen die Schwerter auch gefertigt worden sein dürften. Bislang sind insgesamt etwa 45 Schwerter dieser Art bekannt. Einige davon tragen auch das zeittypische Vogelsymbol, wie es in klassischer Weise auf der Amphore von Olsberg-Gevelinghausen (Hochsauerlandkreis) zu sehen ist (→ Seite 112 f.).

Da bei diesen Schwertern ihre Griffzunge im Verhältnis zu der langen, schweren Klinge relativ klein und dünn ist, wurde vermutet, dass sie für den Schwertkampf untauglich waren.

Die bronzezeitlichen Schwerter von Hagen-Kaisberg: erst kostbare Waffen und Rangabzeichen, dann Opfer für die Götter.





Auch ihre Überlieferung als Gewässerfunde oder Hortfunde vom festen Land (wie Hagen-Kaisberg?) wurde für eine Interpretation solcher Schwerter als Weihegaben oder Prunkwaffen herangezogen. Einige technische Untersuchungen aus den letzten Jahren haben ergeben, dass zwischen Fertigung und Funktion eines Schwertes eine strukturelle Wechselwirkung besteht. Drei Kategorien sind hinsichtlich der Funktionen von Schwertern, nicht nur der Langschwerter, zu unterscheiden: als Waffe, als sozialer Marker und als Votiv- bzw. Kultgegenstand. Aber nicht bei jedem Stück können sie voneinander getrennt werden. Aus anderen Regionen Zentralmit-

teleuropas, in denen Schwerter häufiger in Gräbern liegen, wissen wir, dass der Schwertträger die wichtigste Rolle im sozialen Leben der Jungbronzezeit einnahm. Es diente ihm nicht nur als Waffe, sondern vor allem als soziales Abzeichen seiner bevorzugten Stellung. Von daher ist es naheliegend, dass Schwerter auch als reine Symbole oder als Kultobjekte dienten. Möglicherweise wurden die „fremden“ Schwerter von Hagen-Kaisberg irgendwo erbeutet und ihr neuer Besitzer weihte sie im Zuge von Kulthandlungen, so wie später die Germanen ihre erbeuteten Waffen in Mooren niederlegten.

Sandra Fleschenberg / Albrecht Jockenhövel



DIE „STEIGBÜGELRINGE“ AUS MÜNSTER-HANDORF

Von ausgesuchter Qualität sind vier hohlgegossene Bronzeringe, die 1868 beim Ausbau einer Eisenbahnstrecke in Münster-Handorf, Bauerschaft Dorbaum, gefunden wurden.

Von ihrer Verzierung und Ausführung her bilden sie zwei Paare, die gemeinsam als Hortfund in die Erde gelangt sind. Ein Gefäß konnte nicht nachgewiesen werden, vielleicht lagen sie in einem Holzkästchen oder waren in Leder oder Stoff eingehüllt. Es handelt sich auf jeden Fall um eine absichtliche Deponierung, vielleicht um ein Opfer an die Götter.

Die Verzierung besteht bei einem Ringpaar aus konzentrischen Kreisen und punktgesäumten Winkelbändern, beim anderen Ringpaar aus Halbkreisbögen und strichgefüllten Dreiecken. Allen vier Ringen gemeinsam sind Gruppen kräftiger Querrippen.

Die Ringe stehen in der Tradition massiv gegossener, anfangs noch offener Ringe aus der Zeit um 1000 vor Chr., die im Laufe der Jahrzehnte immer voluminöser wurden und daher hohl gegossen werden mussten. Die Ringe aus Handorf sind an das Ende der Entwicklung zu stellen, sie werden um 800 vor Chr. hergestellt worden sein.

Der Guss dieser Ringe und auch die sichere Hand bei der Anbringung der Verzierung verraten uns, dass Experten am Werk waren.

Die frühen Formen sind von der Schweiz bis zum Mittelrhein gefunden worden, bei den Ringen in der Art wie die in Handorf gefundenen reicht die Verbreitung bis in die norddeutsche Tiefebene. Drei Ringe aus Sinsheim-Steinsfurt (Rhein-Neckar-Kreis), heute im Hessischen Landesmuseum Kassel, stehen ihnen sehr nahe. Diese Ringfunde sind ein weiterer Beleg dafür, dass gerade zum Ende der Bronzezeit die Vernetzung weit auseinander liegender Gebiete, sei es durch Handel, sei es durch „politische“ Verbindungen, noch einmal aufblühte.



Experten am Werk: Gußtechnik und Verzierung der „Schwurringe“ aus Münster-Handorf verraten den Spezialisten.

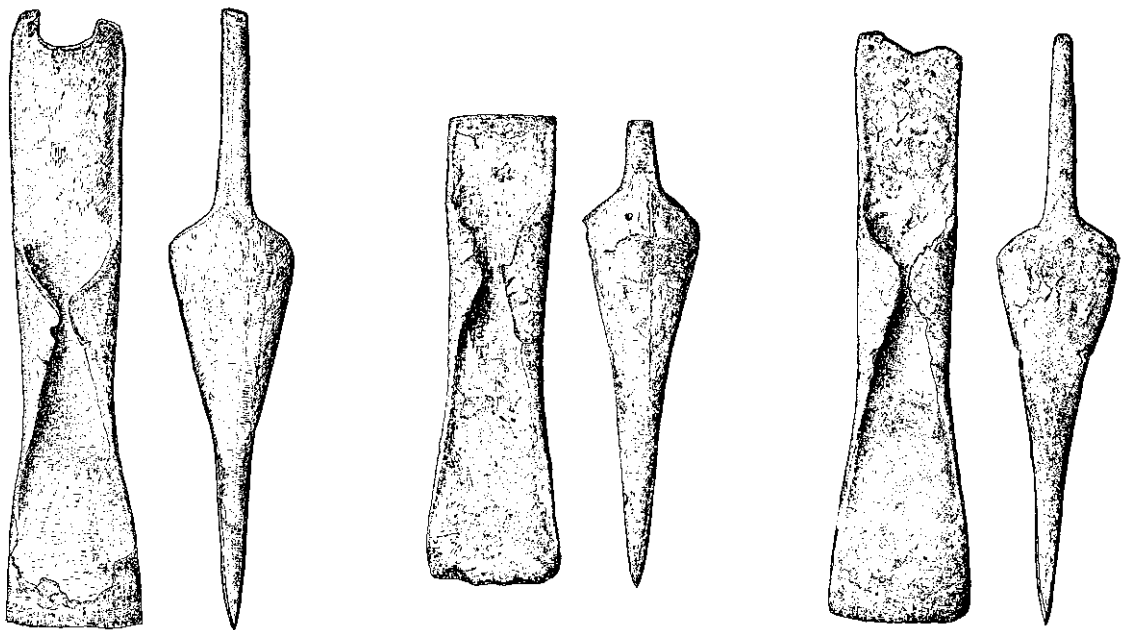
Die Funktion der Ringe ist sicher nicht im profanen Bereich zu suchen. Der innere Durchmesser von maximal 7 cm bzw. 8 cm kann das Handgelenk eines Erwachsenen zwar umschließen, allerdings ist das Überziehen und Abnehmen, wenn überhaupt, nur schwer möglich. Um diese Ringe von anderen zu unterscheiden, nennt man sie ihrer Form wegen „Steigbügelringe“. Es gibt Überlegungen, dass es sich um sogenannte Schwurringe handeln könne, allerdings kennt man diese aus verschiedenen Kulturkreisen nie paarig und sie sind immer offen. Man geht jedenfalls nicht Fehl, den Ringen zeremoniellen Charakter beizumessen.

Gisela Schumacher-Matthäus

Literatur: Aschemeyer 1966; Geisberg 1869.



Versteckt im Gräberfeld: der Hortfund aus Löhne-Obernbeck.



Aus einer Gussform: die Lappenbeile aus dem Hortfund von Bad Wünnenberg-Haaren.



BEILE FÜR MORGEN ODER FÜR DIE EWIGKEIT? HORTFUNDE DER JUNGBRONZEZEIT

Bei der geringen Anzahl von Hortfunden in Westfalen fallen drei Depots aus der Jungbronzezeit auf. Sie enthielten jeweils eine beschädigte oder unbrauchbare Beilklinge und mehrere vollständige, funktionsfähige Beile. Diese Horte haben vieles gemeinsam und sind dennoch weder wirklich gleichaltrig noch kulturgeschichtlich vergleichbar.

Am ältesten ist der ostwestfälische Fundkomplex aus Bad Wünnenberg-Haaren (Kr. Paderborn), der vielleicht noch aus dem 12. Jahrhundert vor Chr. stammt. Er enthielt drei gussgleiche Lappenbeile, die eine ostmitteleuropäische Form verkörpern. Etwas jünger, wohl noch aus dem 10. Jahrhundert vor Chr., ist das Fundensemble aus Löhne-Obernbeck (Kr. Herford) im nordöstlichen Westfalen. Hier fanden sich mehrere Lappenbeile einer vor allem in Nordhessen und Ostwestfalen geläufigen Form und ein nordisches Tüllenbeil. Das westmünsterländische Depot von Dülmen-Merfeld (Kr. Coesfeld) umfasste fünf Tüllenbeile nordwesteuropäischer Prägung.

Den Menschen, die diese weitestgehend funktionsfähigen Beilklingen vergraben und versteckt haben, war die kulturgeographische Herkunft dieser Gegenstände vermutlich unbekannt und höchstwahrscheinlich gleichgültig. Ihnen ging es vielmehr darum, Dinge, die einen bestimmten Wert darstellten, zu sichern. Aber wofür? Für sie und ihre Nachkommen oder für göttliche Wesen?

Die Beantwortung dieser Frage fällt nicht leicht, zumal archäologische Nachuntersuchungen, die den Kontext hätten klären können, nicht stattgefunden haben. Leider sind alle Funde schon vor langer Zeit entdeckt worden. Nur das weitere Umfeld vermag uns ein wenig zu helfen. Das Depot von Bad Wünnenberg-Haaren wurde in der Nähe einer alten Süd-Nord-Landverbindung gefunden, die später, im Mittelalter, als „via regia“ (Königsweg) galt. Der Fund hängt möglicherweise unmittelbar mit dem Handel zusammen und ist als zeitweiliges Versteck unweit dieser Verkehrsachse zu deuten.

Die Horte von Löhne-Obernbeck und Dülmen-Merfeld stammen hingegen aus Gräberfeldern jener Zeit. Diese Standorte mögen wegen ihrer vermeintlichen Ruhe für Warenverstecke ausgewählt worden sein. Sie deuten aber auch durch die Verbindung mit dem vorauszusetzenden Ahnenkult eine religiöse Motivierung an, die beim jetzigen Kenntnisstand allerdings nicht präzisiert werden kann.

Daniel Bérenger

Literatur: Kibbert 1984.



Von dem spätbronzezeitlichen Hort aus Dülmen haben sich nur zwei Tüllenbeile im Stadtmuseum Coesfeld erhalten – ursprünglich waren es fünf.



DIE BRONZEAMPHORE VON GEVELINGHAUSEN: „VOGEL-SONNEN-BARKE“ IN WESTFALEN

Als 1961 am Ortsrand von Gevelinghausen (heute Gemeinde Olsberg, Hochsauerlandkreis) eine „Urne von grünlichem Schimmer mit Knochen“ gefunden worden war, konnte man nicht ahnen, einen „Jahrhundertfund“ der mitteleuropäischen Bronzezeit vor sich zu haben. Es stellte sich heraus, dass es sich um eine Brandbestattung handelte, bei der der Leichenbrand eines zunächst als Frau, später als Mann im Alter von 20 bis 40 Jahren bestimmten Individuums in einem Leinensäckchen gesammelt worden war. Das Säckchen wurde zusammen mit zwei kleinen Knochenplättchen in dem bronzenen Großgefäß, dem in der Antike schon ein Querhenkel fehlte, deponiert. Nach Vergleichen mit verwandten Gefäßen wurde die Amphore spätestens im 9./8. Jahrhundert vor Chr. hergestellt: Eine Radiokarbondatierung lieferte eine Zeitspanne von ca. 772 bis 400 vor Chr.; es ist nicht auszuschließen, dass das Gefäß als traditionsreiches Stück noch länger in Gebrauch war und erst in der Eisenzeit, aus der im Gegensatz zur ausgehenden Bronzezeit im Hochsauerland mehr Funde vorliegen, in den Boden gekommen ist.

Das einem tönernen Zylinderhalsgefäß sehr ähnliche bronzenne Großgefäß ist von hervorragender handwerklicher Qualität und verkörpert nicht nur einen hohen Arbeitsaufwand – seine Herstellungszeit kann auf ca. 3 bis 4 Wochen veranschlagt werden –, sondern seine Ornamentik transportiert eine zentrale Symbolik der Jungbronzezeit. Insgesamt wurden vier Bleche ausgeschmiedet, zusammengefügt und zusammengenietet. Übersät ist die Bronzeamphore mit in Reihen und Kreisen angeordneten Punkten und Buckeln unterschiedlicher Größe und Durchmesser; insgesamt kann die Zahl der Einschläge auf ca. 10 500 Buckel berechnet werden. Im Zentrum der Ornamentik steht das für die Jungbronzezeit Mitteleuropas zentrale Motiv der sogenannten „Vogel-Sonnen-Barke“: Eine aus mehreren konzentrischen Kreisen, die teilweise bereits innen mit einem Zirkel vorliniert wurden, bestehende „Sonne“ wird von einer „Barke“ entweder unter- oder oberhalb halbkreisförmig umfahren, die in stilisierte Vogelköpfe (von Enten oder Schwänen?) ausläuft.

Aus der Bronzezeit Zentralmitteleuropas sind nur wenige bildnerische Zeugnisse bekannt. Ihre keramischen und metallenen Erzeugnisse sind zumeist mit einfachen geometri-



Jahrhundertfund aus Westfalen: die Bronzeamphore aus Gevelinghausen.

Die Sonne im Zentrum, darunter ein Boot, das an beiden Seiten in einen Vogelkopf ausläuft: die Vogel-Sonnen-Barke.





In den Griff waren zwei Bronzeringe eingehängt.

Einzigste Beigabe des Mannes aus Gevelinghausen: zwei verzierte Knochenplättchen.



schen, zeichenartigen Mustern verziert. Es gibt nur wenige Plastiken von Tieren und Menschen. Desto bedeutender sind die wenigen Abbildungen aus der Jüngerer Bronzezeit, von denen die wichtigste die „Vogel-Sonnen-Barke“ ist. Dieses Symbol ist verbreitet von Siebenbürgen über Zentralmitteleuropa bis nach Südkandinavien, aber auch in Ober- und Mittelitalien ist es zu finden. Dort hat unsere Amphore ihre beste Entsprechung in einem reichen Kriegergrab von Veio (im alten Etrurien, nordwestlich von Rom). Das so verzierte Bronzegeschirr gehörte als Luxusgut zur Ausstattung von Trinkgelagen und Kultfeiern. Vogelbarken oder auch nur Vogelprotome (vogelförmige Fortsätze) tragen dann eine Vielzahl weiterer kostbarer Bronzeobjekte, wie Helme, Panzer, Beinschienen, Schwerter, Lanzen spitzen, bronzene Teile von hölzernen Wagen, Messer oder Rasiermesser. Es sind alle, bis auf letztere, vorwiegend Gegenstände kriegerisch-militärischen Charakters. Sie geben nicht nur Aufschluss über Rang und Stellung des jeweiligen Besitzers, sondern binden ihn gleichsam in eine gemeinsame mythisch-religiöse Sphäre ein. Es ist sicherlich kein Zufall, dass die weite Verbreitung des Bildes der „Vogel-Sonnen-Barke“ zeitlich zusammenfällt mit der Durchsetzung einer neuen Bestattungsart, der Leichenverbrennung. Die Forschung ist heute der Auffassung, dass sich im Zuge geistig-religiöser und sozialer Wandlungen das gesamte Symbolfeld der „Vogel-Sonnen-Barke“ als gemeineuropäischer Glaubensinhalt durchsetzte. Die Vögel sind vielleicht mit schamanistischen Vorstellungen von der Wanderung der Seele oder mit dem Lauf der immer wiederkehrenden Sonne in Verbindung zu bringen.

Neben den Amphoren von Gevelinghausen und Veio gibt es in Europa nur noch etwa ein halbes Dutzend weiterer Vergleichsfunde, darunter eine Gruppe in Norddeutschland und Dänemark, die offenbar aus einer dort tätigen Werkstatt stammt. Eine solche Amphore lieferte das berühmte „Königsgrab“ von Seddin in der westlichen Mark Brandenburg. Wie, wann und warum die Amphore von Gevelinghausen in das in der Jungbronzezeit kaum besiedelte Hochsauerland kam, ist bis heute rätselhaft. In der Nähe verläuft zwar ein vorneuzeitlicher Höhenweg, aber auch andere Interpretationen, wie Geschenk oder Raubgut, kämen in Frage. Ein regionaler Zug ist ihre letzte Verwendung als Urne.

Albrecht Jockenhövel



EINE IMPOSANTE GRABANLAGE DER SPÄTEN BRONZEZEIT AUS ENSE-BREMEN

Auf dem Gräberfeld von Ense-Bremen (Kr. Soest) (→ Seite 38) gibt es auch mehrere Langgräben, von denen zwei zweifelsfrei in die Späte Bronzezeit zu datieren sind.

Einer dieser beiden Langgräben, der in den Jahren 1973/74 ausgegraben wurde, hatte mit etwa 46 m Länge und 5 m Breite eine imposante Größe. Etwa mittig darin fanden die Ausgräber die zugehörige Bestattung, ein Brandgrab.

Dieses Brandgrab steht in der Tradition der sogenannten Brandskelettgräber (→ Seite 127), ist aber doch von diesen zu unterscheiden. Die Grabgrube war 1,4 m lang, 0,7 m breit und hatte eine rundlich-längliche Form. Das wäre fast ausreichend, um darin einen Erwachsenen in unverbranntem Zustand zu bestatten. Der Leichenbrand war zwar in der Mitte des Grabschachtes ausgestreut worden, nicht aber über die gesamte Länge der Grabgrube verteilt. An beiden Enden der Leichenbrandstreuung standen jeweils zwei Beigefäße; es waren also insgesamt vier Gefäße beigegeben worden. Darin befanden sich ursprünglich wohl Speisen oder Getränke für den Verstorbenen. Vier weitere Gefäße fanden sich – in zerscherbtem Zustand – im Sohlbereich des Grabens. Sie gingen vermutlich bei Ritualen zu Bruch, bei denen des Verstorbenen gedacht wurde.

Die Keramikgefäße lassen in Form und Verzierungen deutliche Bezüge zur Urnenfelderkultur und Niederrheinischen Grabhügelkultur erkennen.

Aus der Grabanlage liegt auch ein C^{14} -Datum vor, das die Datierung in die Späte Bronzezeit unterstützt, denn es weist in die Zeit um etwa 1000 vor Chr. **Stephan Deiters**



Profilschnitt durch das Brandgrab in Ense-Bremen. Zu erkennen sind die Leichenbrandstreuung und zwei Beigefäße.



Diese Keramikgefäße stammen alle aus der Grabanlage. Vier davon lagen in der Grabgrube, vier weitere fanden sich zerscherbt im Sohlbereich des Grabens.



„ORAKELSTEINE“ IN GRÄBERN

In den Brandgräbern der Jüngerer Bronzezeit Westfalens finden sich außer dem Leichenbrandbehältnis, also der Urne oder einem – natürlich mittlerweile vergangenen – Beutel aus organischem Material, und gelegentlich mitgegebenen Beigefäßen relativ selten auch Gegenstände des persönlichen Gebrauchs oder Schmuckstücke bzw. Trachtbestandteile aus Bronze.

Vereinzelt beobachtet man aber auch zunächst befremdliche Objekte in Gräbern, deren Sinn und Bedeutung sich einem nicht sofort, manchmal auch nie erschließt. Zu solchen Beigaben gehören die in zwei Bestattungen des Gräberfeldes Rhede (Kr. Borken) aufgefundenen Ensembles außergewöhnlich geformter Steine.

Grab 127, die Bestattung eines erwachsenen Mannes, enthielt außer einem kleinen Beigefäß eine Sammlung von 13 ausgesuchten Steinen. So ähnelt ein Stein einem Pferdefuß, einer Halbmond, ein anderer wiederum sticht durch seine Bänderung hervor. Auffallend ist auch ein Bergkristall in dieser Kollektion. Ebenso ein Feuerstein, der aus drei zusammenfügbaren Stücken besteht. Bei allen Steinen handelt es sich eindeutig um Naturspiele, die bewusst gesammelt und zusammengestellt worden waren.

In Grab 141 war eine erwachsene Frau beigelegt, der ebenfalls eine, wenn auch kleinere Ansammlung von vier ausgefallenen Steinen mit in das Grab gegeben worden war.

Durch die anthropologische Bestimmung der Leichenbrände ist deutlich geworden, dass es sich bei diesen Steinen nicht um Kinderspielzeug handeln kann. Denkbar ist eine Deutung als „kultische“ Objekte, z. B. als Orakelsteine, die zur Voraussage der Zukunft gedient haben könnten, oder als Amulettsteine. Beide Interpretationen bleiben natürlich spekulativ! Aus anderen Gräberfeldern Westfalens sind bisher vergleichbare „Kollektionen“ nicht bekannt, aber in Südwestdeutschland wurden vereinzelt besondere Steinformen und auch Versteinerungen in Gräbern vorgefunden.

Eine profane Erklärung einer solchen Sammlung ist natürlich auch möglich, wenn man die 18 sogenannten „Maaseier“, das sind gleichmäßig abgerollte eiförmige Feuersteine, betrachtet, die in einem eisenzeitlichen Hausgrundriss in Borken gefunden wurden. Vielleicht hatte hier nur der damalige Bewohner des Hauses Spaß an den Kuriositäten gefunden und sie zur eigenen Erbauung aufgesammelt.

Nicht auszuschließen ist aber auch, dass es sich in Borken um ein „Gründungsdepot“ gehandelt hat. **Birgit Mecke**



Orakelsteine oder Kuriositätenkabinett – wozu dienten die Steine aus Rhede?





Immer den Bagger im Nacken: Archäologen legen in Münster-Gittrup eine bronzezeitliche Grabanlage frei.

BEVORZUGTES WOHNEN AM FRIEDHOF: MÜNSTER-GITTRUP

Das durch eine außergewöhnliche Zahl und Vielfalt an Bronzefunden gekennzeichnete Gräberfeld von Münster-Gittrup (→ Seite 154 f.) ist durch seine Grabanlagen unterschiedlichster Form und Zeitstellung innerhalb der Bronzezeit von großer Bedeutung für die Forschung. Ähnlich wie in Warendorf-Neuwarendorf (Kr. Warendorf) (→ Seite 61) ist eine lange Belegungszeit des Friedhofes nachweisbar.

Das auf der südlichen Emsterrasse im Bereich einer Sandgrube gelegene, mehrere Hektar große Areal, das von 1976 bis 1992 mit Unterbrechungen archäologisch untersucht wurde, weist auch zahlreiche Hausgrundrisse und Gruben des frühen Mittelalters auf, die eine Besiedlung bis in das 9. Jahrhundert nach Chr. belegen.

Erste Spuren von Menschen fassen wir allerdings durch einige Bestattungen der jungsteinzeitlichen Trichterbecherkultur. Zusammen mit zwei endneolithischen Bechern in schwach erkennbaren Grabgrubenresten ganz in der Nähe liegen hier die ersten Gräber des nach und nach anwachsenden Gräberfeldes vor.



Mehrere große Grabhügel, die zum Teil später von Hausgrundrissen des 7. bis 8. nachchristlichen Jahrhunderts überlagert wurden, schließen sich zeitlich an. Einer dieser Hügel mit noch etwa 17 m Durchmesser war über einer zentralen, mannslangen Grabgrube aufgeschüttet worden, in der eine Feuersteinklinge gefunden wurde. Ein weiterer, sogar 30 m umfassender Hügel mit doppeltem Kreisgraben barg drei Süd-Nord-gerichtete Grabschächte aus der Frühen Bronzezeit. Zwei parallele Pfostenreihen führten von Südosten auf diese mächtige Anlage zu. Wir haben es hier mit einem sogenannten Dromosgrab zu tun, wie es auch andernorts in Westfalen entdeckt wurde (→ Seite 123 und 131 f.).

Etwas jünger zu datieren sind zwei Langgrabenanlagen aus parallel geführten Gräbchen mit Innenpfosten und Vorhof vom Typ „Warendorf“, die im Zentrum je ein Leichenbrandnest bargen. Die älteren Grabanlagen konzentrieren sich im Wesentlichen im östlichen und nördlichen Abschnitt des Gesamtareals. Sie rahmen leicht halbkreisförmig ein großes Gräberfeld der Jüngeren Bronzezeit und Älteren Vorrömischen Eisenzeit ein, das schon bei der ersten Grabungskampagne im Westen der durch Sandabbau bedrohten Fläche mit zahlreichen Kreis- und Schlüssellochanlagen zutage getreten war.

Etwas 25 Schlüssellochgräben verteilen sich recht gleichmäßig über das Gesamtareal, lediglich im westlichen Bereich fehlen sie. Sie sind alle annähernd west-östlich orientiert und zwischen 5 und 11 m lang. Strukturen innerhalb der Schlüssellocher wie Gräben oder Pfostensetzungen (→ Seite 146 f.) konnten in Gitttrup nicht nachgewiesen werden. Die Keramik aus den Schlüssellochgräben beschränkt sich auf unverzierte doppelkonische Formen.

Neben den fünf früh- bis mittelbronzezeitlichen großen Kreisgrabenanlagen wurden auch noch 21 Kreisgräben der Jüngeren Bronzezeit ergraben, die in der Mehrzahl zwischen 3 und 6 m Durchmesser hatten. Urnenbestattungen und Leichenbrandnester waren etwa gleichmäßig auf diese Grabform verteilt.

Einen Hinweis auf das ursprüngliche Erscheinungsbild einiger Grabanlagen vermitteln etwa 45 Brandbestattungen im Zentrum verschieden großer Kreise aus gelblichem Sand, die von einem Kranz aus sogenannten Bleichsand umgeben waren. Vermutlich handelt es sich dabei um die Überreste ehemaliger Überhügelungen, die auch schon in anderen Friedhöfen nachgewiesen werden konnten (→ Seite 135 ff.). Ein interessantes Detail: Etwa die Hälfte dieser Gräber enthielt jeweils zwei oder sogar drei Bestattungen.

Der westliche Bereich des untersuchten Friedhofareals wird markiert durch etwa 50 Bestattungen, die keinerlei Umhegung durch Kreis- oder Schlüssellochgräben aufwiesen. Etwa zwei Drittel davon waren Urnengräber. Die letzten Grabungskampagnen zeigten durch das Auffinden zahlreicher Verfärbungen, die durch die Wurzelteller umgestürzter oder gerodeter Bäume entstanden sind, westlich dieser Bestattungen, dass man hier wohl eine Grenze des Gräberfeldes erreicht hatte. Hier muss in der Bronzezeit ein Wald gestanden haben.

Vereinzelte Keramikfunde mit gerauher Wandung oder einem Dekor, das Anklänge an früheisenzeitliche Urnen in Niedersachsen hat, lassen erkennen, dass die Belegung des Gräberfeldes nicht mit der Bronzezeit endet. Diese „jungen“ Bestattungen sind aber an einer Hand abzuzählen!

Was sonst selten gelingt, war in Gitttrup gegeben: Auch Teilbereiche einer bronzezeitlichen Siedlung, deren ehemalige Bewohner auf dem angrenzenden Gräberfeld bestattet worden sind, konnten hier ergraben werden. Und auch für die Siedlung gilt wie für das Gräberfeld, dass wir es hier mit „besonderen Verhältnissen“ zu tun haben: Innerhalb eines von vier Pfosten begrenzten Grundrisses fand sich als kleine Sensation ein gegossenes Bronzebecken der Jüngeren Bronzezeit (→ Seite 17)! **Birgit Mecke**



Funktion unbestimmt!

Auch dieser kleine

Ring fand sich im

Gitttruper Gräberfeld.



KONTINUITÄT IM GRÄBERFELD: LÜNEN-WETHMAR

In Lünen-Wethmar, nördlich der Lippe im Kreis Unna gelegen, wurde im Jahr 1989 im Vorfeld der Neubebauung eines Geländes ein frühmittelalterlicher Friedhof entdeckt. Neben West-Ost- und Nord-Süd-orientierten Körperbestattungen des 6. bis 8. Jahrhunderts kamen auch gleichaltrige Pferdebestattungen zutage.

Ältere Belegungsphasen auf diesem Friedhof kündigten sich durch Urnen- und Brandschüttungsgräber der Römischen Kaiserzeit aus den ersten zwei nachchristlichen Jahrhunderten an. Aber es wurde schon im Verlauf des dritten Grabungsjahres klar, dass dieser Platz noch früher als Bestattungsareal genutzt worden war. Darauf ließ ein angeschnittener Schlüsselochgraben im westlichen Bereich der zur Untersuchung anstehenden Fläche schließen.

Die weiteren Ausgrabungen brachten dann Klarheit: Neben dem etwa 9 m langen Schlüsselochgraben, dessen Vorhof eine Öffnung nach Süden aufweist, fand sich westlich benachbart ein Langgraben mit halbrunden Schmalseiten von 16 m Länge. Langbetten dieser Art ohne Innenstrukturen und ohne Vorhof werden als „Langbetten vom Typ Elsen“ zusammengefasst. Sie kommen schon in Periode IV nach dem Chronologiesystem von Otto Montelius vor, sind aber auch noch bis in die Frühe Vorrömische Eisenzeit zu verfolgen. Die zentrale Bestattung in der Lünener Anlage barg eine Leichenbrandstreuung in einer „mannslangen“ Grabgrube, also eines der charakteristischen Brandskelettgräber (→ Seite 127). Dies spricht für eine Entstehung der Gesamtanlage spätestens am Beginn der Jüngerer Bronzezeit.

Möglicherweise ist ein breit-ovaler Grabenzug mit einer geraden und einer halbrunden Schmalseite nördlich des Schlüsseloches auch der Rest eines Langbettes; eine Bestattung wurde allerdings nicht vorgefunden.

Außer diesen Umhegungsgräben wurden noch vier Kreisgräben mehr oder weniger komplett erfasst, außerdem lagen noch vereinzelt Urnenbestattungen ohne Einfriedung zwischen den Grabbauten. Die bronzezeitlichen Gräber sind von zahlreichen Spuren vor allem des 6. und 7. Jahrhunderts überlagert worden, aber auch völkerwanderungszeitliche Grabstellen waren hier zu finden. Was den Fundplatz Lünen-Wethmar besonders auszeichnet, ist die lange Belegungsdauer des Friedhofes von der Jüngerer Bronzezeit bis in das 8. Jahrhundert nach Chr. Die Kontinuität wird eigentlich bisher nur durch das Fehlen eisenzeitlicher Grablegen unterbrochen, aber diese mögen vielleicht noch unter nicht ausgegrabenem Gelände liegen.

Birgit Mecke

Literatur: Schubert 1999; Trier 1995.



Blick auf einen Teil der bronzezeitlichen Grabanlagen von Lünen-Wethmar, von Süden gesehen. Rechts unten zeichnet sich ein Schlüsselochgrab ab.



WAFFEN UND GEFÄSS IM WASSER: KIESGRUBENFUNDE AN DER MITTELWESER

Aus einer Kiesgrube in Petershagen-Hävern (Kr. Minden-Lübbecke) stammt nicht nur ein Messer mit Doppel-T-förmigem Griff (→ Seite 19), sondern auch eine reich verzierte Dolchklinge von fast 27 cm Länge. Form und Verzierung erinnern an Vorbilder in Nord- und Süddeutschland sowie besonders im weiteren Umfeld des Knickes zwischen Mittel- und Oberweser. Die Dolchklinge ist in einen frühen Abschnitt der Mittleren Bronzezeit einzustufen, während das erwähnte Messer bereits in die Jüngere Bronzezeit gehört. Über die Deutung solcher Fluss- oder Kiesgrubenfunde, die Funde aus mehreren Perioden erbrachten und daher nicht mit einem einzigen Ereignis (Opfer, Niederlegung, Verlust) zu erklären sind, gibt es bereits eine umfangreiche Literatur. Reine Verlustfunde sind unsere Stücke nach Parallelen aus der Saône in Ostfrankreich oder aus dem Rhein bei Xanten nicht unbedingt. Im Falle von Petershagen ist eher davon auszugehen, dass es sich um Votiv- oder Opfergaben handelte.

Weiter flussaufwärts stellen wir an der Porta Westfalica ähnliche Verhältnisse fest. Beilklingen, Lanzenspitzen und ein Lanzenschuh (eine Bewehrung des unteren Endes einer Lanze) sowie ein jungbronzezeitliches Schwert aus Bronze wurden dort nach und nach bekannt. Sie lassen sich ebenfalls als Votivgaben deuten. Im Porta-Durchbruch selbst ist auf den Hortfund von Hausberge hinzuweisen, der in diesem Buch bereits als Opfergabe gedeutet wurde (→ Seite 105). Er datiert in die Frühe Mittelbronzezeit. Es kommt ein zweihenkeliges Gefäß hinzu, das im benachbarten Friedhof von Wittenhusen bei Porta Westfalica Entsprechungen findet. Es stammt definitiv nicht aus dem Gräberfeld, sondern war in einem, in der Jungbronzezeit noch offenen Altarm der Weser bewusst versenkt worden.

Zwischen Porta Westfalica und Petershagen liegt Minden an der Weser, wo zwei Griffzungenschwerter im Flussbett selbst oder in einer Sandgrube in der Talaue zum Vorschein kamen. Schwertklingen der Jüngeren Bronzezeit kommen in ostwestfälischen Gräbern nicht, Lanzenspitzen normalerweise nur sehr selten vor. Es stellt sich daher die Frage, ob wir es bei den genannten und anderen Funden nicht generell mit Gaben an die Götter zu tun haben. **Daniel Bérenger**



Goldfarbene glänzende Bronze: Die Lagerung unter Wasser hat verhindert, dass der Dolch aus Petershagen-Hävern die sonst übliche grüne Patina (Oberfläche) erhielt.



EIN RASIERMESSER MIT SCHIFFSDARSTELLUNG AUS DEM GRÄBERFELD „AUF'M TRÜSSEL“



Scheinbar ein ganz gewöhnliches Brandgrab. Noch ahnt niemand, dass diese doppelkonische Urne eine außergewöhnliche Beigabe enthält ...

Ibbenbüren, „Auf'm Trüssel“: Nordisches Rasiermesser mit Schiffsmotiv. Länge des Messers: 7,8 cm. Welche Bedeutung hatte wohl die ungewöhnlich schlichte Bootsdarstellung?

Der Brandgräberfriedhof im Süden von Ibbenbüren (Kr. Steinfurt) erbrachte neben dem bereits vorgestellten Angelhaken (→ Seite 69) einen weiteren für Westfalen singulären Fund: ein Rasiermesser mit Schiffsdarstellung.

Das aus Bronze gefertigte Rasiermesser lag in einer schlanken doppelkonischen Urne, die ohne erkennbare Grabeinhegung beigelegt war. Als weitere Beigabe war eine etwa 20 cm lange Vasenkopfnadel erhalten, deren gekrümmter Schaft eine Riefenverzierung trägt. Der Bestattete selbst konnte anhand des Leichenbrandes als junger Mann im Alter von 20 bis 30 Jahren bestimmt werden.

Das einschneidige Rasiermesser nordischen Typs (L. 7,8 cm, B. bis 2 cm, D. 0,1 cm) hat einen zurückgebogenen Griffabschluss, der eine degenerierte Spirale darstellt. Vorder- und Rückseite weisen entlang des oberen und unteren Randes partiell eine eingepunzte einfache Punktreihe auf. Das Boot hingegen ist nur auf einer Seite des Messers dargestellt. Es besteht im Wesentlichen aus vier parallelen Ritzlinien, die zum Bug hin in einem Winkel von etwa 30° abknicken. Oberhalb verlaufen zwei weitere Linien etwas versetzt und vermitteln den Eindruck, dass hier die Rückwand des Bootes in perspektivischer Sicht dargestellt werden sollte. Das Heck wird durch eine kurze Linie im Winkel von 120° begrenzt. Unter dem Kiel des Bootes befindet sich eine weitere Punktreihe, deren Ausführung den eingangs erwähnten randlichen Punkten entspricht.





In Skandinavien finden sich bronzezeitliche Schiffsdarstellungen auch als Felsbilder. Das abgebildete Beispiel stammt aus Schweden (Fossum, Provinz Bohuslän). Die rote Farbgebung ist modern und verdeutlicht das sonst nur schwer erkennbare Motiv.



Die Vasenkopfnadel gehörte zur Tracht des Mannes aus Ibbenbüren.



Die Darstellung von Schiffen auf Rasiermessern ist im Nordischen Kreis, insbesondere im dänisch-niedersächsischen Raum weit verbreitet, wobei das Motiv in der Regel sehr detailliert und künstlerisch hochwertig ausgeführt ist. Meist haben die dargestellten Schiffe geschwungene, hochgezogene Steven, die in einem mehr oder weniger stilisiert dargestellten Tierkopf enden können. Bisweilen sind auch Menschen als Bootsinsassen bzw. Ruderer dargestellt. In dieser Form wird dem Schiffsmotiv allgemein ein religiös-mystischer Hintergrund zugesprochen.

Demgegenüber grenzt sich die Bootsdarstellung auf dem Ibbenbürener Messer deutlich ab: Hier findet sich die Darstellung eines eher „gewöhnlich“ anmutenden Plankenbootes, fast so, als habe es der Künstler nach einem direkten Vorbild graviert. Dass solche Boote (mit einer Länge bis zu 16 m) tatsächlich in der Jüngeren Bronzezeit benutzt wurden, ist im Übrigen durch entsprechende Funde im Ärmelkanal bei Dover (GB) belegt.

Insbesondere die schlichte Ausführung der Bootsgravur spricht wohl am ehesten für eine lokale (Einzel-?)Anfertigung. Dabei dürften dem Graveur durchaus die im Norden üblichen, aufwändiger gestalteten Vorbilder bekannt gewesen sein. So sind zum Beispiel randlich eingepunzte Punktreihen dort ein häufiges Zierelement. Welche Bedeutung die Bootsdarstellung für den Besitzer des Ibbenbürener Rasiermessers hatte, ob die schlichte Darstellungsart lediglich eine Frage des „künstlerischen“ Talents war oder ob bewusst auf eine religiös-kultische Verfremdung verzichtet wurde, wird wohl für immer ungeklärt bleiben.

Jürgen Gaffrey





GRABWESEN, GRÄBER UND GRÄBERFELDER

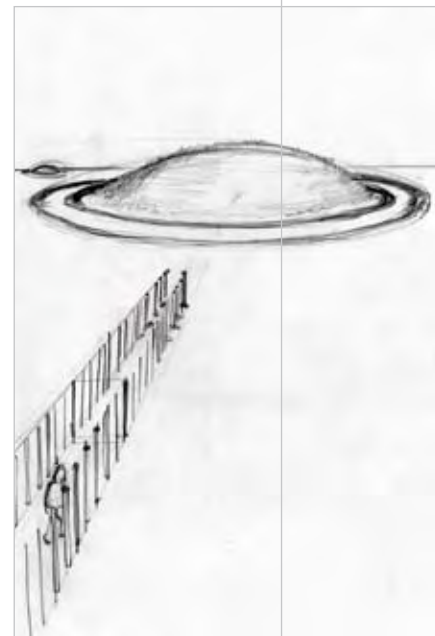
Die Bestattungssitten der Frühen und Mittleren Bronzezeit stehen noch weitgehend in jungsteinzeitlicher Tradition. Weiterhin üblich waren Körperbeisetzungen, die anfangs noch in seitlicher Hockerstellung, in der Mittleren Bronzezeit zunehmend in gestreckter Rückenlage erfolgten. Dabei konnte bei letzteren insbesondere in Ostwestfalen relativ häufig die Verwendung von Baumsärgen nachgewiesen werden. Aufschluss über die Lage der Toten ist meist nur noch über Bodenverfärbungen zu erhalten, da sich die Skelette (wie auch andere organische Materialien) im Regelfall nicht über die Jahrtausende erhalten haben. Beispiele für solche „Leichenschatten“ haben die Grabungen in Rheine-Altenrheine (Kr. Steinfurt) erbracht (→ Seite 126). Dass zu allen Zeiten mit Sonderformen und Ausnahmen im Bestattungsbrauch zu rechnen ist, belegt im Übrigen eindrucksvoll ein frühbronzezeitliches Kindergrab aus Ostbevern-Schirl (Kr. Warendorf) (→ Seite 128).

Über den Grablegen wurde im Regelfall, wie schon in der späten Jungsteinzeit, ein meist großer, weithin sichtbarer Grabhügel errichtet. Die einzeln oder in kleineren Gruppen überlieferten Hügel wurden aus dem jeweils vor Ort anstehenden Material gefertigt, sodass ihr Erscheinungsbild regional stärker variieren kann. So können Hügel aus Sand bis 30 m Durchmesser erreichen, während die kleinsten Steinhügel einen Durchmesser von weniger als 5 m haben. Fast regelmäßig lassen sich Einhegungen des Grabbezirks feststellen, wobei neben Kreis- und (vereinzelt) Polygonalgräben vor allem Pfostenringe und Steinkränze in zahlreichen Variationen gebräuchlich sind. In dieser Abgrenzung des Grabbereichs wird meist eine symbolische Bedeutung gesehen: die Trennung der Welt der Toten von der Welt der Lebenden.

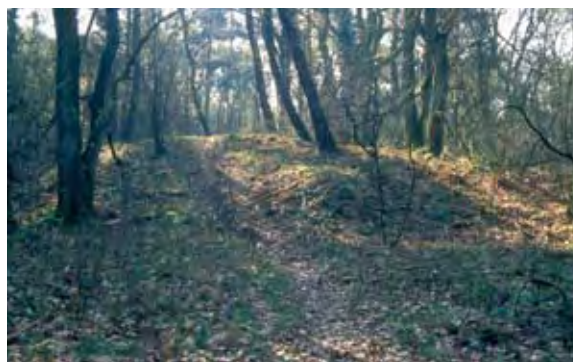
Gezielte Untersuchungen von Grabhügeln sind heute selten, da die wenigen noch vorhandenen Geländedenkmäler für die Nachwelt erhalten bleiben sollen. Unvermeidbar, aber sehr aufschlussreich waren zum Beispiel die Hügelgrabungen in Bielefeld-Quelle (→ Seite 130), Wünnenberg-Haaren (Kr. Paderborn) (→ Seite 133) und Oerlinghausen (Kr. Lippe). Die Ergebnisse solcher Ausgrabungen führten zur Einrichtung eines archäologischen Lehrpfades in Schlangen-Oesterholz (Kr. Lippe); neben zwei interessanten Rekonstruktionen kann hier auch eine Gruppe großer Grabhügel in Originallage bewundert werden (→ Seite 134).

Relativ häufig finden sich in den mittelbronzezeitlichen Grabanlagen mehrere Beisetzungen, die aber sicher nicht gleichzeitig, sondern in unbestimmten Abständen erfolgten. Es liegt nahe, hier Familiengrabstätten zu vermuten.

Ein Phänomen im Zusammenhang mit Grabhügeln der Mittleren Bronzezeit ist der sogenannte „Dromos“, eine viele Meter lange Doppelpfostenreihe, die geradlinig auf eine Bestattung ausgerichtet ist. Einer Interpretation als real nutzbarer Zuwegung stehen meist einzelne Pfostensetzungen (Sperrern?) im Innenraum entgegen. Unter anderen erbrachten die Ausgrabungen in Münster-Handorf einen eindrucksvollen, 36,40 m langen Dromos, der hier auf einen Kreisgraben von 13,40 m Durchmesser zuläuft (→ Seite 131 f.).



Grabhügel mit Pfostenallee.



„Hövelsberg“ in Velen-Ramsdorf: mit 25 m Durchmesser einer der größten Grabhügel Westfalens.



Profilschnitt durch ein Knochenlager mit zwei Beigefäßen (Gräberfeld Vreden-Zwillbrocker Straße).

Mit Beginn der Jüngerer Bronzezeit tritt ein einschneidender Wandel im Bestattungsbrauch ein: der Übergang von der Körper- zur Brandbestattung. Noch eng an alte Traditionen knüpfen die „Brandskelettgräber“ an, bei denen die aus dem Scheiterhaufen ausgelesenen Brandreste noch in mannslangen Grabgruben – bisweilen in anatomisch richtiger Anordnung – ausgelegt wurden. Eine weitere frühe Variante sind Beisetzungen, bei denen der Leichenbrand zwar schon in kompakter Form, aber immer noch in körpergrabähnlichen Schächten bestattet wurde (→ Seite 127).

Recht bald wird es jedoch üblich, den aus den Scheiterhaufenrückständen ausgelesenen Leichenbrand in Behältnissen aus Keramik oder organischen Materialien (z. B. Lederbeutel oder Holzkästchen) zu sammeln und in kleinen Grabgruben beizusetzen. Da sich letztere – im Gegensatz zu den durch die Feuereinwirkung kalzinierten Knochenresten – nicht erhalten haben, präsentieren sich diese Beisetzungen heute als kompakte Knochenlager bzw. „Leichenbrandnester“.

Mit den Brandbestattungen treten neue Formen von Grabeinhegungen in Erscheinung: Langbetten oder Langgräben und schlüssellochförmige Anlagen, die in ihrem Innenraum Pfostensetzungen sogenannter „Totenhäuser“ aufweisen können.

Zwei der frühesten Beispiele, ein Langgraben vom Typ „Vledder“ und eine Schlüssellochanlage mit Doppelgraben stammen aus Warendorf-Neuwarendorf (Kr. Warendorf) (→ Seite 36 f. und 146 f.). Ohne direkte Parallele ist bisher die mit 72 m Länge größte schlüssellochartige Grabanlage aus Datteln-Natrop-Klostern (Kr. Recklinghausen). Auch sie gehört an den Anfang der Jungbronzezeit (→ Seite 139 f.). Im Laufe der Jungbronzezeit treten die drei Grundformen der Grabeinhegungen, Kreis-, Lang- und Schlüssellochgräben, in scheinbar unendlich vielen Variationen und Kombinationen auf. Auch nach vielen Jahrzehnten Forschungsarbeit führt noch immer fast jede neue Ausgrabung eines Gräberfeldes zu einer Erweiterung des bekannten Formenspektrums. Beispiele für die Vielfalt der Grabeinhegungen geben u. a. die Gräberfelder Telgte-Raestrup (Kr. Warendorf) (→ Seite 145), Warendorf-Neuwarendorf (→ Seite 36 f.), Borken-Hoxfeld (Kr. Borken) (→ Seite 39) und Dortmund-Oespel. In Rhede (Kr. Borken) und Rheda-Wiedenbrück (Kr. Gütersloh) konnte beobachtet werden, dass kleine Kreisgräben mit Durchmessern um zwei Meter besonders häufig um Kindergräber herum angelegt wurden (→ Seite 144). Auch in der Jüngerer Bronzezeit blieb es üblich, die Gräber



mit Hügeln zu überdecken. Diese haben jetzt aber im Normalfall wesentlich geringere Ausmaße als in den vorangegangenen Zeitabschnitten. Entsprechend sind heute nur noch wenige Stellen mit obertägig erhaltenen Grabhügeln der Jungbronzezeit bekannt, während die großen Grabhügel der vorausgehenden Zeitabschnitte noch relativ häufig im Gelände lokalisierbar sind. In Velen-Ramsdorf (Kr. Borken) und Dülmen-Welte (Kr. Coesfeld) sind heute neben den „normalen“ Rundhügeln auch noch überhögelte Langgrabenanlagen zu besichtigen (→ Seite 142 f.). Und im Gräberfeld Rheine-Hauenhorst (Kr. Steinfurt) konnten in den 1930er Jahren überhögelte Schlüsselochgräber dokumentiert werden (→ Seite 135 ff.). Indirekte Hinweise auf längst vergangene Grabhügel erbrachten die Grabungen in Münster-Gittrup (→ Seite 116 f.). Die meist sehr ausgedehnten Brandgräberfelder sind kennzeichnendes Element der westfälischen Jungbronzezeit. Friedhöfe mit mehreren Hundert Bestattungen sind keine Seltenheit; so konnten beispielsweise in Borken-Hoxfeld über 400 Bestattungen ausgegraben werden, in Warendorf-Neuwarendorf waren es 341, in Dortmund-Oespel mindestens 300, in Münster-Gittrup über 250 und in Bottrop etwa 360 Gräber. Da bisher kein Gräberfeld vollständig ausgegraben werden konnte, dürfte die ursprüngliche Zahl der Bestatteten noch erheblich höher liegen, zumal auch in den untersuchten Bereichen immer mit einem gewissen Verlust durch Erosion und Bodeneingriffe (z. B. Ackerbau) zu rechnen ist. So ist in

Einzelfällen wie zum Beispiel Borken-Hoxfeld (→ Seite 39) sicher von über 1000 bestatteten Individuen auszugehen. Aber auch hier gilt: „Keine Regel ohne Ausnahmen“, wie drei kleine, dicht benachbarte Brandgräberfriedhöfe in Oelde (Kr. Warendorf) aufzeigen (→ Seite 148).

In vielen Fällen ist der Belegungsbeginn auf den großen westfälischen Gräberfeldern bereits in der ausgehenden Jungsteinzeit oder Frühen bis Mittleren Bronzezeit erfolgt. Große Grabhügel prägten das Bild so manchen Bestattungsortes, wovon heute meist nur noch die durch Ausgrabungen nachgewiesenen Einhegungsgräben zeugen. Meist lagen diese „Gründergräber“ am Rand des Gesamtareals, wie zum Beispiel in Velen-Ramsdorf (→ Seite 142 f.) oder Münster-Handorf (→ Seite 131 f.), seltener mitten darin wie in Lengerich-Wechte (Kr. Steinfurt) (→ Seite 129).

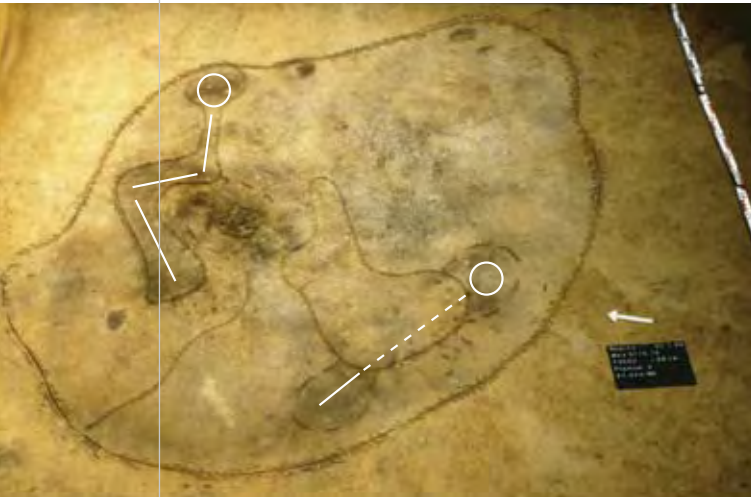
Auffällig ist bei der Gesamtschau untersuchter Gräberfelder, dass den mittlerweile vielen Tausend jungbronzezeitlichen Brandgräbern nur einige Dutzend Bestattungen der Frühen und Mittleren Bronzezeit gegenüber stehen. Zwar sind Zuwanderung und eine allgemeine Bevölkerungszunahme bis zu einem gewissen Grad diskutierbar, sie allein reichen aber als Erklärung kaum aus. Vielmehr wird man damit zu rechnen haben, dass größere Teile der früh- und mittelbronzezeitlichen Bevölkerung in einer Form bestattet wurden, die heute archäologisch nicht mehr fassbar ist. **Jürgen Gaffrey**

Literatur: Herring (im Druck); Mecke 1998; Rüschoff-Thale 2004; Wilhelmi 1983

Rekonstruktionszeichnung eines Gräberfeldes mit Kreisgräben und Langbetanlagen.



SCHATTENRISSE DER VERSTORBENEN: BRONZEZEITLICHE KÖRPERGRÄBER IM SAND



Doppelbestattung aus Rheine-Altenrheine: links oben der Schatten eines gehockt auf der rechten Seite liegenden Leichnams, unten Reste einer gestreckten Bestattung.

In vielen Zeitbereichen der Menschheitsgeschichte, wie im Neolithikum und den älteren Abschnitten der Bronzezeit Westfalens, wurden die Toten unverbrannt beigesetzt. Bereits unmittelbar nach dem Tod begann dann der Prozess der Leichenzerstörung, eingeleitet durch die Fäulnis, gefolgt von der Verwesung, die bis zur Skelettierung der Leiche führte. Am Ende dieses Prozesses steht schließlich die Knochenauflösung durch physikalische, chemische und biologische Faktoren. Die chemischen Faktoren verursachen insbesondere Veränderungen der aus Calciumphosphaten bestehenden Knochen. Ein saures Milieu der Umgebung führt zur Lösung dieser Calciumphosphate. Auch eher durchlässige Sedimente, wie etwa die im Münsterland verbreiteten Sandböden, unterstützen die voranschreitende Auflösung der Knochen. Der Abbau im Boden befindlicher Skelette kann so bis zum Stadium des sogenannten Leichenschattens und letztendlich der vollständigen Auflösung voranschreiten.

Ein Leichenschatten markiert die Silhouette der bestatteten Person in Form einer unterschiedlich stark ausgeprägten Bodenverfärbung. Er lässt zumindest noch erkennen, wie der Leichnam im Grab niedergelegt worden war, was Rückschlüsse auf die kulturelle Zugehörigkeit oder die Zeitstellung des Grabes zulässt. Allerdings muss man bei der Ausgrabung sehr vorsichtig und sorgfältig vorgehen, um den Leichenschatten

zu erkennen. In wenigen Fällen sind Reste der härtesten Substanz des menschlichen Körpers, des Zahnschmelzes, erhalten.

In Rheine-Altenrheine (Kr. Steinfurt) sorgten die Bedingungen vor Ort für die Bildung von mehreren Leichenschatten. Auf der Sohle des in den Boden eingetieften Grabschachtes F 3020 zeichnete sich im Norden ein Leichenschatten ab. Die sich vom helleren umgebenden Boden abhebenden grau bis rostrot gefärbten Sande gaben die Kopf-, Ober- und Unterschenkelbereiche einer auf der rechten Seite liegenden, gehockten Bestattung zu erkennen. Der beigegebene Keramikbecher wie die gehockte Totenhaltung datieren dieses Grab in die Endphase der Jungsteinzeit. Ein besonders deutlich erhaltener Leichenschatten fand sich im Grabschacht F 453, einer Grabanlage mit – ehemals überhügeltem – Kreisgraben und Pfostenkranz: Innerhalb der Sargspuren ließ sich noch gut dokumentieren, dass dieser Tote auf dem Rücken ausgestreckt mit dem Kopf im Osten im Grab lag. Dies wie die Form der Grabanlage zeigen, dass wir es hier mit einer Bestattung der Mittelbronzezeit zu tun haben. **Beate Herring**

Literatur: Herring 2007; Herrmann / Grupe / Hummel / Piepenbrink / Schutkowski 1990; Kersting 1999; Stapel 2007.

Schwach erkennbar sind die Spuren eines Sarges, darin der Leichenschatten einer gestreckt liegenden Bestattung.





DAS PHÄNOMEN DER BRANDSKELETTGRÄBER

Während der Frühen Bronzezeit wurden in Westfalen die Toten in der Regel unverbrannt beigesetzt. Erst später ging man zur Brandbestattung über.

Damit verbunden variierten – wie heute – auch Ausmaße, Form und Ausstattung der Grablege: Die häufig im Baumsarg bestattete Leiche benötigte eine weitaus größere Grabgrube als die Überreste eines verbrannten Toten, der sogenannte Leichenbrand, der oft in einer Urne beigesetzt wurde. Der Leichenbrand eines erwachsenen Mannes wiegt durchschnittlich etwa 1850 g, der einer Frau etwa 1600 g.

In den 20er Jahren des letzten Jahrhunderts beobachtete der niederländische Archäologe Albert E. van Giffen bei Ausgrabungen bronzezeitlicher Gräberfelder Übergangsformen zwischen diesen beiden Bestattungssitten und schuf dafür die Bezeichnung „Brandskelettgrab“. Der Begriff umschreibt zunächst das Hauptmerkmal solcher Bestattungen: Die verbrannten menschlichen Überreste wurden über eine größere Fläche ausgestreut, manchmal sogar in annähernd anatomischer Ordnung. Zusätzlich weisen diese Gräber – wie die Körpergräber – große rechteckige Grabgruben und hölzerne Säрге auf. In Westfalen sind Brandskelettgräber u. a. von den Gräberfeldern Warendorf-Neuwarendorf (Kr. Warendorf) (→ Seite 61) und Lünen-Wethmar (→ Seite 118) bekannt. Klemens Wilhelmi unternahm 1981 im Rahmen der Aufarbei-

tung des Gräberfeldes von Telgte-Raestrup (Kr. Warendorf) (→ Seite 145) eine erste Typisierung. Ein besonderes Brandskelettgrab hat Daniel Bérenger 1993 in Borchon-Etteln (Kr. Paderborn) (→ Seite 59) ergraben: In einer 1,45 m langen und 0,65 m breiten Grube lagen die Überreste eines verkohlten 1,20 m langen Baumsarges. Den Leichenbrand hatte man auf einer Fläche von 0,20 m x 0,40 m darin ausgestreut. Neuere Zusammenstellungen der westfälischen Brandskelettgräber zeigen, dass sie von verschiedenen Grabeinhegungen wie Kreisgräben, Langbetten und Schlüsselochgräben umgeben sein können. Die Ausrichtung dieser Gräber nach der Himmelsrichtung ist sehr unterschiedlich und auch bei der Ausstattung mit Beigaben zeichnen sich keine Regeln ab. Am häufigsten findet sich diese Bestattungsart in der Zeit zwischen 1250 und 900 vor Chr., also in einem älteren Abschnitt der Jüngerer Bronzezeit. Die damals einsetzende und sich ausbreitende Totenverbrennung steht vermutlich vorrangig in Verbindung mit kultisch und religiös bedingten Wandlungen der Jenseitsvorstellungen und den damit einhergehenden Riten. Dieser sich allmählich vollziehende und z. B. an den Brandskelettgräbern gut fassbare Prozess ist sicher ebenso durch gesellschaftliche Veränderungen wie soziale und regionale Faktoren beeinflusst worden.

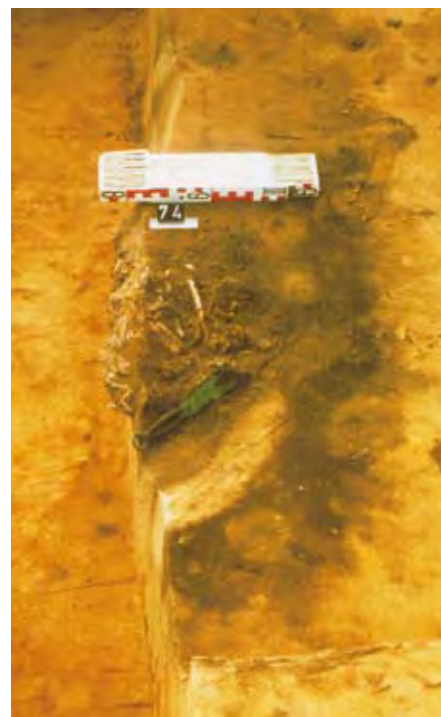
Beate Herring

Literatur: Bérenger 1996a; Bérenger 1996b; van Giffen 1926; van Giffen 1930; Wilhelmi 1981; Herring (im Druck).

Aus der Mittleren Bronzezeit stammt die Bestattung aus Borchon-Etteln. Der Leichenbrand lag verstreut in einem teilweise verkohlten Baumsarg.



Das Brandskelettgrab aus Telgte-Woeste mit seinen Bronzebeigaben ist bereits zur Hälfte ausgegraben.



WIEGE FÜR DIE EWIGKEIT: DIE PITHOSBESTATTUNG AUS OSTBEVERN-SCHIRL

Ein besonderer Grabfund aus Ostbevern-Schirl (Kr. Warendorf) unterstreicht die überregionale Einbindung des Münsterlandes in die Welt der Bronzezeit. Er kam 1982 bei einer Ausgrabung auf einem Acker ca. 180 m nördlich der Bever zutage. Ohne dass zuvor eine Bodenverfärbung aufgefallen wäre, lagen plötzlich zwei mit den Mündungen ineinander gesteckte vollständige Gefäße waagrecht im scheinbar ungestörten Sand. Beide hatten die Form großer Becher: Der kleinere, unverzierte ist etwa 27 cm hoch, der andere ist mit 34 cm etwas größer. Sein Oberteil trägt eine Verzierung aus drei umlaufenden Kanneluren.

Im Anschluss an die Blockbergung erfolgte die Freilegung des Becherinhalts in der Werkstatt. Dabei fanden sich die zarten Knochen eines kleinen Kindes, bei dem es sich laut anthropologischer Analyse um das Skelett eines etwa zwei Monate alten Säuglings handelt. Seine Erhaltung ist offenbar dem schnellen luft- und wasserundurchlässigen Verschluss der Nahtstelle zwischen beiden Gefäßen zu verdanken.

Auf der Seite liegende große becherartige Vorratsgefäße (der griechische Begriff für ein großes Vorratsgefäß, Pithos, hat sich in der Archäologie eingebürgert) sind ein zwar seltenes, aber immer wieder auftretendes Phänomen in mitteleuropäischen Siedlungen der Frühen Bronzezeit. Oft weisen sie keinerlei Inhalt auf. Gelegentlich enthalten sie jedoch verbrannte Knochen oder Skelettreste von Kindern, die durch ein zweites Gefäß gegen schädliche äußere Einflüsse geschützt wurden.

Mit der Pithosbestattung gleichzeitige Siedlungsbefunde in Ostbevern-Schirl sind zu vermuten, aber nach dem bisherigen Kenntnisstand nicht belegt. Immerhin zeigen die genau festgehaltenen Beobachtungen bei der Freilegung, dass die Beisetzung des Kindes in Ostbevern-Schirl sehr liebevoll erfolgte: Das Kind wurde zunächst sorgfältig in einen schmucklosen Becher gesetzt, bevor man den größeren kannelurverzierten Becher zum Schutz über sein Köpfchen und den Oberkörper schob.

Andrea Stapel

Literatur: Bérenger 2000; Finke 2000.



In der Werkstatt konnte die Lage des Säuglings bei der Bestattung rekonstruiert werden.

Bei der Auffindung der Pithosbestattung in Ostbevern-Schirl war im Sand keine Verfärbung erkennbar.





Die Steinpackung in der Mitte schützte ursprünglich die eigentliche Bestattung in einem Baumsarg.



Mittelpunkt des eisenzeitlichen Friedhofs: der Steingrabhügel von Lengerich-Wechte.

NICHTS ALS SAND UND STEINE: DAS GRÄBERFELD VON Lengerich-WECHTE

In den Jahren 1971 bis 1973 untersuchte Klemens Wilhelmi auf einer Straßentrasse westlich von Lengerich (Kr. Steinfurt) Teile eines Friedhofs der Bronze- und Eisenzeit. Der Fundort liegt auf einem flachen, nach Süden abfallenden Hang am Fuß des Teutoburger Waldes. Vorgestellt werden soll hier die zentrale Grabanlage I, die sich deutlich von allen anderen unterscheidet. Ursprünglich muss es sich um einen Grabhügel gehandelt haben, der aber obertägig nicht mehr erkennbar war. Während allerdings üblicherweise die Grabhügel der Frühen und Mittleren Bronzezeit im Münsterland reine Erdhügel – teils mit Palisadenkranz – waren, hatte man diesen Hügel zum großen Teil aus Steinen aufgebaut. Im Zentrum lag eine ovale Steinpackung von 4,5 m x 3,0 m, in deren Mitte eine Fläche von ca. 2 m x 0,5 m frei blieb. Hier wird man sich die eigentliche Bestattung in einem Baumsarg vorstellen müssen, von der sich leider nichts erhalten hat. Die Hügelschüttung darüber bestand aus Sand, den man aus einem benachbarten Bachtal herangeholt hatte. Eingefasst wurde sie von einem noch bis zu 0,6 m hoch erhaltenen Steinkranz mit einem Durchmesser von ca. 10 m. Das Steinmaterial war lo-

kales Geschiebe. Um den Steinkranz herum zog sich ein breiter Kreisgraben mit drei unregelmäßig angeordneten Erdbrücken im Norden, Süden und Westen. Auch bei drei weiteren Kreisgräben im Umfeld konnten weder Bestattungen noch Funde geborgen werden. Eine Datierung fällt somit schwer – die Anlageprinzipien sprechen aber für die Mittlere Bronzezeit. Steinhügel sind sonst eher aus Ostwestfalen bzw. vom Kamm des Teutoburger Waldes geläufig, wo ja auch genügend Steine anstanden. Die sorgfältige Auswahl des Baumaterials wie auch die Bauausführung heben das Grab deutlich aus der Masse heraus. Inwieweit dies als Indiz für eine soziale Differenzierung in der Mittleren Bronzezeit angesehen werden muss, mag dahingestellt bleiben.

Die „prominente“ Rolle hatte der Hügel noch Jahrhunderte inne: Mit deutlichem Respekt legte sich in der Vorrömischen Eisenzeit ein größerer Friedhof mit Quadrat- und Rechteckgräben um das Grab.

Nach Abschluss der Grabung wurde der Steinhügel nicht weit entfernt vom Fundort in der Nachbarschaft eines Megalithgrabes rekonstruiert.

Christoph Grünwald

GRABHÜGEL AN DER DIANASTRASSE



Ein Grabhügel an der Dianastraße, der noch nicht wissenschaftlich untersucht ist. Er ist nicht nur durch frühere Raubgrabungen, sondern auch ganz aktuell durch Mountain-Biker in Mitleidenschaft gezogen.

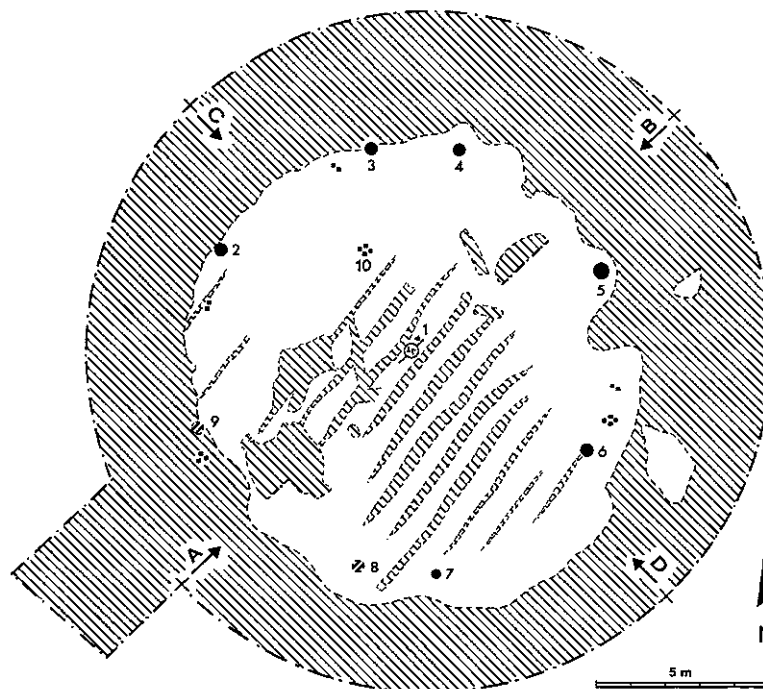
Am Südfuß des Teutoburger Waldes liegt zwischen Bielefeld und Steinhagen (Kr. Gütersloh) der Rest einer Gruppe von zehn bronzezeitlichen Grabhügeln. Auf Bielefelder Gebiet ist die Mehrzahl der Hügel 1909 vor der Urbarmachung untersucht worden, wobei vor allem eisenzeitliche Nachbestattungen zum Vorschein kamen. 1978 stellte sich vor einer Überbauung des Geländes heraus, dass von Hügel V, der 1909 nicht geöffnet worden war, trotz der Zwischennutzung noch ansehnliche Reste vorhanden waren, die ausgegraben und dokumentiert werden konnten.

Unter der zerpflogten Grabhügelruine kamen tatsächlich noch entscheidende Befunde zutage: das Zentralgrab, ein Leichenbrandnest und ein weitgestellter Pfostenring von ca. 12 m Durchmesser. Die Pfosten gruben lagen 5,4 m auseinander. Nur im Norden und wohl auch im Süden (Befund gestört) verringerte sich der Abstand auf 2,5 m. Die Pfosten bildeten damit ein Achteck, bei dem allerdings die Nord- und Südseite jeweils schmaler waren als die anderen. Waren dies vielleicht Eingänge, eine Art Korridor, die zu dem zentralen Grab führten?

Die Analyse von Holzkohle, die stellenweise auf der Hügelbasis sowie in der Füllung der Pfosten gruben auftrat, ergab ein C^{14} -Alter von 3190 ± 55 BP, was einer Kalenderdatierung zwischen 1603 und 1319 bzw. 1547 und 1373 vor Chr. entspricht. Der Pfostenringhügel ist also trotz Brandbestattung mittelbronzezeitlich. Er dürfte somit zu den Westausläufern der Paderborner Gruppe (→ Seite 59) gehören.

Daniel Bérenger

Literatur: Günther 1983.



Bielefeld-Quelle, Hügel V. Übersichtsplan mit großflächigen Störungen. Mit 2 bis 9 sind die Pfosten des Hügelkranzes bezeichnet.



DER LETZTE WEG: VON PFOSTEN GESÄUMT

Nördlich von Münster-Handorf kamen 2007 im Rahmen einer großflächig durchgeführten archäologischen Untersuchung zwei vermutlich älterbronzezeitliche Grabhügel zutage, die auf einer sandigen Anhöhe oberhalb der Werse lagen. Die Hügel waren zur Gänze einplaniert. Dennoch zeigt einer der beiden Grabhügel Besonderheiten im Befund, die erkennen lassen, welchen Aufwand die Menschen in der ersten Hälfte des 2. Jahrtausends im Umgang mit ihren Toten pflegten.

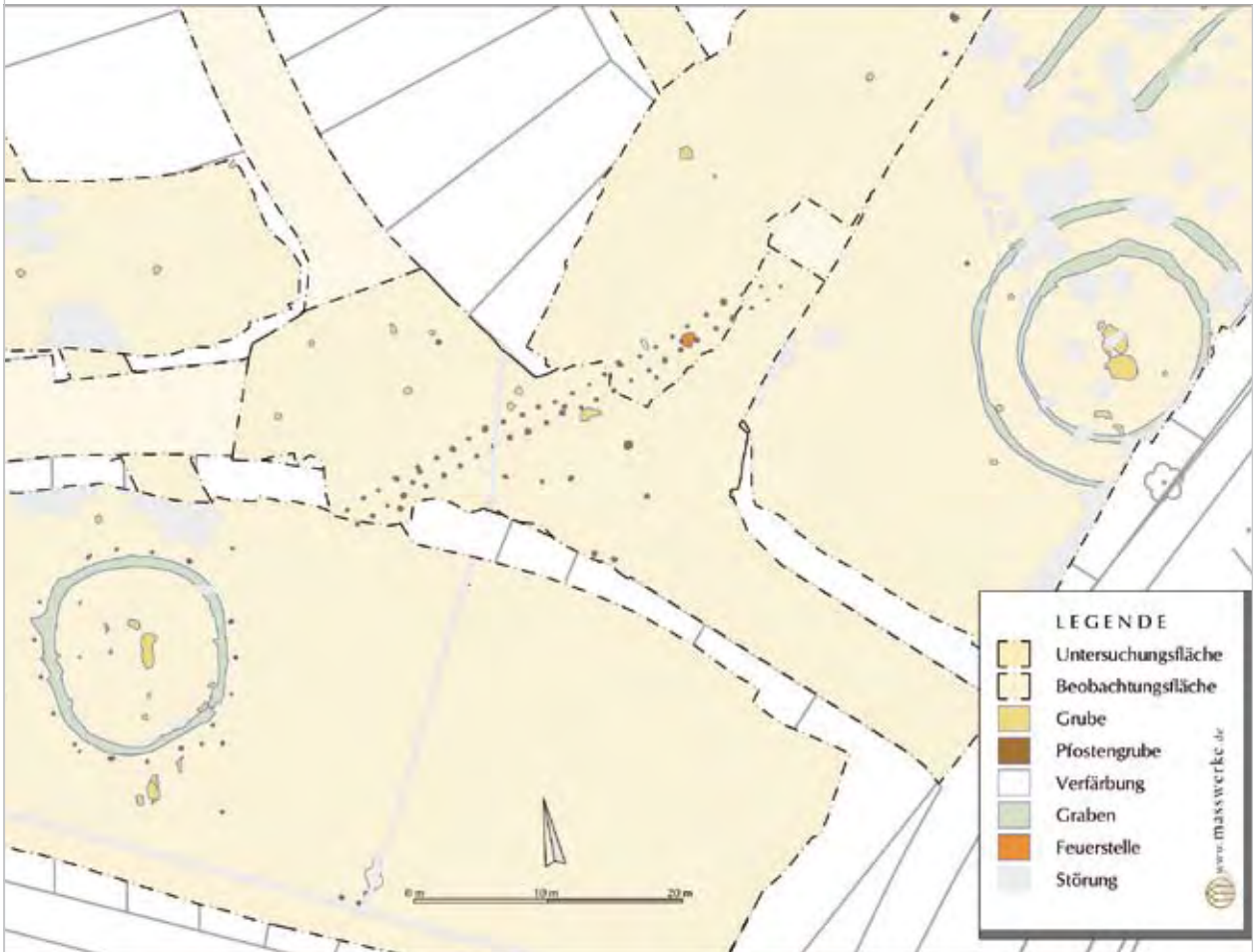
Einer der Grabhügel war leicht oval und hatte einen Durchmesser von höchstens 12 m. Er war von einem offenen Graben und einem Kranz aus weit stehenden Pfosten umgeben. Auf ihn führte von Nordosten aus eine 36 m lange Pfostenallee zu, die eine lichte Breite von gut 1 m besaß.

Diese Pfostenreihungen werden von den Archäologen in Anlehnung an Grabanlagen aus dem bronzezeitlichen Griechenland auch „Dromos“ genannt. Die Pfostenallee, in der vier am Anfang, in der Mitte und am Ende des Weges aufgestellte Pfosten den direkten Zugang zum Grab verstellten, endete 11 m vor dem Hügel. Von der ehemals vorhandenen Zentralbestattung unter dem Hügel haben sich lediglich Reste der Grabgrube erhalten. Vergleichbare Anlagen, die vereinzelt sicher in die Frühbronzezeit datiert werden können, sind aus Münster-Gittrup, Borken-Hoxfeld (Kr. Borken), Oelde, Telgte-Raestrup (beide Kr. Warendorf), Rheine-Altenrheine (Kr. Steinfurt) und Bielefeld-Quelle (?) sowie aus Niedersachsen und den benachbarten Niederlanden bekannt.

Die sicherlich einer gesellschaftlichen Elite zuzuschreibenden Grabanlagen, die an markanten Stellen im Gelände und in Sichtweite zu den Siedlungen lagen, waren nicht nur Orte der Bestattung, sondern auch weithin sichtbare Monumente der Erinnerung. Reparierte und nachgeschlagene Pfosten an den Alleen und die mitunter erwiesenermaßen nachgearbeiteten Gräben am Hügel Fuß bezeugen, dass solche Anlagen instand gehalten und gepflegt wurden. Wie sie konkret ausgesehen haben, wie hoch z. B. die Hügel aufgeschüttet waren und ob Pfostenkränze sowie Pfostenalleen durch horizontal aufliegende Balken zu einer baulichen Einheit zusammengefasst waren, entzieht sich jedoch unserer Kenntnis (→ Seite 146 f.). Auffällig sind bei allen Anlagen die mittig im Dromos stehenden Pfosten, die den direkten Zugang zum Grab ver-

Die einzelnen Pfosten der Zuwegung zum Grabhügel sind bereits zur Hälfte ausgenommen. Sie zeichnen sich dunkel im hellen Sand ab. Im Vordergrund ist einer der im Dromos gelegenen Sperrpfosten zu erkennen. Der Grabhügel selbst ist noch nicht vom Mutterboden befreit.





In den beiden bronzezeitlichen Grabhügeln in Münster-Handorf haben sich die Bestattungen leider nicht erhalten.



sperrten (→ Seite 123). Reine Prozessionswege, auf denen sich die Lebenden zu bestimmten Anlässen den Toten näherten, waren die pfofengesäumten Alleen daher wohl nicht.

Im unmittelbaren Umfeld von Hügel und Dromos kamen verschiedentlich Feuerstellen, Gruben und Pfofenstellungen zutage, die nicht sicher der Grabanlage zugeordnet werden können. Dennoch lassen solche Befunde vermuten, dass rituelle Handlungen im Rahmen von Bestattungszeremonien oder späterem Gedenken an den Grabanlagen stattgefunden haben.

Aurelia Dickers

Einen Eindruck, wie ein Dromosgrab ausgesehen haben könnte, vermittelt der Nachbau am Ems-Auenweg bei Telgte.



ALTER MANN UND JUNGE FRAU: EINE BIPOLARE KÖRPERBESTATTUNG



Im Grab vereinigt: alter Mann und junge Frau in einem mittelbronzezeitlichen Grabhügel von Bad Wünnenberg-Haaren.

Vor dem Bau der westlichen Ausfahrt Borchten-Etteln der A 33 südlich von Paderborn musste die LWL-Archäologie 1978 zwei Grabhügel untersuchen. Der eine (Hügel 36), der bereits 1910 angegraben worden war, enthielt die letzten Reste einer Brandbestattung. Sie war von einem Kreisgraben mit einem Durchmesser von 9 m umgeben, der drei Unterbrechungen, sogenannte Erdbrücken, aufwies. Eine C¹⁴-Analyse ergab, dass das Grab jünger als 3550 ± 65 BP (2013 bis 1691 vor Chr.) war; es ist also wohl zur Paderborner Gruppe der Mittleren Bronzezeit zu zählen (→ Seite 59).

Hügel 37 barg hingegen eine in den Boden eingetiefte Grabgrube, in der sich Spuren eines Baum-sarges und die Skelette eines älteren Mannes und einer jüngeren Frau fanden. Sehr zu unserer Überraschung lagen die beiden Skelette verdreht zueinander im Grab, d. h. jeweils mit dem Kopf zu den Füßen des anderen. Archäologen sprechen hier von einer bipolaren Bestattung.

Bevor die Hinterbliebenen die Grabgrube zuschütteten und den Grabhügel errichteten, hatten sie ein Feuer am Grab angezündet, dessen Überreste analysiert werden konnten. Festgestellt wurde, dass das Feuer zwischen 1425 und 1261 vor Chr. gebrannt hatte. Die Bestattung ist also nach den Ergebnissen dieser Untersuchungen unzweifelhaft mittelbronzezeitlich. Eine andere, allerdings schlecht dokumentierte bipolare Bestattung kennen wir aus dem ostwestfälischen Kreis Lippe. Unser Grab gehört räumlich zur Paderborner Gruppe, die sich durch Leichenverbrennung auszeichnet. Es bildet dort eine markante Ausnahme, weil beide Körper unverbrannt blieben. Ob dieser Umstand mit der Doppelbestattung zusammenhängt oder mit dem Altersunterschied, ob dies alles etwa mit Sozialstatus oder vielleicht einer Herkunft aus einem anderen Gebiet zu tun hat, werden wir wahrscheinlich so schnell nicht erfahren.

Daniel Bérenger

BRONZEZEIT REKONSTRUIERT: DER ARCHÄOLOGISCHE LEHRPFAD IN SCHLANGEN-OESTERHOLZ

1982 wurde das seit langem vorbereitete Projekt des archäologischen Lehrpfades Oesterholz (Kr. Lippe) verwirklicht. Eine Gruppe von zehn teilweise stark beschädigten Grabhügeln wurde vom Bewuchs freigeschnitten und restauriert. Die einzelnen Hügel erhielten Informationstafeln für die Besucher.

Ergänzend konnten auf einer Freifläche zwei besondere Grabungsbefunde im originalen Maßstab rekonstruiert werden. Die Hügel wurden jeweils zur Hälfte im ursprünglichen Zustand aufgebaut. In der anderen Hälfte werden die jeweiligen Grabungsbefunde dargestellt.

Ein Hügel mit Pfostenkranz und Totenhaus wurde 1937 in der Kammersenne am Hülstaler Tor untersucht. Die Ausgrabung zeigte Spuren von zehn Pfostenpaaren, hier als Pfostenjoche gedeutet, die die Grabstätte einfriedeten. Die genaue Bedeutung zweier Einzelpfosten, die genau in Nord-Süd-Richtung wiesen, ist unbekannt. Von besonderer Bedeutung sind die Spuren einer 2 m langen und etwa 50 cm in den Untergrund eingetieften Totenhütte im Zentrum des Hügel, deren Grundriss durch ihre Eckpfosten markiert wurde.

Der zweite Hügel wurde im Rahmen einer Notgrabung 1968 und 1970 im Gebiet des Truppenübungsplatzes Senne in der Kammersenne am Schlangener Tor ausgegraben. Der im Durchmesser 18 m große, aus Heideplaggen aufgebaute Hügel war von einer sorgfältig aufgeschichteten und gut erhaltenen Trockenmauer umgeben. Zwei Pfostengruben, in der Ost-West-Achse ausgerichtet, fassten die Bestattung im Zentrum ein, von welcher selbst nichts erhalten geblieben ist. Der vorgefundene Befund, besonders die Struktur der Heideplaggen in der Hügelmitte, lassen auf eine Bestattung im Baumsarg schließen.

Mit seinen anschaulichen Rekonstruktionen ermöglicht der archäologische Lehrpfad einen eindrucksvollen Einblick in Bestattungsformen der Bronzezeit.

Elke Treude

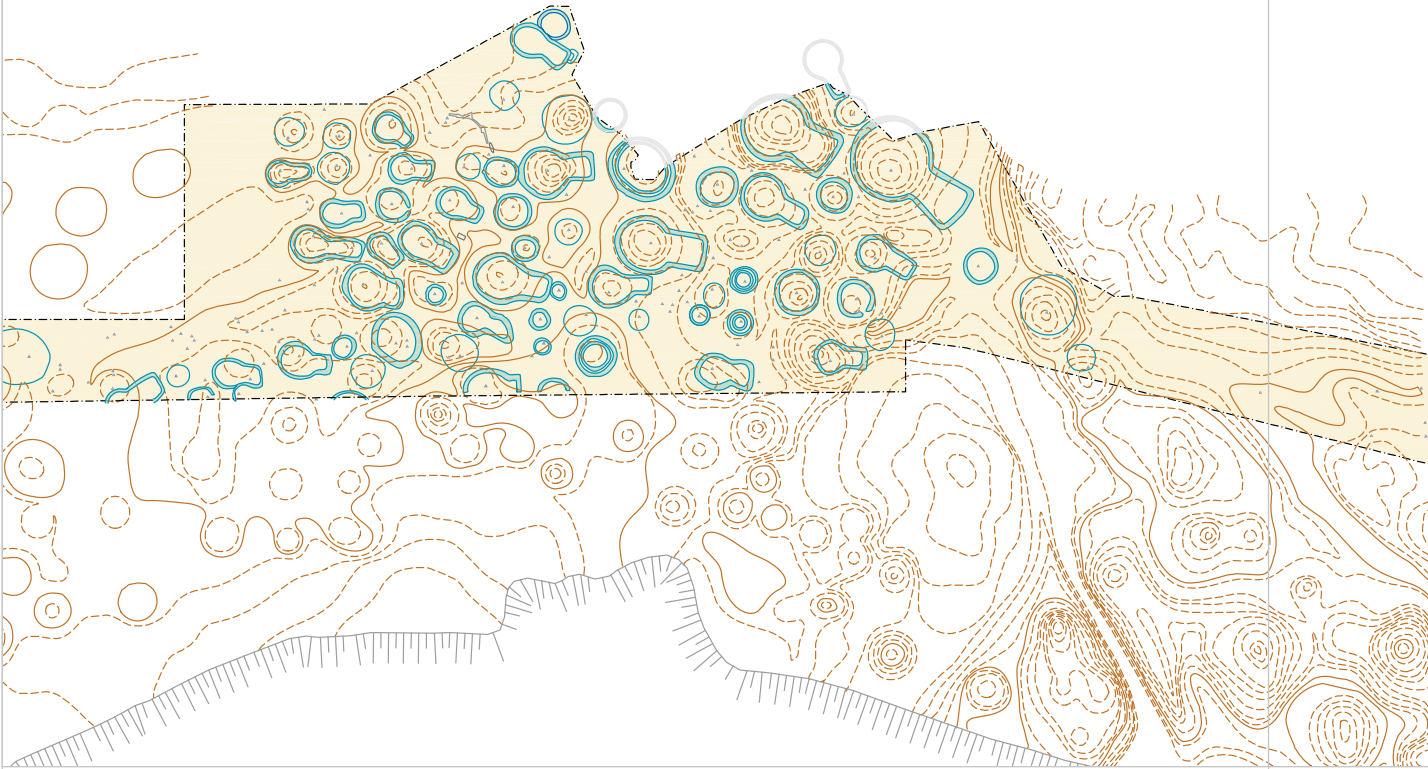
Literatur: Hohenschwert 1985.

*Archäologischer Lehrpfad
Oesterholz, Gemeinde Schlangen.
Nach Grabungsbefunden wurde der Grabhügel mit einer
Baumsargbestattung im Zentrum
rekonstruiert. Zwei Pfosten
markieren den Sarg, eine
Trockenmauer fasst den Hügel ein.*





NICHTS IST UNMÖGLICH: GRABANLAGEN IN RHEINE-HAUEHORST



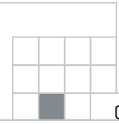
Höhenlinienplan des Hügelgräberfeldes in Rheine-Hauenhorst mit eingeblendeten Befunden der Grabungen 1935/36.

Etwa 5 km südlich von Rheine (Kr. Steinfurt) liegen auf einem flachen Dünenrücken die Reste des Grabhügelfriedhofs „Am Hilgenfeld“. Erste Brandbestattungen wurden hier bei Aussandungsarbeiten in den 1920er Jahren bekannt. 1935 und 1936 fanden Rettungsgrabungen statt, in deren Verlauf etwa 120 Gräber untersucht wurden. Außerhalb des Grabungsareals blieben zahlreiche Hügelgräber erhalten, von denen 1983 noch mehr als 20 lokalisierbar waren. Heute lassen sich in dem von Kaninchen stark zerwühlten Gelände nur noch vereinzelt flache Grabhügelreste erahnen.

Als bemerkenswerte und für die 1930er Jahre durchaus ungewöhnliche, vorbildliche Maßnahme fand vor Grabungsbeginn eine aufwändige Vermessung des gesamten Grabhügelfeldes statt. Dabei beschränkte man sich nicht auf die einzelnen erkennbaren Hügel, sondern erfasste das Gelände vergleichsweise objektiv in Höhenschichtlinien.

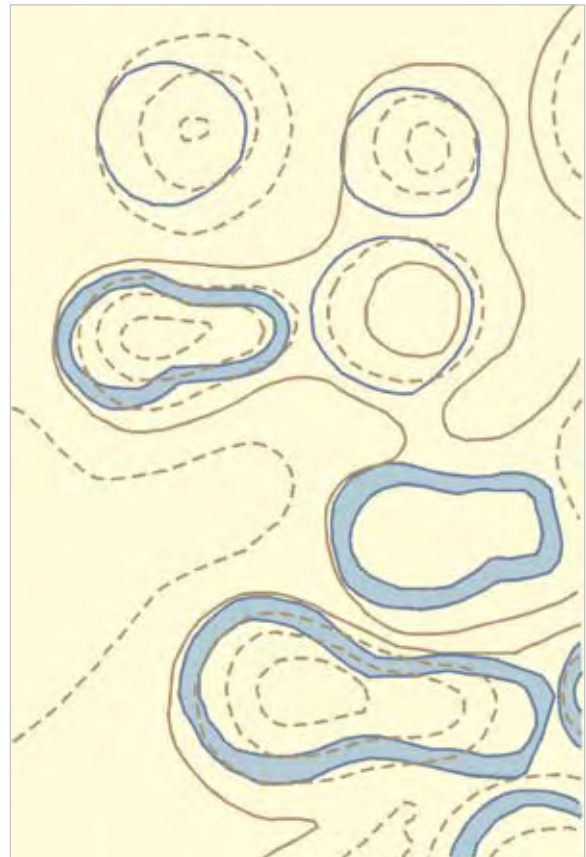
Diese Oberflächenaufnahme des Geländes lässt sich nun mit dem Befundplan der beiden anschließenden Ausgrabungskampagnen vergleichen. Leider können beide Pläne (in Folge heute nicht mehr zu klärender Messungenauigkeiten oder durch Verzug der großformatigen Karten) nicht in allen Bereichen vollständig zur Deckung gebracht werden, doch sind auch auf dieser Basis einige interessante Feststellungen zu treffen.

So sind praktisch alle denkbaren Kombinationen von Grab, Einhegungsgraben und Überhügelung vertreten: Es gibt Brandbestattungen mit Grabeneinhegung und Hügel, mit Grabeneinhegung ohne (erhaltenen?) Hügel, aber auch nachweislich Beisetzungen ohne Graben mit Hügel. Und selbstverständlich sind eine größere Anzahl von Grablagen vorhanden, die sich ohne Einhegungsgraben und ohne Hügel zwischen den großen Anlagen verteilen.



Die zum überwiegenden Teil runden Grabhügel lassen sich nicht nur über Kreisgräben, sondern auch über Schlüsselochanlagen nachweisen. Hier wurde demnach der Bereich des Vorhofs bei der Überhügelung ausgespart. Diese Teilüberhügelung von Schlüsselochgräbern gilt als allgemein üblich. Man nimmt an, dass die meisten Schlüsselochgräber in Westfalen auf diese Weise angelegt waren – schließlich wird der „Bart“ der Schlüsselochanlagen ja auch oft als eine Art Kultraum interpretiert.

Demgegenüber stehen als Besonderheit des Hauenhorster Gräberfeldes eine ganze Reihe eindeutig schlüsselochförmiger Hügelstrukturen, unter denen sich dann tatsächlich auch schlüsselochförmige Einhegungsgräben fanden. Vergleichbare Befunde sind bisher nur aus zwei Gräberfeldern im nördlichen Landkreis Osnabrück und im Landkreis Grafschaft Bentheim in Niedersachsen bekannt. Allerdings spricht nichts dagegen, dass solche Grabanlagen ursprünglich zum normalen Erscheinungsbild eines Gräberfeldes der Emsgruppe gehörten – lediglich der Nachweis dürfte anhand des heutigen Grabhügelbestandes kaum noch zu führen sein, da Erosion und Bodeneingriffe im Regelfall zu erheblichen Veränderungen der Hügelschüttung geführt haben.



Ausschnitt aus dem Lageplan des Gräberfeldes Hauenhorst mit den Höhenlinien einiger schlüsselochförmiger Hügel und den entsprechenden Grabungsbefunden.

„Luftbildarchäologie“ anno 1935 auf dem Hauenhorster Gräberfeld.





In diesem Zusammenhang ist ein archäologisches Schülerprojekt von Interesse, das 2006 in Vreden (Kr. Borken) durchgeführt wurde. Auf der Basis eines Original-Grundrissbefundes der parallel laufenden Ausgrabung an der Zwillbrocker Straße (→ Seite 88) wurde ein Schlüsselochgrab im Maßstab 1:1 nachgebaut. Dafür hoben neun Schüler einen 0,60 m tiefen und 1,00 m breiten Umhewungsgraben aus und schichteten den Inhalt nach Hauenhorster Vorbild auf die Innenflächen von Grabbezirk und Vorhof. In wenig mehr als einem Arbeitstag entstand so eine eindrucksvolle Anlage von etwa 12 m Länge und 8,50 m Breite. Letztlich unerwartet war die steile Überhügelung, die allein dadurch entstand, dass der gesamte Grabenaushub im Innenraum untergebracht werden sollte. Zwar ist nicht zu belegen, ob im bronzezeitlichen Grabbau ähnlich verfahren wurde oder ob Teile des Aushubs außerhalb des Grabens verstreut worden sind, doch würde eine anfänglich steile (in dieser Form wenig dauerhafte) Hügelanschüttung ein wiederholt beobachtetes Phänomen gut erklären: So finden sich in Einhegungsgräben nicht selten Reste von Keramikgefäßen, die wohl im Rahmen von Totenfeiern gebraucht, zerschlagen und entsorgt wurden. Grundsätzlich müssen diese Scherben relativ schnell überdeckt worden sein, da die Keramik kaum mehrere Jahre an der Oberfläche überdauert hätte. Hinzu kommt, dass sich die Scherbenfunde keineswegs immer auf die Grabensohle beschränken, sondern auch

in der Verfüllung bis 10 cm darüber eingelagert sein können, wie z. B. auf dem Vredener Gräberfeld zu beobachten war. Erklärbar sind derart unterschiedliche Fundtiefen – insbesondere bei zusammengehörigen Gefäßfragmenten – eigentlich nur, wenn Scherben und Füllmaterial innerhalb kurzer Zeit zusammen in den Graben gelangten. Dies dürfte am ehesten mit dem Einschwemmen eines Teils der Hügelanschüttung (und darauf verstreuter Scherben) erklärbar sein.

Nach Abschluss der Bestattungszeremonie und der Errichtung des Hügels blieb die Grabanlage sicher nicht sich selbst überlassen. Es fällt auf, dass die Friedhöfe einen sehr geordneten Eindruck machen – so sind beispielsweise Überschneidungen älterer und jüngerer Grabanlagen sehr selten. Das spricht dafür, dass die Gräber und der Friedhof über lange Zeit gepflegt und erhalten wurden. Im Übrigen lässt nicht zuletzt die ehemals auf einem Grabhügel aufgestellte eisenzeitliche Kriegerstatue von Hirschlanden (Stadt Ditzingen, Kr. Ludwigsburg, BW) daran denken, dass vergleichbare (archäologisch kaum mehr nachweisbare) Gestaltungselemente wie z. B. Stelen aus Holz oder Steinsetzungen auch im bronzezeitlichen Bestattungsbrauch eine Rolle gespielt haben könnten.

Jürgen Gaffrey

Literatur: Friederichs 1992; Gaffrey 1999; Schlüter 1979; Zürn 1964.

Archäologisches Schülerprojekt:

Der Nachbau eines Schlüsselochgrabes mit überhügeltem Vorhof. Zur Überraschung der Archäologen fand der Grabenaushub kaum Platz im Innenraum.



MÄNNERSTATUS ODER MODISCHER SCHNICKSCHNACK? JUNGBRONZEZEITLICHE GRÄBER

Direkt am Hellweg im Dortmunder Ortsteil Asseln lag ein Gräberfeld der Jüngerer Bronzezeit. Ein sanft nach Norden und Osten abfallender Hang bildet dort den letzten Ausläufer des Dortmunder Rückens, bevor die fruchtbare Hellwegzone in die sandigeren Ebenen des Münsterlandes übergeht. Archäologen fanden hier u. a. mehr als 60 Gräber der Jüngerer Bronzezeit, der Jüngerer Römischen Kaiserzeit und der Völkerwanderungszeit.



Messer aus Schlüsselochgräbern in Dortmund-Asseln:
Tüllenmesser und ...



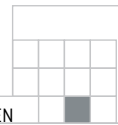
... Griffdornmesser.

Die 39 jungbronzezeitlichen Brandbestattungen verteilten sich auf eine Fläche von ca. 1,5 Hektar. Bei den zugehörigen Grabenanlagen handelte es sich um drei Schlüsselochgräben, zwei Kreisgräben, einen Langgraben sowie einige unsichere Befunde. Die Durchmesser der Grabenanlagen erreichten Maße um 15 m. Für die meisten Gräber konnten allerdings keine Grabenanlagen nachgewiesen werden.

Wie für die Jüngere Bronzezeit Westfalens üblich, konnten die Archäologen auch in Asseln nur wenige Beigaben nachweisen. Außer den Leichenbrandbehältnissen waren häufig kleine Beigefäße vorhanden, Bronzen fanden sich dagegen nur bei fünf Bestattungen. Zwei dieser Gräber enthielten eine kleine Nadel bzw. Blechreste, während sich die anderen drei Grablegen deutlich abhoben. In einem Grab lagen zwei Beigefäße und ein verziertes Tüllengriffmesser, im zweiten Grab hatte man dem Toten ein Beigefäß und ein Rasiermesser mitgegeben. Das dritte Grab enthielt sogar drei Beigefäße sowie ein blattförmiges Rasiermesser mit Griffangel und ein Griffdornmesser. Bei allen drei Bestattungen handelt es sich um Männer. Sie waren jeweils in Schlüsselochgrabanlagen bestattet worden, die sich zudem im Gräberfeld an einer Stelle konzentrierten. Betrachtet man die Bronzegegenstände dieser drei Gräber genauer, dann fällt auf, dass einige davon in Westfalen sehr selten vorkommen. Beispielsweise gibt es Griffangel-Rasiermesser nördlich und westlich des Rheins, während Vergleiche für das andere Rasiermesser eher östlich und südöstlich der Elbe zu finden sind. Darüber hinaus ist auch die Kombination derartiger Bronzen in Gräbern bislang nicht bekannt.

Aus all dem lassen sich erste Schlussfolgerungen ziehen: Offensichtlich überschneiden sich in Dortmund-Asseln unterschiedlich „modisch“ orientierte Kreise. Zudem könnte die herausgehobene Reichhaltigkeit und Ähnlichkeit der Ausstattung von drei benachbart liegenden Männergräbern in Grabanlagen ähnlichen Typs auf eine soziale Differenzierung innerhalb der jungbronzezeitlichen Gemeinschaft hindeuten. Vergleichbare Strukturen wurden bislang auf keinem anderen westfälischen Friedhof der Jüngerer Bronzezeit beobachtet.

Henriette Brink-Kloke



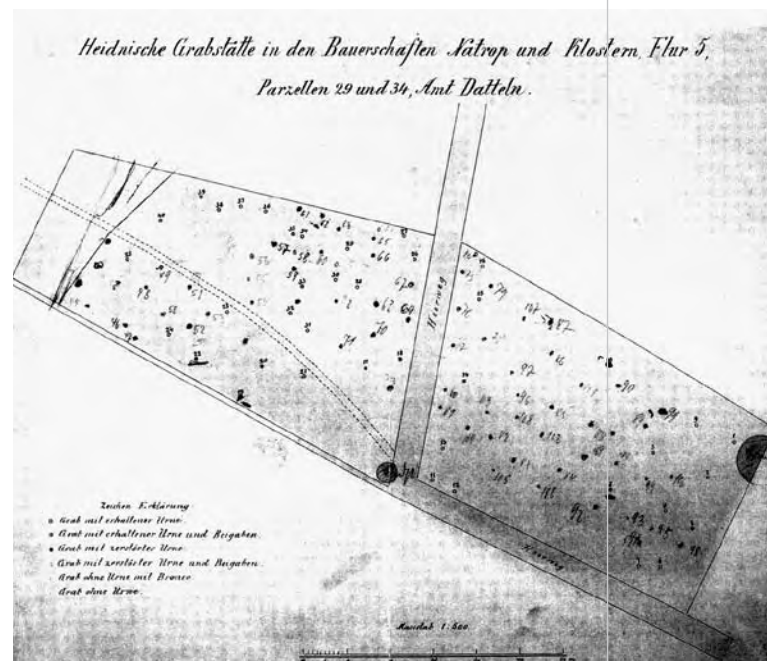
RIESENGROSS UND RÄTSELHAFT: GRÄBER UND GRABANLAGEN IN DATTELN

Wäre es nicht so früh ausgegraben worden, würde es sicher eine Schlüsselstellung in der Erforschung bronzezeitlichen Bestattungswesens in Westfalen einnehmen: das Gräberfeld von Datteln, Natrop-Klostern (Kr. Recklinghausen). Bereits 1898 erforschte der Begründer des Dortmunder Kunst- und Gewerbemuseums, Albert Baum, 110 Gräber auf einer Fläche, die später für den Bau des Datteln-Hamm-Kanals abgegraben wurde. Leider sind fast alle Funde verloren, nur von wenigen sind Abbildungen überliefert. So wird man nicht mehr feststellen können, was es mit solch exceptionellen Funden auf sich hat wie mehreren Bronzefibeln oder dem Teil eines tönernen Bootes, die damals entdeckt wurden.

Erwähnt werden auch zwei Verbrennungsplätze, deren sorgfältige Erforschung unendlich wichtig gewesen wäre. Ältester Fund ist ein verzierter Becher aus dem Endneolithikum, von dem man gerne wüsste, ob er zu einem Grab gehört hat.

Die damaligen Archäologen waren noch nicht in der Lage, Grabanlagen zu erkennen. 1937, als weitere Teile des Friedhofs untersucht wurden, war man da schon weiter – die Ergebnisse sind faszinierend. Leider sind auch die meisten Funde dieser Grabung verloren, sodass man auf die für die damalige Zeit vorbildliche Publikation der Ergebnisse angewiesen ist. So ist es möglich, für diesen Bereich – wenngleich mit vielen Unsicherheiten – Aussagen zur Belegungsabfolge und zum Totenbrauch zu treffen. Danach wurde das Areal zunächst als Siedlung genutzt. Ein endneolithischer Becher stand zwar direkt neben einer Grabgrube, dürfte aber kaum zu der Bestattung gehören. Aus diversen Siedlungsgruben wurden Scherben geborgen, die der Zeit der Riesenbecher zu Beginn der Bronzezeit zuzuordnen sind. Zwar wurden auch einige Pfosten dokumentiert, zu Hausgrundrissen lassen sie sich aber nicht rekonstruieren.

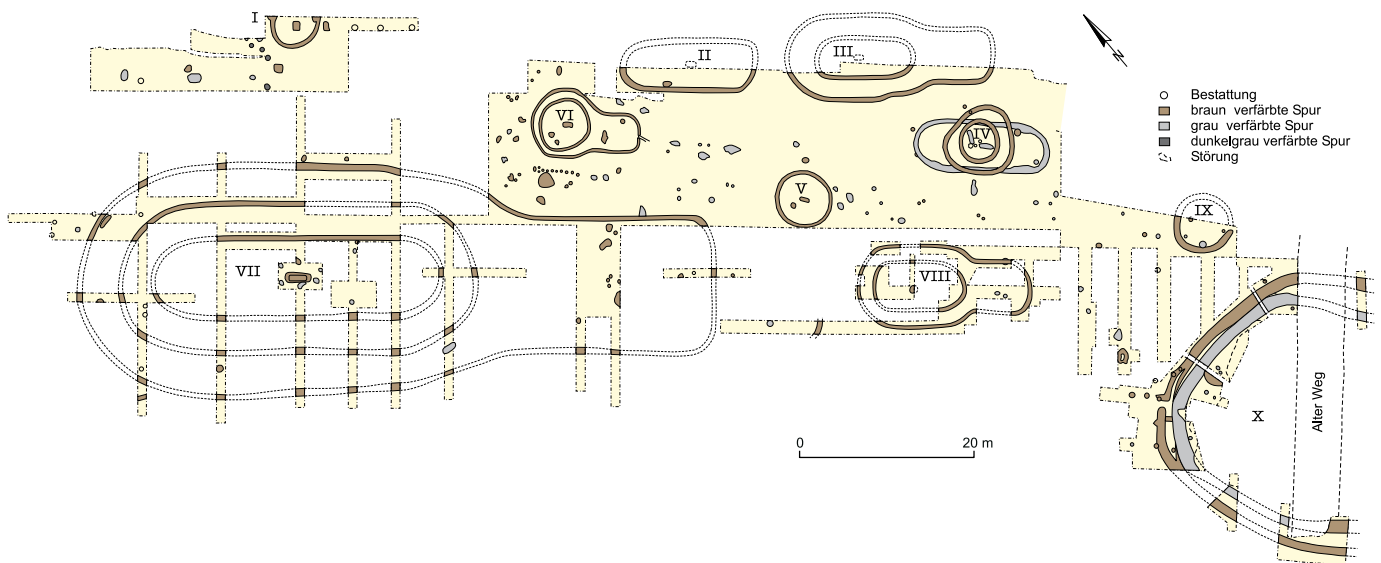
Als älteste Grabanlage ist ein großer Kreisgraben zu fassen. In einer ersten Phase hatte er einen Durchmesser von 26 m. Später wurde er auf 32 m erweitert, jetzt wies der Umfangsgraben im Nordwesten eine pfostengesäumte Unterbrechung auf. Bestattungen wurden nicht beobachtet, allerdings war das Zentrum des Hügels durch einen Weg zerstört. Die Funde – Flintabschläge aus dem inneren, Scherben einer Schüssel aus dem äußeren Graben – tragen leider wenig zur



Diesen Plan zeichnete A. Baum 1898 als Ergebnis seiner Ausgrabungen in Datteln.

Datierung der Anlage bei. Analog zu anderen Fundstellen wird man aber die Errichtung des Grabhügels in der frühen Mittelbronzezeit annehmen können.

In einen früheren Abschnitt der Späten Bronzezeit (Periode IV) gehört die wohl größte Grabanlage, die in Westfalen bisher ausgegraben wurde. Mehr als 72 m lang und 27 m breit ist die Anlage VII. Im Zentrum lag eine 2,8 m x 1,10 m große Grabgrube, in der auch Spuren eines Sarges zu erkennen waren. Trotzdem handelte es sich um eine Brandbestattung. Einzige erhaltene Beigabe war der verbrannte Rest einer Bronzennadel – hier waren wohl Grabräuber am Werk. Umgeben wurde die Bestattung von insgesamt drei Gräben, zwei konzentrisch lang-ovalen und einem Außengraben, der im Südosten einen großen Vorhof bildet – das Grab macht den Eindruck eines langgestreckten Schlüsseloches. Mindestens zwei weitere, kleinere Gräber haben die gleiche Form und nehmen räumlich eindeutig Bezug auf Anlage VII. Während bei Anlage III die eigentliche Bestattung außerhalb der Grabungsgrenzen lag, enthielt Anlage VIII ein Leichenbrandnest. Zwei Kreisgräben



1937 vorzüglich dokumentiert: der Gräberfeldplan von Datteln-Natrop-Kloster mit seinen riesigen Grabanlagen.

und ein „echtes“ Schlüssellochgrab bargen Brandskelettgräber (→ Seite 127), bei denen der Leichenbrand in rechteckigen Gruben ausgestreut war; teils waren auch hier Sargreste zu sehen.

Es ist ganz offensichtlich, dass wir hier den Einblick in eine Gesellschaft haben, deren Bestattungsbrauch im Umbruch war – von der Körperbestattung zur Brandbestattung, von Grabhügeln über Langbetten zu Schlüssellochgräbern. Dabei macht die große Anlage VII den Eindruck, als sei sie geradezu die „Urmutter“ aller Schlüssellochgräber – eine herausra-

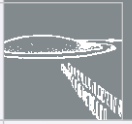
gende Stellung des Toten wird man jedenfalls kaum von der Hand weisen können. Das Grab muss einen imposanten Anblick geboten haben. Man kann sich gut vorstellen, dass es zum Vorbild für viele andere wurde. Die Anlage VI steht dann zumindest typologisch am Beginn der „echten“ Schlüssellochgräber mit runder Grabeinhegung. Mit Anlage IV, einem doppelten Kreisgraben mit einer Urnenbestattung, scheint dann der „Findungsprozess“ im Bestattungswesen abgeschlossen zu sein, solche Gräber kennen wir ja in Massen auch von anderen Friedhöfen. **Christoph Grünewald**

Literatur: Bell / Hoffmann 1940; Eggenstein 1995; Hoffmann 1940 b.



Das 1898 gefundene Boot aus Ton gehört wohl schon zur letzten, eisenzeitlichen Belegungsphase des Dattelner Friedhofs.

Rechts: Womit alles begann: der endneolithische Becher ist der älteste Fund des Friedhofs, Höhe 15,2 cm.



GRABHÜGELFELDER MIT LANGBETT-HÜGELN IM WESTLICHEN WESTFALEN

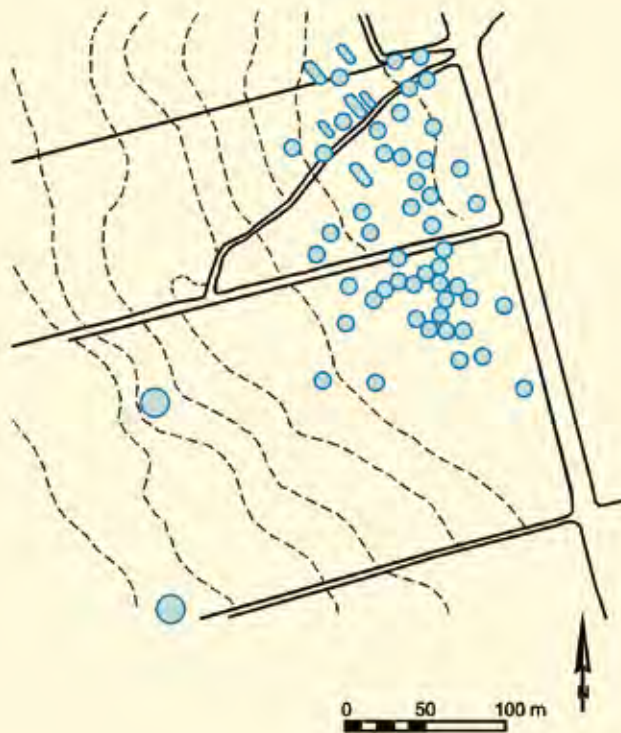
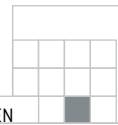
In einigen Waldgebieten Westfalens sind bis heute einzelne Grabhügel, Grabhügelgruppen und bisweilen auch größere Grabhügelfelder zu finden. Dabei ist das übliche Erscheinungsbild dieser Bodendenkmäler wenig abwechslungsreich: rundliche Hügel mit Durchmessern zwischen 5 und 20 m, die durch Erosion, Tierbauten oder Kultivierungsmaßnahmen mehr oder weniger stark verflacht überliefert sind. Von der Gestaltungsvielfalt bronzezeitlicher Grabstätten, die sich bei Ausgrabungen vor allem in den unterschiedlichen Formen und Formvariationen der Einhegungsgräben dokumentiert, lassen die obertägigen Hügelreste in der Regel nichts erahnen.

Zu den wenigen Ausnahmen zählen die großen Grabhügelfelder von Velen-Ramsdorf (Kr. Borken) und Dülmen-Welte (Kr. Coesfeld), die neben den üblichen runden Hügeln auch mit einigen Besonderheiten aufwarten.

Das erstgenannte Gräberfeld liegt im Nordosten des Höhenrückens „Die Berge“, der sich zwischen Borken und Velen auf einer Länge von etwa 5 km erstreckt. Von über 200 Grabhügeln zu Anfang des 20. Jahrhunderts sind heute noch mehr als die Hälfte im Gelände lokalisierbar. Bemerkenswert ist zunächst der mit 25 m Durchmesser und über 2 m Höhe eindrucksvollste Hügel des Gräberfeldes (Hövelsberg) (→ Seite 123), der auf seiner südlichen Seite Spuren eines umlaufenden doppelten Ringwalles erkennen lässt. Er gehört zu den ganz wenigen Grabhügeln Westfalens, deren Wall- und/oder Grabeneinhegung auch heute noch zumindest in Resten sichtbar ist. Unmittelbar südöstlich schließt sich eine Gruppe von fünf parallel angeordneten, langrechteckigen wallartigen Aufschüttungen von etwa 30 m x 5 m und 0,3 bis 0,6 m Höhe an. Hierbei handelt



*Plan des Gräberfeldes
Velen-Ramsdorf nach
einer Geländeaufnahme
aus dem Jahr 1947.*



Grabhügelverteilung auf dem Brandgräberfriedhof in Dülmen-Welte.

es sich um sogenannte Langbetten, eine sonst fast nur aus Grabungsbefunden bekannte, sehr variantenreiche Grabform. Eine Parallele zu der Ramsdorfer Langbett-Kombination lieferte z. B. die Ausgrabung des Urnenfriedhofs Rhede (Kr. Borken) (→ Seite 144).

Um die bisher vorgestellten Gräber herum streuen im Westen, Süden und Osten etwa ein Dutzend größerer Grabhügel von 11 bis 20 m Durchmesser. Etwa 100 m weiter südlich schließt sich zudem ein ausgedehntes Feld dicht nebeneinander errichteter, heute allerdings kaum noch erkennbarer kleinerer Hügel an.

Das Gräberfeld Dülmen-Welte liegt auf nahezu ebenem Gelände in einem Wäldchen zwischen Dülmen und Coesfeld-Lette. Wie in Velen-Ramsdorf wurden auch hier um 1900 über 200 Grabhügel beobachtet, wobei teilweise Gruppierungen von kleineren Hügeln um einzelne größere auffielen. Obertägig erhalten sind heute noch knapp 80 Grabstätten, darunter zwei randlich gelegene große Hügel und sechs Langbetten. Anders als in Velen sind letztere aber nicht miteinander kombiniert, sondern gruppieren sich als Einzelanlagen von 12,5 bis 19,5 m Länge, 4,6 bis 8,0 m Breite und 0,5 bis 0,6 m Höhe zwischen den übrigen Grabhügeln. Entsprechende Verteilungen sind durch Ausgrabungen für viele Friedhöfe der Emskultur nachgewiesen.

Von beiden Gräberfeldern in Velen und Dülmen sind Urnenfunde bekannt, die allerdings wenig zur konkreten Datierung der obertägig erhaltenen Grabhügel beitragen. Auch zwei 1937 angelegte Grabungsschnitte durch die Velener Langbetten erbrachten lediglich einige wenig aufschlussreiche Brandgräber ohne Beigaben. Somit können nur formale Aspekte bemüht werden: Danach sind die großen Grabhügel am ehesten der Späten Jungsteinzeit bis Mittleren Bronzezeit zuzurechnen, während die kleineren Hügel und Langbetten vornehmlich im Laufe der Jüngeren Bronzezeit und Älteren Vorrömischen Eisenzeit entstanden sein dürften.

BESONDERE WERTSCHÄTZUNG BEI KINDERGRÄBERN?

Die Beobachtung, dass in einem Grab von Nordrheda-Ems, Stadt Rheda-Wiedenbrück (Kr. Gütersloh) einem Kleinkind zwei Miniaturgefäße mit in das Grab gegeben worden waren, lässt vermuten, dass Grabsitten auch je nach dem Lebensalter des Verstorbenen variiert wurden.

Es stellt sich die Frage, ob sich diese Annahme auch bei den Grabformen verifizieren lässt. Eine mögliche Beobachtung in diese Richtung ist auf dem Gräberfeld von Rhede (Kr. Borken) (→ Seite 115) gegeben. Das Gräberfeld ist geprägt von Kreisgräben und Langbetten, die den Einfluss der Niederrheinischen Grabhügelkultur verdeutlichen.

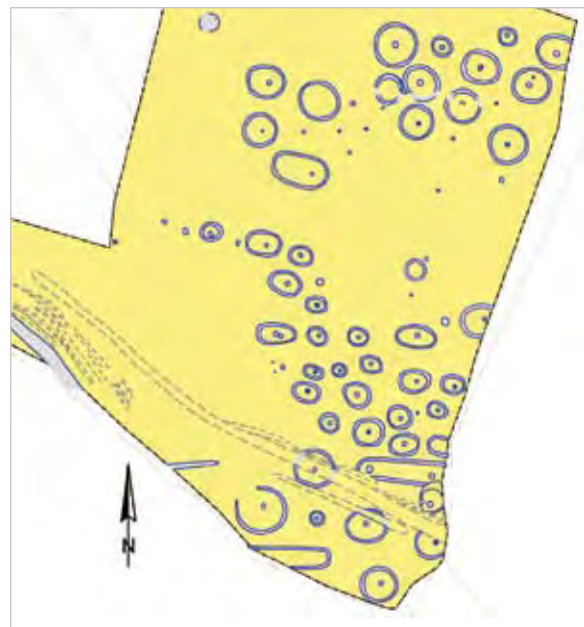
Anthropologische Untersuchungen der 163 Leichenbrände durch Bernd Hermann ergaben jeweils etwa 25 % sicher geschlechtsbestimmte weibliche und männliche Erwachsene, die sich relativ gleichmäßig über das Gräberfeld verteilt finden. Es konnte festgestellt werden, dass sie, wenn Umgehungen in Form von Gräben nachgewiesen waren, fast ausschließlich in den größten Grabanlagen bestattet waren. Wie sieht es aber mit den Kindergräbern aus? Immerhin konnten 43 Kinder im Alter von 0 bis etwa 14 Jahren im Knochenmaterial identifiziert werden. Für ein Drittel dieser Kinderbestattungen war keine grabenförmige Einhegung der Grabstelle nachweisbar. Das mag zum Teil daran liegen, dass im nördlichen Gräberfeldbereich die Kreis- oder Langgräben generell nur schlecht erhalten sind. Im südwestlichen Teil der ausgegrabenen Fläche sind Kinder interessanterweise in einigen Fällen in den großen und außergewöhnlichen Langbett-Kombinationen und angrenzenden Kreisgrabenanlagen bestattet worden. Vermutlich waren sie wichtige Mitglieder von Familienverbänden, die hier ihre letzte Ruhe gefunden haben. Es gibt aber auch einen höheren Anteil an Kindergräbern (etwa 15), die sich in kleineren Kreisgräben fanden. Diese Kreisgräben haben maximal 3 m Durchmesser, wobei diejenigen mit bis zu 2 m die Mehrzahl bilden. Ist diese Verbindung von Kindern und kleinen Grabanlagen Zufall und nur „grabungsbedingt“? Wie sieht es auf anderen Gräberfeldern mit der Verteilung der Kinderbestattungen und damit möglicherweise deren Wertschätzung im Bestattungsritual aus? Da bisher noch nicht allzu viele Gräberfelder in Westfalen anthropologisch untersucht und ausgewertet wurden oder die Ergebnisse noch nicht zugänglich sind, kann man dieser Frage nur punktuell nachgehen. Ein Blick auf das Gräberfeld von Warendorf-Neuwarendorf (→ Seite 61) zeigt eine größere Anzahl an

Kindergräbern, die nicht innerhalb von Grabenstrukturen gelegen haben. Vereinzelt finden sie sich als Bestandteil von Doppel- oder Mehrfachbestattungen in größeren Anlagen wieder. Der Anteil an Kindergräbern in kleinen Kreisgräben ist jedoch nicht so deutlich, dass man hier von einer bevorzugten Bestattungsart sprechen kann. Der nicht weit entfernt liegende Friedhof von Telgte-Raestrup (Kr. Warendorf) (→ Seite 145) weist nur drei kleinere Kreisgräben mit bis zu 2,50 m Durchmesser auf, in denen aber nur in einem Fall ein Kind innerhalb einer Doppelbestattung nachgewiesen werden konnte. Allerdings bemerkt der Ausgräber Klemens Wilhelmi, dass sich im hochgelegenen nordöstlichen Bereich des Gräberfeldes, wo Grabanlagen kaum mehr feststellbar sind, anthropologisch nachgewiesene Kindergräber in größerer Zahl konzentrieren. Hier sind möglicherweise kleinere Kreisgräben verloren gegangen, aber das kann nur vermutet werden! Auf anderen Urnenfriedhöfen wie Rheda-Wiedenbrück (Kr. Gütersloh) oder Schöppingen (Kr. Borken) sind ähnliche Beobachtungen wie in Rhede gemacht worden, nach denen kleinere Kreisgräben tendenziell eher Kinderbestattungen vorbehalten waren. In Dorsten-Wulfen-Sölten (Kr. Recklinghausen) (→ Seite 24 f.) gab es allerdings auch Kindergräber mit aufwändigen Grabbauten. Es scheint daher, dass nicht nur das Alter, sondern auch die gesellschaftliche Stellung der verstorbenen Person bei der Auswahl der Grabstätte eine Rolle spielte.

Birgit Mecke

Literatur: Herring 1996; Mecke 1998; Rüschoff-Thale 2004.

In den kleinen kreisförmigen Grabanlagen auf dem Friedhof bei Rhede wurden bevorzugt Kinder bestattet.





TELGTE-RAESTRUP: VIELFALT AUF DEM DOVENACKER

Auf dem südlichen Emsufer wurden 1968 ca. 3 km östlich von Telgte (Kr. Warendorf) beim Sandabbau mehrere dicht benachbarte Siedlungs- und Bestattungsplätze aus der Bronze- und Eisenzeit entdeckt. Davon konnte bis 1976 durch Rettungsgrabungen ein großflächiger Ausschnitt archäologisch untersucht werden. An zwei große Kreisgräben, den Resten von Grabhügeln mit Körperbestattungen vom Ende der Steinzeit oder aus der Frühbronzezeit, schloss sich ein jungbronzezeitliches Brandgräberfeld an. Dieser östliche Bestattungsplatz auf dem Dovenacker (= Totenacker) erbrachte 70 verschiedenartig gestaltete Grabanlagen und 135 Brandgräber. Etwa 500 m nordwestlich konnte in Teilbereichen ein weiterer bronzezeitlicher Friedhof erfasst werden.

Charakteristisch für die Jüngere Bronzezeit Nordwestdeutschlands ist die Abgrenzung von Grabbezirken durch schmale Gräbchen. In Telgte-Raestrup fand sich eine auffällige Vielfalt an derartigen Grabeinhegungsformen. Anlagen mit einer länglich-oval bis rechteckigen Grabenumhegung, sogenannte Langbetten, gehören wahrscheinlich in die Zeit des Übergangs von Mittlerer zu Jüngerer Bronzezeit. Pfostenspuren im Inneren der Langgräben oder Innengräben deuten auf Holzkonstruktionen, die als Totenhäuser interpretiert werden.

Gelegentlich befinden sich im Zentrum der Langbetten Bestattungen, bei denen der Leichenbrand des Verstorbenen nach der Verbrennung nicht in einer Urne aufbewahrt, sondern in einer körpergroßen Grabgrube ausgestreut wurde.

Diese „Brandskelettgräber“ (→ Seite 127) vermitteln zwischen der reinen Körperbestattung der Frühen Bronzezeit und den Brandbestattungen der anschließenden Perioden. Häufig besitzen die Langbetten einen rechteckigen oder trapezförmigen Vorhof und leiten mit diesem Merkmal zu den sogenannten Schlüssellochanlagen über, bei denen der Vorhof eines runden Grabhügels ebenfalls mit einem flachen, wie der Bart eines Schlüssellochs geformten Gräbchen umhegt ist. Schlüssellochgräber enthalten zumeist eine zentrale Brandbestattung. Möglicherweise handelt es sich bei der zerscherbten Keramik aus den Gräbchen der Vorhöfe um die Reste von Totenfeiern. Daneben wurden in Telgte-Raestrup während der gesamten Jüngeren Bronzezeit außerdem kleine Kreisgrabenanlagen errichtet.

So kann auf dem Dovenacker bei Telgte mit seinen vielfältig gestalteten Grabanlagen eine idealtypische Entwicklung der Einhegungsformen während der Jüngeren Bronzezeit verfolgt werden.

Bernhard Stapel

Literatur: Wilhelmi 1981.



Auf dem Gräberfeld von Telgte-Raestrup lässt sich die Entwicklung der bronzezeitlichen Grabanlagen gut verfolgen.

- frühbronzezeitliche Grabhügel
- Langbetten
- Schlüssellochanlagen

HÄUSER FÜR DIE TOTEN? PFOSTENSETZUNGEN IN DEN GRABANLAGEN AN DER EMS

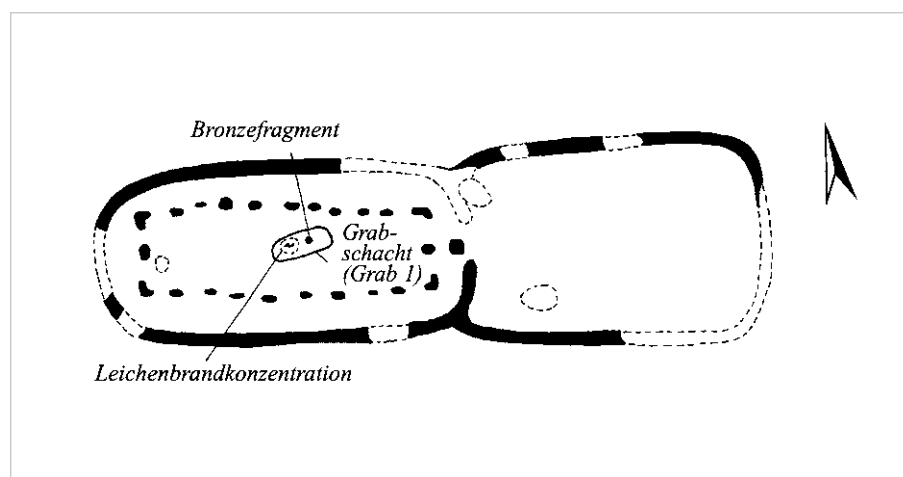
Bei vielen Grabanlagen in Warendorf-Neuwarendorf (Kr. Warendorf) konnten Archäologen innerhalb der Umfassungsgräben Pfostensetzungen dokumentieren. Meistens passen sie sich der äußeren Grabform an: Bei den Langbetten sind sie rechteckig, bei dem Schlüssellochgrab 161 bilden sie den runden Hügel über der Bestattung nach. Lediglich bei dem – nach Osten offenen – Kreisgraben 007 ist die Pfostensetzung rechteckig. Am häufigsten sind die Pfostensetzungen bei den Langbetten der Jüngerer Bronzezeit, die auch sonst die größte Vielfalt an Grabformen hervorgebracht hat. Dabei soll einmal vernachlässigt werden, dass bei den beiden endneolithischen Gräbern 99 und 139 Kopf- und Fußende mit je einem Pfosten markiert waren.

Schon bei den einfachen Langbetten ohne Vorhof vom Typ „Vledder“ gibt es Pfostensetzungen, die sich eng an die Außengräben anlehnen. Bei den etwas jüngeren Langbetten mit Anbau (Typ „Warendorf“) oder Vorhof (Typ „Telgte“) ändert sich an der ursprünglichen Konzeption nichts: Der Vorhof bleibt frei von Pfosten.

Die Grabform der eigentlichen Bestattung entspricht in etwa der der Anlagen ohne Pfostensetzungen. Meist wurde der Leichenbrand in einer länglichen Grabgrube ausgestreut oder in einem Beutel aus Leder oder anderem organischen Material niedergelegt. Manchmal war noch ein Sarg zu erkennen. Die Körperbestattung in Grab 25 – mit Dolch, Lanze und Nadel die reichste des Friedhofs – datiert an den Beginn der Jüngerer Bronzezeit. Die einzige Urnenbestattung fand sich in dem Kreisgraben 007. Fast immer liegen erwachsene Tote in den Gräbern. Dass Pfostensetzungen aber auch Kindern zugeordnet wurden, belegt Grab 108.

Ähnliche Pfostensetzungen wie in Neuwarendorf sind in der Ems-Gruppe nicht selten. In Telgte (Kr. Warendorf), Münster-Gittrup oder Rheine-Mesum (Kr. Steinfurt) sind sie ebenso zu finden wie in den östlichen Niederlanden.

Ihre Deutung – sowohl der Form des Aufgehenden als auch der Funktion im Bestattungsritus – beschäftigt seit langem die Forschung: bislang ohne eindeutige Ergebnisse. Da Quellen oder Bild-



Warendorf-Neuwarendorf, Grab 50. Im Plan sind die Pfosten des Grabbaus zu erkennen. Auffällig sind die Eckkonstruktionen. Sie lassen vermuten, dass die Pfosten eine Oberkonstruktion trugen.

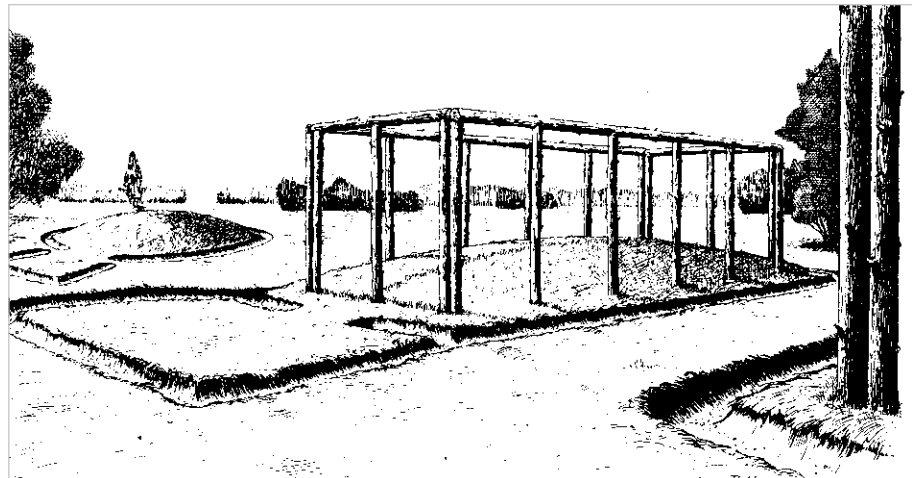


zeugnisse fehlen, ist man allein auf den Befund angewiesen. Auffällig ist, dass es sich meist um kleinere, vierkantige Pfosten handelt, die nur wenig in die Erde eingetieft waren. Eine schwere Konstruktion können sie demnach nicht getragen haben, trotzdem legte man Wert auf gutes Aussehen. Oft stehen die Pfosten der beiden Längswände nicht parallel zueinander – Querbalken wie für ein festes Gebäude können auf ihnen nicht befestigt gewesen sein. Eine gewisse Festigkeit war aber erwünscht – sonst wären die Ecken nicht als Winkel ausgebildet. Klemens Wilhelmi rekonstruierte liegende Querbalken oben auf den Pfosten. Das scheint zunächst schlüssig. Ein Untersuchungsergebnis relativiert aber die Annahme. Als man den Grabhügel über der Bestattung errichtete, standen die Pfosten bereits nicht mehr. Möglich ist, dass die ganze Konstruktion wie die Totenhäuser der Paderborner Gruppe während der Beisetzungszeremonie verbrannt wurden. Eine weitere Interpretationsmöglichkeit ist die Errichtung einer Art Baldachin zum Schutz der Beisetzungszeremonien: Vor Sonne, Wind und Regenwetter?

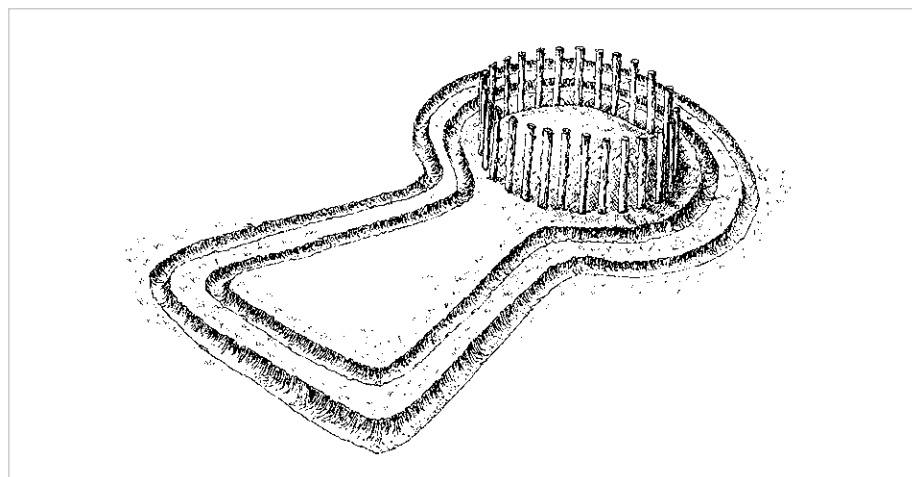
Christoph Grünewald / Barbara Rüschoff-Thale

Literatur: Kooi 1979; Rüschoff-Thale 2004; Verlinde 1979/1987; Wilhelmi 1975.

Sahen so die Grabmonumente in Warendorf aus? Nur die Stellung der Pfosten ist gesichert, nicht aber die Details.



Auch runde Pfostensetzungen kommen vor (Grab 161). Theoretisch könnten sie ein Dach getragen haben.



JEDEM SEIN EIGENER FRIEDHOF: DIE BESTATTUNGSPLÄTZE BEI OELDE

Üblicherweise nehmen die Urnengräberfelder der Späten Bronzezeit und Eisenzeit im Münsterland riesige Flächen ein – ein Problem, mit dem man als Bodendenkmalpfleger bei der Ausgrabung wie bei der Auswertung zu kämpfen hat. Nur zu oft können die Friedhöfe nur zum Teil erforscht werden. So nimmt der Friedhof von Borken-Hoxfeld (Kr. Borken) eine Fläche von 800 m x 100 m ein. In Warendorf-Neuwarendorf (Kr. Warendorf) (→ Seite 146) wurde eine Fläche von 380 m x 120 m mit 341 Toten ausgegraben, ohne dass die Grenzen des Friedhofs erreicht wären.

Dass aber auch ganz andere Modelle zum Tragen kommen können, zeigt das Beispiel Oelde (Kr. Warendorf). Hier liegen östlich des Axtbaches mindestens vier bronzezeitliche Friedhöfe auf einer Distanz von wenig mehr als 500 m.

Im Norden, am Weitkamp, fiel in einer größeren Grabung ein Kreisgraben von 19 m Durchmesser auf, der einen pfeilspitzenförmigen Durchlass im Süden hatte. Dies ist der Rest eines Grabhügels der Frühen bis Mittleren Bronzezeit. Weitere Gräber im Umfeld konnten nicht beobachtet werden. Weiter südlich traten 1955 bei Bauarbeiten Reste eines Friedhofs zutage, von dem noch 38 Urnen mit Leichenbrand geborgen werden konnten. Rekordverdächtig ist ein von einem tiefen Graben umhөгtes Langbett von über 59 m Länge und 4 m Breite, dazu kommen mehrere Schlüsselochgräber.

Etwa 600 m weiter südlich konnten beim Bau eines Hauses 1949 zwei Urnen geborgen werden, von denen zumindest eine noch in die Späte Bronzezeit gehört. Wie groß der Friedhof wirklich war, wissen wir nicht – reguläre Grabungen haben hier nicht stattgefunden.

Wiederum 200 m weiter südlich waren Altmeldungen von weiteren Urnen bekannt. Ergebnis von Grabungen im Jahr 1997 waren einerseits diverse Bestattungen, von denen die meisten wohl bereits in die Ältere Vorrömische Eisenzeit gehören, aber auch eine 104 m lange Doppelpostenreihe. Diese imposante, Nordwest-Südost-verlaufende Anlage gehört zu einem der mittelbronzezeitlichen Grabhügel mit sogenanntem „dromos“ (→ Seite 131 f.). Leider dürfte die eigentliche Bestattung schon vor Jahrzehnten unbeobachtet überbaut worden sein.



Aufgereiht am Axtbach: die bronzezeitlichen Friedhöfe bei Oelde.



Nur noch der Kreisgraben war erhalten: Mittelbronzezeitlicher Grabhügel am Weitkamp bei Oelde.



Die gute Forschungssituation hier belegt, dass zwischen diesen Friedhöfen fundfreie Gebiete liegen, es sich also nicht um einen der großen Bestattungsplätze handelt. Die Beweggründe für das Abweichen vom üblichen Schema sind unbekannt. Alle vier Friedhöfe liegen etwa in einer Reihe im Abstand von 400 m zum Axtbach. Vielleicht deutet sich hier ein Siedlungsmuster mit regelmäßig verteilten Einzelhöfen an, wie es später, im Frühen Mittelalter, auch aus diesem Raum bekannt ist. Dann hätte jeder Hof seinen eigenen Friedhof gehabt.

Christoph Grünewald

Literatur: Zu allen Zeiten bel(i)ebt 2004.

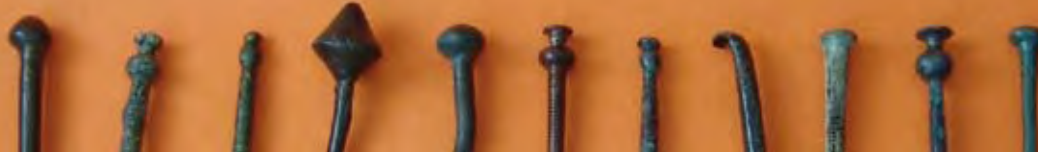
Heute läuft sie ins Leere: Der Grabhügel, zu der die Doppelpfostenreihe [Dromos] führte, wurde unerkannt überbaut.

Mehr als 59 Meter lang war die Grabanlage an der Ambrosiusstraße in Oelde, die 1955 entdeckt wurde.





MENSCH UND GESELLSCHAFT



Der bronzezeitliche Mensch in Westfalen unterschied sich von dem heutigen wenig. Die erwachsene Frau war im Durchschnitt fast 1,60 m und der erwachsene Mann etwas mehr als 1,70 m groß. Beide waren wahrscheinlich dünner als die heutigen Bundesbürger und vom Skelett her in der Regel robust, Einzelne waren jedoch eher grazil. Aufgrund der damals geringen medizinischen Kenntnisse hatten Neugeborene schlechte Überlebenschancen. Ein Kind, das immerhin ein Alter von sechs Jahren erreicht hatte, konnte nur mit einer statistischen Lebenserwartung von 23 Jahren rechnen. Freilich starben einzelne Menschen in erheblich höherem Alter. „Ranzzi“, der Mann, der zwischen 1250 und 1150 vor Chr. in einer Felsspalte in Borgentreich (Kr. Höxter) wohl unerwartet starb, wurde etwa 38 Jahre alt. Die Menschen in Münster-Gittrup, Dortmund-Oespel und Vreden (Kr. Borken) hatten ein durchschnittliches Sterbealter von 45 bis 50 Jahren (→ Seite 151).

Ausgewogene und reichhaltige Ernährung sind neben der genetischen Veranlagung für Größe und Körperbau verantwortlich. Es ist in vielen Kulturen ein eklatanter Unterschied zwischen den Angehörigen der Oberschicht und den einfachen Leuten festzustellen. Anzunehmen ist eine Wechselwirkung zwischen guter Ernährung, Körpergröße und sozialer Stellung.

Die „obere“ Klasse lässt sich bereits im 3. Jahrtausend vor Chr. (Endneolithikum) deutlicher fassen. Sie war überregional gesellschaftlich und kulturell vernetzt. In der Bronzezeit kam der Faktor Handel vermehrt hinzu, weil mangels Rohstoffen alles in einem System von Überschussproduktion, Export und Import in Bewegung geriet. Bereits gut situierte Familien und innovative Personen waren im Vorteil, die ihre Vormachtstellung nicht nur im Grabbrauch, sondern auch im Alltag demonstrierten. So scheint die Höhenbefestigung auf dem Schweinskopf bei Tecklenburg (Kr. Steinfurt) (→ Seite 84 f.) der handfesten Kontrolle eines frühen Handelsweges gedient zu haben.

Der frühe „Herr des Weges“ und des Handels ist aber in den Gräbern des Münsterlandes nicht wirklich fassbar. Anders verhält es sich in Ostwestfalen mit den Gräbern des Sögel-Wohlde-Kreises und ihren mitunter reich verzierten Dolchklingen. Dafür kennen wir dort noch keine Höhenbefestigung und wissen nicht, wodurch eine Vormachtstellung begünstigt worden sein konnte. Salzgewinnung ist möglich, bisher aber nicht belegbar. „Fürstengräber“ wie in Mitteldeutschland gibt es in Westfalen nicht.

Später, in der Mittleren Bronzezeit, spielen männliche Grabausstattungen sogar kaum noch eine Rolle. Dafür zeichnen sich einige Frauen durch ihre Trachtbeigabe, so etwa eine bronzene Radnadel aus. Überaus reichhaltig sind diese Gräber jedoch auch nicht. Etwas auffälliger sind je eine Dame aus Borchon-Etteln (Kr. Paderborn) mit einer Radnadel und einer Bernsteinperle und eine aus Bad Driburg (Kr. Höxter) mit einer Radnadel und zwei Stollenarmbändern (→ Seite 58).

In der Jüngeren Bronzezeit stieg die Zahl der Gräber schlagartig an. Dies ist auf mehreren Gräberfeldern gut belegt. Man kann damit rechnen, dass wir nun die gesamte Bevölkerung – mit Ausnahme der kleinsten Kinder – auf dem Friedhof erfassen. Es scheint, dass die Mittelschicht breiter geworden ist. Es heben sich aber immer noch Personen ab, wie die junge Dame, die in Rheda-Wiedenbrück (Kr. Gütersloh) mit einem Bronzebecken, einer Fleischbeigabe sowie Ringen und Perlen auswärtiger Herkunft bestattet wurde. Ihr Grab zeigt, dass die Existenz unterschiedlicher Sozialklassen fort dauerte.

Überschussproduktion und Handel spielten wohl noch in der Jungbronzezeit eine große Rolle. Wirtschafts- und sozialgeschichtlich ist aber hier von den Archäologen, Anthropologen und anderen Wissenschaftlern noch eine Menge zu leisten. Der Friedhof von Münster-Gittrup mit seinen Bronzebeigaben als Statussymbole zeigt wohl, wohin die Reise gehen kann.



DER MENSCH ALS GESCHICHTSQUELLE: TOTENVERBRENNUNG UND LEICHENBRANDANALYSE

In Europa hat die Sitte, Tote auf dem Scheiterhaufen zu verbrennen, eine lange Tradition. Diese reicht bis in die Mittlere Steinzeit zurück. Von der Späten Bronzezeit bis in die Völkerwanderungszeit und danach wurde die Totenverbrennung überwiegend oder sogar ausschließlich praktiziert. In bestimmten Regionen treten Brand- und Körperbestattungen zu gleicher Zeit nebeneinander auf. Als Bestattungsformen nach einer Scheiterhaufenverbrennung finden sich Urnenbestattungen, Brandschüttungsgräber, Knochenlager, Brandgrubengräber und Bustumbestattungen. „Bustum wird ein Platz genannt, an dem ein Toter verbrannt und begraben worden ist...“ (Aus dem Wörterbuch des römischen Schriftstellers Pompeius Festus „De significatione verborum“). Hinter der Totenverbrennung der Vergangenheit stehen für uns nicht mehr genau erschließbare Jenseitsvorstellungen. Bilddokumentarische und schriftliche Quellen der Antike vermitteln uns aber eine Ahnung von den Ritualen bei der Totenverbrennung jener Zeit.

Die Gesamtheit der nichtbrennbaren Rückstände des menschlichen Körpers bezeichnet man als Leichenbrand. In der Regel handelt es sich um die mineralischen Bestandteile des Knochens. Nach der Verbrennung kommt es zu einer unterschiedlich starken Schrumpfung und Fragmentierung. Es entstehen hitzebedingte Deformationen, Risse, Verkrümmungen, Abflachungen und Torsionen. Übrig bleiben weiße bis graue, meist scharfkantige und harte Knochenpartikel, deren

Größe und Struktur abhängig ist von der Intensität der Verbrennung.

Bei sachkundiger Bearbeitung können Leichenbrandreste zu einer wichtigen Informationsquelle werden, die Aussagen über Geschlecht, Alter, Robustizität, Körperhöhe und Krankheiten von Individuen zulässt. Damit sind sie für den Archäologen eine wichtige Hilfe bei der Auswertung seiner Befunde. Darüber hinaus liefern Leichenbranduntersuchungen Daten über demografische Verhältnisse und Begräbnissitten der Vorzeit.

Aus Westfalen liegen aus zahlreichen bronze- bis eisenzeitlichen Brandgräberfeldern Leichenbrandserien vor, die bereits wertvolle Erkenntnisse erbracht haben.

Es handelt sich dabei um größere Friedhöfe mit über 100 Individuen wie die aus Dortmund-Oespel/Marten, Münster-Gittrup, Borken-Hoxfeld oder Vreden (beide Kr. Borken) und kleinere (unter 100 Individuen) wie die Einzelproben aus Saerbeck (Kr. Steinfurt), Münster-Handorf, Bocholt-Westtangenten (Kr. Borken), Dortmund-Asseln, Rheine (Kr. Steinfurt), Warendorf-Milte (Kr. Warendorf) und Emsdetten-Isendorf (Kr. Steinfurt). Die Zeitspanne dieser Serien reicht oft über die Bronzezeit hinaus und in die Jüngere Eisenzeit hinein.

In einer kurzen Übersicht sollen drei dieser Serien mit einigen erhobenen Merkmalen vergleichend dargestellt werden:

Merkmal	Münster-Gittrup	Dortmund-Oespel	Vreden
Subadulte (= unter 20 Jahre)	48 %	32 %	27 %
Männer : Frauen	86 : 58	80 : 69	55 : 32
Mittl. Erwachsenenalter	45,2 Jahre	50,8 Jahre	48,6 Jahre
Verbrennungsgrad	Vollkommen	Vollkommen	Vollkommen
Mittl. Leichenbrandgewicht	763 Gramm	430 Gramm	762 Gramm
Fragmentgröße	Überwiegend mittelgrob (1–5 cm)	Überwiegend mittelgrob (1–5 cm)	Überwiegend mittelgrob (1–5 cm)
Robustizität Männer	Derb-kräftig	Derb-kräftig	Derb-kräftig
Robustizität Frauen	Mittelkräftig	Mittelkräftig	Mittelkräftig
Körperhöhe Männer	172,6 cm	172,7 cm	172,8 cm
Körperhöhe Frauen	159,8 cm	159,2 cm	157,7 cm
Pathol. Veränderungen	Häufig	Selten	Selten
Tierknochen	Keine	1 %	Keine

Anthropologischer Vergleich westfälischer Leichenbrandserien.



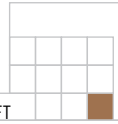
Totenopfer für Patroklos (vgl. Homer, Ilias 23, 163 ff.). Im Zentrum der Scheiterhaufen des Patroklos. Links daneben Achilles, der einem gefangenen Trojaner das Schwert in die Brust stößt. Rechts Agamemnon, der ein Trankopfer (Wein) spendet. Rechts unten wird Hektor von einem Viergespann um das Grab geschleift (nach einem antiken Vasenbild).

Die dargestellten Serien weisen in vielen Merkmalen Übereinstimmungen bzw. Ähnlichkeiten auf. Andererseits gibt es aber auch Unterschiede, die u. a. in der zeitlichen Zuordnung, in abweichenden Funeralpraktiken und lokalen Lebensweisen und -bedingungen begründet sein können.

In Dortmund-Oespel und Vreden ist ein größeres Defizit an Säuglingen und Kleinkindern zu beobachten. Hier ist natürlich immer damit zu rechnen, dass sie in anderen, nicht ausgegrabenen Friedhofsteilen lagen. Männer sind aus analysetechnischen Gründen (sie sind einfach besser bestimmbar) häufiger als Frauen. Insgesamt spricht die Alters- und Geschlechterverteilung für natürliche Siedlungsgemeinschaften mit einem größeren Anteil älterer Menschen.

Auffällig ist die große Knochenrobustizität bei Männern und die starken Muskelansatzmarken bei beiden Geschlechtern, die auf starke körperliche Dauerbelastungen hinweisen. Die Erwachsenen waren durchschnittlich mittel- bis hochwüchsig. Mit ihren Körperhöhenwerten ordnen sich die westfälischen Serien in das nicht sehr variable Spektrum der Körperhöhe bei bronze- bis eisenzeitlichen Bevölkerungen Mitteleuropas ein.

Nach Verbrennungsgrad und Farbe des Leichenbrands hat man augenscheinlich allerorts eine höchst effektive Verbrennungstechnik angewandt. Normalerweise rechnet man, dass von einem erwachsenen Menschen nach der Verbrennung bis zu 2 kg Leichenbrand bleiben.



Die Mittelwerte für die Leichenbrandgewichte aus unseren Friedhöfen sind vergleichsweise hoch und damit Ausdruck für die relative Vollständigkeit der einzelnen, überwiegend mittelgroben Leichenbrandpartien. Sie stellen etwa ein Viertel bis ein Drittel der bei der Kremation übrigbleibenden Knochenreste dar, was auf eine sorgfältige, pietätvolle Behandlung der menschlichen Überreste nach einer Scheiterhaufenverbrennung schließen lässt.

Auffällig sind die häufigen krankhaften Veränderungen bei den Menschen aus dem Gräberfeld von Münster-Gittrup. Es handelt sich dabei um degenerative Veränderungen an der Wirbelsäule und an den großen Gelenken, um Zahn- und Kiefererkrankungen, Unfallverletzungen (traumatische Läsionen), Blutkrankheiten (Hämopathien) und entzündliche Prozesse. Hiermit haben wir Hinweise auf eine starke Arbeitsbelastung dieser Bevölkerung und die insgesamt nicht so günstigen Lebensbedingungen wie in den anderen Vergleichsorten. Ein Ausdruck dieser vergleichsweise schlechteren Lebenssituation und einer stärkeren Krankheitsbelastung ist das geringere durchschnittliche Lebensalter der Erwachsenen.

Verbrannte Tierkochen als Reste von Opfer- bzw. Totenbeigaben kommen in geringer Zahl nur in Dortmund-Oespel vor.

Manfred Kunter

Literatur: Kunter 2006.

„Die Begräbnisse sind im Verhältnis zur sonstigen gallischen Lebensweise sehr prächtig und aufwändig. Alles, was dem Toten vermutlich lieb war, werfen sie auf den Scheiterhaufen, auch Tiere und bis vor kurzem Sklaven und Klienten, von denen feststand, dass der Tote sie geliebt hatte. Nach feierlichen Beerdigungsriten werden sie zusammen mit dem Verstorbenen verbrannt.“ [Caesar, Bellum gallicum, 6. Band, 19/4]



Was vom Menschen übrig bleibt: Leichenbrand aus dem Gräberfeld Warendorf-Neuwarendorf.



BRONZEBEIGABEN ALS STATUSSYMBOLE? MÜNSTER-GITTRUP

In den meisten Gräbern der jüngerbronzezeitlichen Urnenfriedhöfe Westfalens finden sich neben der Bestattung keine oder nur sehr wenige Beigaben. Wenn vorhanden, handelt es sich meist um Beigefäße aus Keramik, seltener um Metall-, genauer gesagt Bronzeobjekte wie Nadeln, Rasiermesser oder Pinzetten. Nur in Ausnahmefällen sind mehr als zwei Bronzen mit in ein Grab gegeben worden, wobei die Kombination von einem Rasiermesser mit einer Pinzette eine Art Standardensemble in Männergräbern darstellt. Ebenso kommt die Kombination von Rasiermesser und Nadel vor.

Vor diesem Hintergrund ist es schon eine willkommene Ausnahme, wenn auf einem Urnenfriedhof 10 % der Gräber Beigaben aus Bronze enthalten. Entsprechendes konnte in Saerbeck, Ibbenbüren -„Auf'm Trüssel“, Emsdetten-Hollingen (alle Kr. Steinfurt) und vor allem in Münster-Gittrup festgestellt werden. Während die ersten drei Fundorte insbesondere eine größere Zahl an Nadeln – und hier in erster Linie Vasenkopfnadeln – erbracht haben, ist das Spektrum der Bronzen im Gräberfeld von Gittrup ungewöhnlich breit. Nicht alle Funde stammen jedoch aus gesicherten Grabzusammenhängen. Ein beträchtlicher Teil der insgesamt etwa 30 Bronze-Objekte wurde von privaten Findern 1976 in einer Sandgrube auf der südlichen Emsterrassenkante geborgen. Durch die Funde wurde eine „Notgrabung“ ausgelöst, die sich dann als reguläre Grabung bis in die 1990er Jahre hinzog und letztendlich ein Gräberfeld mit fast 300 Bestattungen an das Tageslicht förderte.

Dank der Aufmerksamkeit der Finder sind Bronzeformen bekannt geworden, die andernorts in Westfalen unbekannt oder äußerst rar sind.

Neben fünf Pinzetten, sieben Rasiermessern – darunter ein doppelschneidiges (→ Seite 98) –, acht Nadeln und einigen kleineren Schmuckteilen wie Spiralröllchen sind es vor allem ein verziertes Griffdornmesser, eine bronzene Knopfsichel und eine zweiteilige Plattenfibel (→ Seite 18), die das Gräberfeld von Gittrup aus der Masse herausheben.

Das nahezu komplett erhaltene und mit Strichbündeln und Kreuzen verzierte Messer hat in Westfalen immerhin einzelne Parallelen, und zwar aus Höxter-Godelheim, Schöppingen (Kr. Borken) und aus der Gegend um Löhne (Kr. Herford). Mit diesen Funden liegen die nordwestlichsten

Eine Auswahl bronzener Grabbeigaben aus Münster-Gittrup: Messer, Sichel, Pinzette und zwei Rasiermesser.





Freipräpariert in der Restaurierungswerkstatt: ein kleiner Bronzering in einer geöffneten Urne.

Vertreter eines Messertyps vor, der im Bereich der Urnenfelderkultur seine Hauptverbreitung hat und dort vor allem in einen frühen Horizont der Jüngerer Bronzezeit (Stufe Ha A) datiert wird. Für die westfälischen Stücke ist eventuell eine geringfügig spätere Datierung anzunehmen. Da das Messer ohne Befundzusammenhang geborgen wurde, lässt sich diese Annahme für das Gittruper Stück jedoch nicht durch mögliche andere Grabbeigaben erhärten.

Zu den seltenen Funden in Westfalen gehört auch die Knopfsichel, ebenfalls vor Beginn der Grabungen im Jahr 1976 im Gräberfeldbereich geborgen. Die Beigabe von Sichel in Gräbern der Mittleren und Jüngerer Bronzezeit ist im nordischen Kreis häufiger anzutreffen. Ihre Mitgabe ist offensichtlich unabhängig vom Geschlecht der Bestatteten erfolgt. Die Form der Gittruper Sichel zeigt, dass sie wohl aus dem westlichen Alpenraum stammt, also wie das Messer aus dem Bereich der Urnenfelderkultur. Dies gilt auch für das zweischneidige Rasiermesser und eine sogenannte Schieberpinzette aus einem Urnengrab.

Die zweiteilige Plattenfibel (→ Seite 18) gehört einer sehr uneinheitlichen Gruppe von Fibeln an, deren Verbreitungsgebiet von Niedersachsen bis nach Mecklenburg reicht.

Hervorzuheben sind weiterhin zwei 16 bzw. 20 cm lange Nadeln mit scheibenförmigen Kopfabschluss, die beide aus Ur-

nengräbern stammen. Nadeln dieses Typs sind in Westfalen ebenfalls eher selten anzutreffen; so stammt eine ähnliche Scheibenkopfnadel aus Saerbeck (Kr. Steinfurt) (→ Seite 163 ff.). Ihr Hauptverbreitungsgebiet liegt im nordwestdeutschen Raum. Kontakte dorthin sind auch durch die einschneidigen Rasiermesser und Vasenkopfnadeln nachzuweisen. Eine Besonderheit stellt weiterhin die Nadel aus Grab 194 von Gittrup dar, die durch den hohen Zinn- und Bleianteil des Vasenkopfes ebenfalls aus dem Rahmen des Üblichen fällt (→ Seite 163 ff.).

Schließlich soll an dieser Stelle noch auf das gegossene Bronzebecken (→ Seite 17) hingewiesen werden, das am Rand der bronzezeitlichen Siedlung von Gittrup innerhalb einer Pfostenstellung entdeckt worden ist. Dieses für Westfalen außergewöhnliche Stück zeigt ebenfalls deutliche Verbindungen nach Nord- bzw. Mitteldeutschland, wo der Verbreitungsschwerpunkt der Bronzebecken liegt.

Die weitreichenden kulturellen Verbindungen und die Quantität der Gittruper Bronzefunde sprechen dafür, dass die hier lebenden Menschen überdurchschnittlich wohlhabend waren. Lassen die Ergebnisse der Leichenbrandanalyse (→ Seite 153) darauf schließen, dass die ansässige bäuerlich geprägte Bevölkerung sich diesen Wohlstand durch sehr harte Arbeit erworben hat?

Birgit Mecke



GLADBECK-ELLINGHORST: BESONDERHEITEN IM KLEINEN

Aus dem Jahr 1936 stammt die Kenntnis vom Gräberfeld Gladbeck-Ellinghorst, das bei Bauarbeiten auf dem Areal einer Bergarbeitersiedlung zutage trat. Die nachfolgenden Grabungen des Museums Gladbeck und des damaligen Landesmuseums für Vor- und Frühgeschichte in Münster erbrachten dann 201 Bestattungen. Große Bereiche des Friedhofs, der mindestens 6 ha groß war, konnten allerdings nicht ausgegraben werden. Rechnet man die Anzahl der Gräber hoch, kommt man auf eine Summe von ehemals mehreren Hundert.

Fast ausnahmslos handelte es sich um einfache Urnenbestattungen. Nur an zwei Stellen gab es Grabenstrukturen, die zur Umhegung von Bestattungen gedient hatten: einmal ein Ost-West-ausgerichtetes Schlüssellochgrab und ganz im südöstlichen Bereich des untersuchten Areals zwei Kreisgräben. Einer der Kreisgräben mit zentraler Urnenbestattung wurde außen deutlich von mehreren Urnengräbern flankiert. Hier scheint ein gewollter Bezug zwischen den „einfachen“ Bestattungen und dem hervorgehobenen Grab zu bestehen. Vielleicht waren hier Mitglieder einer Familie rund um ein „Ahnengrab“ beigesetzt worden.

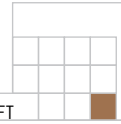
Leider geben die alten Grabungsaufzeichnungen nur sehr begrenzte Detailinformationen, so dass viele Fragen etwa zu Gefäßdeponierungen in den Gräben nicht zu beantworten sind. Offenbar wurden aber, verteilt über das ganze Gräberfeld, an sieben Stellen kleine Schalen und Becher ohne Grabzusammenhang in die Erde gebracht, was eine Deutung als „Opfer“ nahelegt. Wie in Recklinghausen (→ Seite 40) konnte auch in Gladbeck zumindest an einer Stelle eine Holzkohlekonzentration freigelegt werden, die ebenfalls in rituellem Zusammenhang gesehen werden kann.

Ein interessantes Bild ergibt die erhaltene und überlieferte Grabkeramik. Den variantenreich vorhandenen doppelkonischen Formen stehen Zylinder- und Kegelhalsgefäße gegenüber, die deutlich sorgfältiger hergestellt und poliert sind, ganz ähnlich wie in Bottrop (→ Seite 43). Der Anteil der verzierten Gefäße ist bei dieser Gruppe ebenfalls höher. Neben einigen phantasievollen Ritzverzierungen kommen vereinzelt Kerbschnittmuster vor, die den Einfluss der Niederrheinischen Grabhügelskultur verdeutlichen. Auch die einzige Deckeldose, deren reich verzierter Deckel ebenfalls erhalten ist, weist auf Kontakte zum Niederrhein und damit zur Nordgruppe der Urnenfelderkultur hin.

Etwas aus dem „normalen“ Formenspektrum des Gräberfeldes heraus fällt ein Gefäß, das inmitten des Friedhofes ohne Leichenbrand oder sonstige Bestattungsreste in die Erde eingebracht worden war und deshalb zu den Gefäßdeponierungen gezählt wird. Das Gefäß mit einem hohen, zylindrischen Halsteil, dessen Oberteil mit breiten, schräg verlaufenden Riefen verziert ist, erinnert an mitteldeutsche Formen. Ähnliche Urnen sind auf ostwestfälischen Friedhöfen zutage gekommen.

Grabbeigaben in den Urnen sind – abgesehen von einigen Beigefäßen – selten. Immerhin wurden in einer doppelkonischen Urne ein einschneidiges Rasiermesser, eine Pinzette sowie ein kleines Gefäß vorgefunden; ein einzelnes nordisches Rasiermesser stammt ebenfalls aus einem Grab. Etwas ungewöhnlicher als Grabbeigaben sind dagegen zwei durchlochte Bernsteinperlen, die jeweils einzeln in einer Urne vorgefunden wurden. Eine davon enthielt den Grabungsunterlagen zufolge sogar noch ein zweites, heute verschollenes Bernsteinstück.

Das Vorkommen von Bernstein in Brandgräbern der Jüngeren Bronzezeit Westfalens ist recht selten. Das mag zu einem Teil an dem niedrigen Schmelzpunkt oberhalb von 300° Celsius liegen.



Mitteldeutsches Design? Zylinderhalsgefäß aus Gladbeck-Ellinghorst.

Da in dieser Zeit ein Teil der Beigaben mit auf den Scheiterhaufen gegeben wurde, hätte sich das fossile Harz dort nur in Ausnahmefällen – wie hier – erhalten. Vielleicht hat das seltene Auffinden aber auch mit der Tatsache zu tun, dass Bernstein einen hohen Tauschwert hatte und damit den Lebenden vorbehalten blieb. Schließlich kann die Mitgabe auch schlicht als „Beigabenmode“ gewertet werden. Immerhin wurden in den Urnenfriedhöfen von Telgte-Raestrup, Warendorf-Neuwarendorf oder Telgte-Woeste (alle Kr. Warendorf) ebenfalls einzelne Bernsteinperlen entdeckt, eine Perle aus Espelkamp-Frotheim (Kr. Minden-Lübbecke) gehört wahrscheinlich auch noch in die Endphase der Bronzezeit. Diesen vereinzelt Vorkommen in Westfalen stehen aber durchaus reiche Bernsteinfunde etwa in bronzezeitlichen Depots Süd- und Mitteldeutschlands gegenüber, wo sich der goldfarbene Schmuckstein großer Beliebtheit erfreute.

Mit den kleinen, aber durchaus feinen Ergebnissen der Gräberfeldauswertung von Gladbeck-Ellinghorst wird wieder einmal deutlich, dass selbst eine unvollständige oder schlecht überlieferte Grabungsdokumentation noch wichtige Erkenntnisse zum Verständnis bronzezeitlicher Bestattungssitten liefern kann.

Birgit Mecke

Literatur: Rüschoff-Thale 2004; Wand-Seyer 1985.



BRONZEZEITLICHE SCHWERTER UND VORNEHME KRIEGER



*Rapierschwertklinge aus Medebach-Deifeld:
Import aus Irland? Jedenfalls keine Waffe aus
der Werkstatt nebenan.*

In unserem Kollektivgedächtnis spielt das Schwert eine herausragende Rolle. Handelt es sich doch um die Waffe, die den adligen Krieger auszeichnet. Noch im Zweiten Weltkrieg trugen Offiziere bei feierlichen Anlässen ein völlig überflüssiges Schwert am Gürtel, das nur noch Symbolkraft besaß. Wie war es nun in der Bronzezeit, lange bevor der Adelsbegriff aufkam?

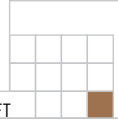
Dies ist nicht so leicht zu beurteilen, weil wir im Wesentlichen auf die Aussagen von Grabausstattungen angewiesen sind, die aber die Verhältnisse der lebenden Bevölkerung nicht unbedingt widerspiegeln.

Schwerter sind als Grabfunde in Westfalen sehr selten. Lediglich während der früh- bis mittelbronzezeitlichen sogenannten Sögel-Wohld- Stufe wurde ausschließlich in Ostwestfalen den Kriegern u. a. auch ihre wertvollste Waffe mit ins Grab gegeben: das Schwert, dessen Klinge mitunter reich verziert war. Dies bedeutet sicherlich nicht, dass in den anderen westfälischen Regionen das Schwert nicht bekannt war oder dass es später, auch in Ostwestfalen, nicht mehr benötigt und daher nicht mehr angefertigt wurde. Es muss so gewesen sein, dass es lediglich nicht mehr üblich war, dem Toten ein Schwert beizugeben.

Dies belegt die Tatsache, daß Schwerter durchaus aus anderen Teilregionen oder bronzezeitlichen Perioden in Westfalen bekannt sind. Sie blieben jedoch nicht über den Tod hinaus bei ihrem Besitzer, sondern wurden als Opfergabe niedergelegt. Eindrucksvoller Beleg dafür sind die drei reich verzierten und damals gewiss sehr wertvollen, von weit her importierten Schwerter, die man in Hagen-Kaisberg (→ Seite 107 f.) dem Boden anvertraut hat.

Wie noch im letzten Jahrhundert scheinen Schwerter neben ihrem materiellen Wert auch schon in der Bronzezeit einen besonders starken Symbolgehalt besessen zu haben. Sie eigneten sich deshalb besonders gut als wertvolle Votivgabe an die Götter und können heute dazu dienen, eine damals gehobene Sozialschicht zu erkennen.

Daniel Bérenger / Eva Cichy



DIE WESTFÄLISCHEN LANZENSPIZTEN: VIELFALT DER FORMEN

Lanzenspitzen sind in Westfalen mit bisher 69 Exemplaren eine nicht gerade seltene Bronze-fundgattung. Dass diese Spitzen durchaus als Waffen eingesetzt wurden, zeigt z. B. der Befund auf der späturnfelderzeitlichen Heunischenburg bei Kronach (Oberfranken), einer eindrucksvollen umkämpften Befestigungsanlage mit zahlreichen Militariafunden, darunter auch Lanzenspitzen mit charakteristischen Kampfspuren.

Der größte Teil der westfälischen Lanzenspitzen wurde ohne weitere Beifunde entdeckt. Nur 18 % der westfälischen Spitzen sind Grabfunde, stattdessen wurden sie häufig als Opfergabe meist an landschaftlich auffälligen Orten oder in Gewässern deponiert. So fanden sich z. B. vier Lanzenspitzen auf markanten Kuppen in einem Umkreis von 15 km auf einem Massenkalkrücken östlich von Hemer (Märkischer Kreis).

Als Einzelfunde lassen die Spitzen sich meistens schlecht zeitlich einordnen. Zudem sind sie so unterschiedlich, dass es schwer fällt, sie zu Gruppen oder Typen zusammenzufassen. Eigenständige westfälische Typen sind nicht bekannt, einige Funde lassen sich aber in anderen Regionen definierten Formen anschließen.

Von Dänemark bis zur Bretagne: die Vorbilder

Die drei ältesten westfälischen Lanzenspitzen lassen sich dem hauptsächlich in Norddeutschland und Dänemark verbreiteten Typ „Bagterp“ zuordnen, der an den Übergang von der Frühen zur Mittleren Bronzezeit datiert wird. Dieser bei uns auf Ostwestfalen beschränkte Typ besitzt eine kurze, gedrungene Form, an den Seiten verlaufen Grate oder Wülste.

Etwas jünger sind die fünf Spitzen des nordeuropäischen Typs „Smörumövre“, die im Bereich der Lippe oder weiter nördlich zutage kamen. Die Spitzen sind meist größer, die Schneidenpartie länger aus- und häufig zur Spitze hin leicht eingezogen. Die Schneiden sind stufenartig abgesetzt, die größte Breite weisen sie im unteren Drittel oder Viertel auf.

Ein „neu entdeckter Altfund“ aus Rüthen (Kr. Soest) ist aufgrund des weit unter der Spitze endenden Tüllenhohlraums und charakteristischer ovaler Nietlöcher dem bretonischen Typ „Tréboul“ anzuschließen. Lanzenspitzen des Typs „Tréboul“ sind von der Bretagne bis zu den Niederlanden verbreitet, Einzelfunde kennen wir auch aus Südostengland und aus dem Rhein bei Mainz. Eventuell lässt sich noch ein zweiter Fund aus Iserlohn (Märkischer Kreis) dem in die ältere Phase der Mittleren Bronzezeit datierten Typ anschließen.

Für den mit sieben Funden vertretenen Typ „Lüneburg I“ ist die extrem lange schmale Tülle und das kleine rhombische Blatt charakteristisch. Bei den drei westfälischen Spitzen des Typs „Lüneburg III“ ist hingegen das Blatt leicht gerundet und die maximale Breite relativ weit oben positioniert. Wie der Name bereits andeutet, sind die beiden mittelbronzezeitlichen Typen hauptsächlich in Norddeutschland verbreitet.



Der Variantenreichtum der in Westfalen vertretenen Lanzenspitzen spiegelt sich in ihrer verschiedenartigen Größe, Form und Zier wider. Von oben nach unten: Spitzen aus Rosendahl-Osterwick, Rüthen, Münster ...



Süddeutsch/schweizerische Vorbilder haben zwei Funde: Während eine aus einem Grab bei Beverungen-Herstelle (Kr. Höxter) stammende Lanzen spitze mit schmalen Blatt und verhältnismäßig schlanker Tülle in die Frühe Bronzezeit datiert wird, ist die große Spitze mit langem, zugespitzt elliptischem Blatt aus Porta Westfalica (Kr. Minden-Lübbecke) spätbronzezeitlich. Auch für einige kleine (bis zu 11 cm) Lanzen spitzen, wie vielleicht das gedrungene Exemplar aus Rosendahl-Osterwick, wird eine Datierung in die Späte Bronzezeit erwogen.

Verzierte Lanzen spitzen

Einige westfälische Lanzen spitzen sind verziert. In der Späten Bronzezeit war die Verzierung des Tüllenmunds mit einem kräftigen Wulst oder mehreren Wulstrillen übereinander beliebt, fünf westfälische Spitzen, eine davon aus Münster, weisen dieses Merkmal auf.



Bei vier westfälischen Exemplaren besitzt die Tülle auf der gesamten Länge oder nur im Bereich des Blatts einen mehrkantigen Querschnitt. Vergleichbare Stücke mit einer durchgehend facettierten Tülle sind hauptsächlich aus Süd- und Südosteuropa bekannt, während die Spitzen mit einer Facettierung ausschließlich im Blattbereich im norddeutsch-skandinavischen Raum verbreitet sind. Die Verzierung findet sich, wenn auch selten, schon in der Frühen Bronzezeit, häufiger ist sie aber an Funden der Späten Bronzezeit zu beobachten.



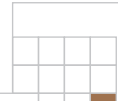
Sechs Lanzen spitzen sind auf der Tülle mit eingeritzten Mustern verziert. Eine typische Zierweise der Frühen Bronzezeit sind Punkte, die umgekehrte hochausgezogene Bögen oder teilweise regelrechte Bogengirlanden bilden. Durch Strichbündel getrennte Doppelbögen sind mittelbronzezeitlich. In der Späten Bronzezeit kombiniert man Linien- und Wellenbänder mit gegeneinanderstehenden Halbkreisbögen, außerdem sind kleine gleichseitige Dreiecke ein häufiges Ziermuster.

Deutlich wird bei dem Versuch einer typologischen Einordnung der Lanzen spitzen vor allem, dass Westfalen in der Bronzezeit Kultureinflüssen aus verschiedensten europäischen Regionen ausgesetzt war bzw. mit diesen in Kontakt stand. Sowohl bei den wenigen Stücken, die sich eindeutig definierten Typen zuweisen ließen, als auch bei den Ziermustern lassen sich Einflüsse aus dem nord- und westeuropäischen Raum, aber auch aus der süddeutsch/schweizerischen Region oder sogar aus Süd- und Südosteuropa nachweisen.

Eva Cichy

Literatur: Hansen 1990; Jacob-Friesen 1967.

*... und weitere Lanzen spitzen
aus Haltern, Klein-Reken und
Porta Westfalica-Costedt.*



DIE WESTFÄLISCHEN BEILE

Die bronzezeitlichen Beile sind mit über 250 Fundstücken in Westfalen vertreten und stellen somit die wichtigste Fundgattung bronzezeitlicher Metallfunde dar. Sie lassen sich in fünf Grundformen gliedern, deren hauptsächliches Unterscheidungsmerkmal die Vorrichtung für die Schäftung ist. Die dauerhafte Befestigung der Beilklinge am Schaft war schon bei den Beilen und Dechseln der Steinzeit ein technisches Problem. Der neue Werkstoff Metall bot hier neue Möglichkeiten der Optimierung, die sich in mehreren Schritten vollzog. Die Bezeichnungen der verschiedenen Beilarten beziehen sich daher hauptsächlich auf die Besonderheiten dieser Schäftungsvorrichtungen. Abgesehen davon, dass eine besonders altertümliche Beilart ungewöhnlich lange in Gebrauch blieb, lassen die bronzezeitlichen Beilfunde aus Westfalen die gleiche typologische Entwicklung erkennen wie in den Nachbarregionen. Deshalb bieten Beile relativ gute Möglichkeiten der Datierung.

Die ältesten metallenen Beile, „Flachbeile“, treten bereits im Endneolithikum auf. Sie entsprechen in ihrer Form noch ihren steinernen Vorbildern und bestehen aus Kupfer oder zinnarmer Bronze. Verschiedene Varianten des Flachbeils bleiben bis in die Mittlere Bronzezeit in Gebrauch.

Um ein Verrutschen des Werkzeugs in der Schäftung zu erschweren, wurden in der Frühen Bronzezeit die Ränder als hervorstehende Leisten gearbeitet. Solche sogenannten Randleistenbeile wurden bis in die Mittlere Bronzezeit genutzt. In Westfalen ist der Typ „Oldendorf“ besonders häufig vertreten.

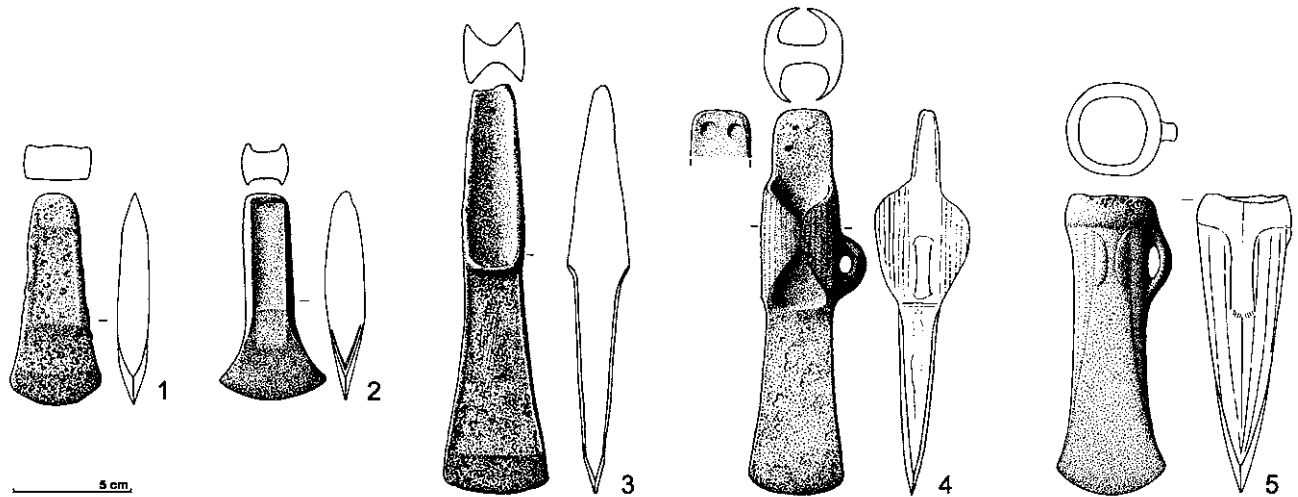
Zum Ende der Frühen Bronzezeit kommt eine neue Beilart, das Absatzbeil, auf. Für diesen Typ ist ein Absatz parallel zur Schneide in der Mitte der Beilklinge namensgebend. Dieses Widerlager für die Schäftung sollte einer Spaltung des Schäftungsholzes entgegenwirken. Ein großer Teil der westfälischen Funde ist dieser Beilart zuzuweisen. Besonders häufig sind mit über 60 Stücken die „nordwestdeutschen schlichten Absatzbeile“. Der Typ „Kappeln“ ist mit knapp 30 Exemplaren vertreten.

Für lange Zeit bleiben die Absatzbeile vorherrschend. Mit dem Beginn der Jüngerer Bronzezeit kommen zwei neue Beilarten hinzu. Zunächst werden die schon vorher üblichen Randleisten zu „Lappen“ erweitert; es entsteht das „Lappenbeil“ (→ Seite 110). Eine Gliederung der Lappenbeile in Varianten erfolgt entsprechend der Position der Lappen an der Klinge: Man spricht von „unterständigen“, „mittelständigen“ und „endständigen“ Lappenbeilen, bei denen sich die Lappen nahe am Beilnacken befinden. Das Lappenbeil hatte jedoch in Westfalen nur geringe Bedeutung. In anderen Regionen stellt es in der Jüngerer Bronzezeit die häufigste Beilform dar, „umso mehr pflegte der ‚verschlossene Westfale‘ seine schlichten nordwestdeutschen Absatzbeile ... man hielt zäh am Alten fest.“ (Kibbert 1984, 17).

Den Endpunkt der Entwicklung bildet schließlich das ebenfalls in der Jüngerer Bronzezeit neu auftretende Tüllenbeil, bei dem die Lappen zu einer geschlossenen Tülle erweitert wurden. Dieser Beiltyp ermöglichte eine viel stabilere und dabei technisch einfachere Schäftung, da das Einsetzen der Klinge in eine Schaftnut entfiel. Die neue Formgebung führte auch dazu, dass die Beilklinge um die Hälfte verkleinert werden konnte. Dadurch ergab sich eine Ersparnis von wertvollem Rohmaterial.

Beilklingen der Jüngerer Bronzezeit weisen häufig Ösen auf. Ob diese ein zusätzliches Mittel waren, die Schäftung zu sichern, ist umstritten – so finden sich an abgenutzten Beilen auch nicht durchstoßene Ösen, man hat sie also bei der Schäftung nicht unbedingt benötigt.

Insgesamt zeigt sich bei den Beilfunden Westfalens ein starker Einfluss aus nördlicheren Regionen (der sich auch in der Verbreitung der Funde niederschlägt, von denen sich über 90 % nördlich der Ruhr fanden). Häufig bilden die westfälischen Exemplare die südlichsten Vertreter von Typen, die hauptsächlich in Norddeutschland oder Skandinavien verbreitet waren. Beiltypen, die ausschließlich in Westfalen vorkommen, sind nicht zu erkennen. In einigen Fällen ist es aber angebracht, von lokalen Varianten überregional verbreiteter Typen zu sprechen, z. B. bei den „Paderborner Frühformen mittel- bis oberständiger Lappenbeile mit Öse“ oder den Flachbeilen der Form Preußisch-Oldendorf.



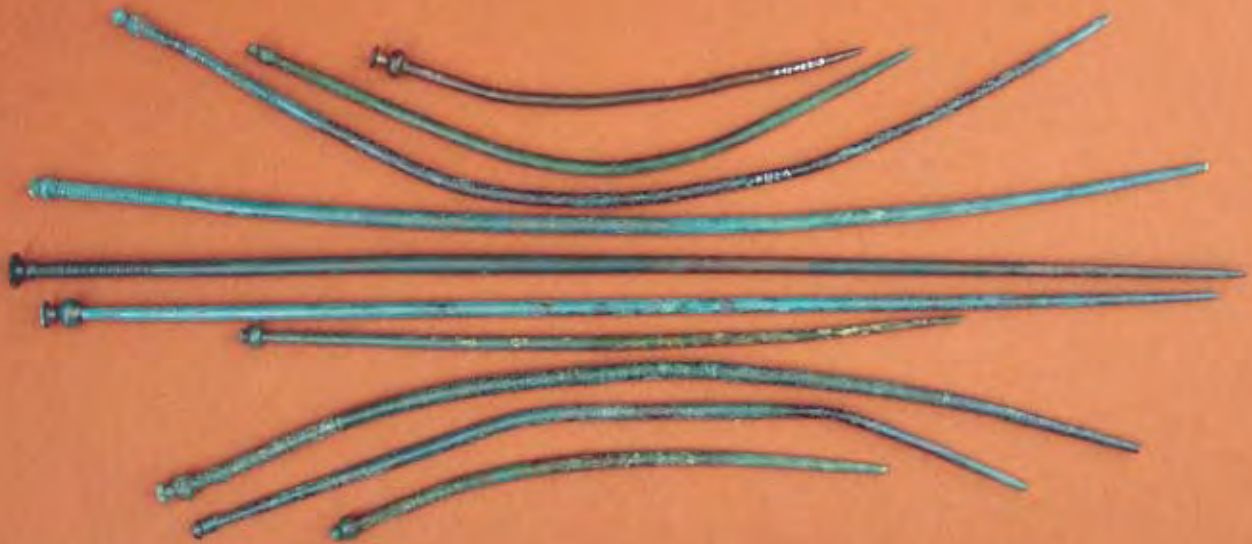
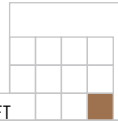
Die bronzezeitlichen Beiltypen in ihrer zeitlichen Abfolge: Flachbeil aus Preußisch-Oldendorf (1), Randleistenbeil aus Legden (2), Absatzbeil aus Paderborn „Rosenkranz“ (3), Lappenbeil aus Paderborn „Haxtergrund“ (4) und Tüllenbeil aus Haltern-Lavesum (5).

Einzelfunde ohne Fundzusammenhang stellen zwei westfälische Miniaturbeile aus Höxter und Bergkamen (Kreis Unna) mit einer Länge von 7 bis 8 cm dar. Andernorts finden sich diese Beilchen als Symbolgabe in Erwachsenen- und Kindergräbern, auch eine Funktion als Meißel wird für sie diskutiert.

Da an manchen Beilklingen keine Gebrauchsspuren nachgewiesen werden konnten, wird vermutet, dass diese Stücke nicht als Werkzeug oder Waffe verwendet wurden. Vielmehr wird in diesen Fällen eine Funktion als Würdezeichen, aber auch als Barren oder Zahlungsmittel vermutet.

Für Beile gilt, wie für andere prähistorische Metallfunde auch, dass man in der Regel von besonderen Umständen ausgehen kann, unter denen sie in den Boden gelangten; wertvolle Gerätschaften aus Metall gehen nicht einfach „verloren“. Beilfunde aus Siedlungen sind in Westfalen bisher nicht bekannt. Ein großer Teil der Beile wurde in Mooren und Flüssen oder auf Anhöhen gefunden, sodass man eine kultische Deponierung durch Opferung vermuten kann. Aus Gräbern, die in vielen anderen Regionen die Masse des Fundmaterials liefern, stammen nur wenige der westfälischen Funde.

Eva Cichy



„Massenware“ Vasenkopfnadel: eine besonders beliebte Schmuckform der Jüngerer Bronzezeit!

TRACHTSCHMUCK IN WESTFALEN?

Unter „Tracht“ verstehen wir ein Ensemble, das sich sowohl bei Frauen als auch bei Männern aus klar definierter Kleidung, Schmuck und weiteren Accessoires zusammensetzt. Auch heute ist das Tragen einer Tracht noch in ländlichen Gebieten üblich, wobei es eine Vielfalt kleinräumiger Unterschiede gibt. Für die ur- und frühgeschichtlichen Epochen geben uns ausschnittsweise Statuetten, Wandmalereien und überwiegend die Schmuckgegenstände in Gräbern Hinweise darauf, dass und wo es fest umrissene Trachten gab. In Westfalen sind wir bisher einzig auf die Gräber angewiesen, um Anhaltspunkte für Trachten zu gewinnen.

Über die Bekleidung der Menschen in der Bronzezeit ist allgemein nur wenig bekannt. Einige dänische Baumsargbestattungen und süddeutsche Körperbestattungen der Frühen und Mittleren Bronzezeit vermitteln einen Eindruck dessen, was die „Bronzezeitler“ in anderen Regionen getragen haben, und zwar sowohl was die Bekleidung als auch den Trachtschmuck angeht. Auf Westfalen sind diese Kenntnisse allerdings nur bedingt anzuwenden, da wir von zum Teil größeren regionalen Unterschieden ausgehen müssen. Das überlieferte Fundgut, das wir vor allem aus Gräbern kennen, unterscheidet sich sowohl in der Qualität als auch in der Quantität deutlich von den oft prachtvollen und vielfältigen Schmuckensembles des skandinavischen oder süddeutschen Raumes.



Betrachtet man das Spektrum an Metallfunden aus Gräbern der Bronzezeit in Westfalen, so fällt vor allem die recht große Zahl der Nadeln auf, denen im Folgenden besonderes Augenmerk zukommt. Sie dienten hauptsächlich zum Zusammenstecken eines Tuches oder Umhangs. In anderen Gegenden wurden die Nadeln meist paarig getragen, in den westfälischen Gräbern liegt in der Regel nur eine Nadel.

Seit wann gibt es in Westfalen die ersten Nadeln aus Bronze? Es wird bei Durchsicht der westfälischen Fundplätze schnell klar, dass wir aus der Frühen Bronzezeit – bisher? – nur wenige metallene Nadeln kennen. Dabei handelt es sich z. B. um einige Schwellhalsnadeln aus Männergräbern Ostwestfalens sowie Nagel-, Rollen- und Pilzkopf-nadeln. Die von den Archäologen vergebenen Namen sind – wie bei vielen archäologischen Objekten – entweder aus der Form der Nadel oder aus dem Vergleich mit bekannten Dingen des Alltags entstanden. Mit Fortschreiten der Bronzezeit treten Nadeln mit auffälliger Kopfgestaltung, die Radnadeln (→ Seite 58), auf. Deren Kopfpartie wird durch verschieden gestaltete Speichenräder mit und ohne Ösen gebildet. Ein Blick in das benachbarte Niedersachsen zeigt, dass die Sitte, Radnadeln zu tragen, dort sehr verbreitet war. Sie kommen in vielen Varianten vor und stammen ausnahmslos aus Frauengräbern der Mittleren Bronzezeit (Hügelgräberbronzezeit). Aber auch für Hessen, Thüringen und Süddeutschland sind Nadeln dieses Typs vielfach überliefert. Aus Westfalen kennen wir bisher lediglich sieben Exemplare mit doppeltem Speichenkranz und Öse, davon allein fünf aus Ostwestfalen (→ Seite 58). Vereinzelt gibt es auch Funde anderer mittelbronzezeitlicher Nadelformen wie z. B. sogenannte Rollennadeln.

Eindeutig einem Mann zuzuordnende Nadeln der mittleren Bronzezeit stammen u. a. aus einem Grab in Lage-Müssen (→ Seite 91), aber auch aus einem weiteren Waffengrab im Gräberfeld Warendorf-Neuwarendorf, in dem sich neben einer Lanzenspitze und einem Dolch eine Plattenkopfnadel fand.

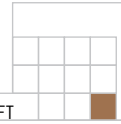
Ein sprunghafter Anstieg der Nadelfunde ist für die Jüngere Bronzezeit zu verzeichnen. Es sind insbesondere die Stücke mit oft leicht gekrümmtem Schaft und einem kleinen, sogenannten Vasenkopf, die durch eine gewisse Uniformität hervorstechen. Diese Gruppe von Nadeln prägt das Bild der jungbronzezeitlichen Grabsausstattungen in Westfalen in besonderem Maße.

Im Kernbereich der Urnenfelderkultur in Süddeutschland, aber auch im nordwestdeutschen Raum sind diese Nadeln sehr beliebt gewesen. Vor allem die süddeutschen Exemplare zeichnen sich durch große Köpfe aus. Die kleinköpfige Variante, die bei uns in Westfalen so typisch ist, entstand sicherlich durch Einflüsse aus verschiedenen Gebieten. Es ist aber durchaus auch an eine lokale Produktion zu denken. Ein besonders häufiges Auftreten dieser Nadelform ist in Münster-Gittrup (Stadt Münster) (→ Seite 54), Saerbeck, Emsdetten und Ibbenbüren (alle Kr. Steinfurt) festzustellen.

Zwei außergewöhnliche Stücke in dieser sonst recht uniformen „Masse“ stammen aus Münster-Gittrup und Saerbeck. Sie zeichnen sich durch einen matt-silbrigen Vasenkopf aus, der bei dem Gittruper Stück ungewöhnlich groß ist. Metallurgische Untersuchungen haben ergeben, dass die Bronzelegierung einen besonders hohen Anteil an Zinn und Blei aufweist, wodurch – möglicherweise – der Eindruck von Eisen erzielt werden sollte, das man aus eigener Anschauung schon kannte. Andere jüngerbronzezeitliche Nadelformen sind in Westfalen bisher nahezu „einzigartig“ oder zumindest sehr rar. So



*Französische Vorbilder?
Eine außergewöhnliche
Nadel aus Kamen.*



stammt ebenfalls aus Saerbeck eine etwa 20 cm lange Nadel mit einem verzierten Scheibenkopf, die – das sagt uns das mitgefundene Rasiermesser – aus einem Männergrab stammt. Ähnliche Stücke wurden im nahegelegenen Münster an zwei verschiedenen Fundstellen geborgen. Die besten Parallelen für diesen Typ gibt es im norddeutschen Fundgut. Ebenfalls eine norddeutsche Form stellt die „Warzenkopfnadel“ aus einem Grab in Bottrop (→ Seite 43) dar, die bisher mit Abstand der südlichste Vertreter dieser Gruppe ist.

Auf Kontakte nach Südwesten, genauer nach Frankreich, weisen eine weitere Nadel aus Saerbeck und eine aus Kamen (Kr. Unna) hin. Deren massiver, flach-doppelkonischer Kopf ist mit konzentrischen Rillen reich verziert. Form, Verzierung und Details im technischen Aufbau stimmen mit Nadeln aus dem französischen Hortfund von Villethierry, Dep. Yonne überein, der in die Zeit um 1200 vor Chr. datiert werden kann.

Selten ist den Verstorbenen etwas anderes aus Bronze als Nadeln, Fibeln (→ Seite 18) oder Gürtelhaken (→ Seite 45), alle in erster Linie Funktionsträger, mit in das Grab gegeben

worden. Im Gegensatz zu anderen Landschaften lässt sich daher kein einheitliches Bild erkennen, das man als Tracht umschreiben kann. Ringe verschiedener Form und Größe, Ketten aus Spiralröllchen, gelegentlich mit Perlen versehen, kommen selten vor. Eine absolute Rarität stellt der Goldring aus Bad Wünnenberg-Haaren dar (→ Seite 177)!

Abschließend sei das Augenmerk noch auf einige nicht-metallische Objekte gelenkt: Dass es neben den bronzenen Exemplaren auch Nadeln aus organischem Material gegeben hat, belegen zwei Funde aus Rhede und Borken „In den Weiden“ (beide Kr. Borken) (→ Seite 87). Das Auffinden solcher Stücke ist in der Regel ein Glücksfall, und man wird über die ursprüngliche Anzahl von Knochenadeln nur spekulieren können!

Ein in einem Brandgrab von Münster-Gittrup entdeckter Armring aus Sapropelit, einem aus Faulschlamm gebildeten Gestein, lässt ebenfalls erahnen, dass das Spektrum „schmückenden Beiwerks“ um einiges größer war als das Überlieferte. Wir müssen vielfach auch mit Schmuck rechnen, der den Bodenbedingungen nicht standgehalten hat.

Birgit Mecke / Gisela Schumacher-Matthäus

Gewandspange (Fibel) und Nadeln aus verschiedenen bronzezeitlichen Gräbern Westfalens. Von links: Rheda-Wiedenbrück, Bottrop, 4 x Saerbeck und Werther.





AUSGEWÄHLTE UND WEITERFÜHRENDE LITERATUR

Ackermann-Grünwald 2001: D. Ackermann-Grünwald, Ausgrabungen in Lage-Müssen, Kr. Lippe. Grabfunde der Bronzezeit und der Vorrömischen Eisenzeit. In: Lippische Mitteilungen aus Geschichte und Landeskunde 70, 2001, 13-36.

Archäometallurgie der Alten Welt 1989: Archäometallurgie der Alten Welt. Der Anschnitt, Beiheft 7 [= Veröffentlichungen aus dem Deutschen Bergbau-Museum 44] (Bochum 1989).

Arnoldussen / Fokkens (im Druck): S. Arnoldussen / H. Fokkens (Hrsg.), Bronze Age Settlements in the Low Countries (im Druck).

Arnoldussen / Fontijn 2006: S. Arnoldussen / D. Fontijn, Towards Familiar Landscapes? On the Nature and Origin of Middle Bronze Age Landscapes in the Netherlands. Proceedings of the Prehistoric Society 72, 2006, 289-317.

Aschemeyer 1959: H. Aschemeyer, Ein bronzezeitlicher Hortfund aus Olfen, Kr. Lüdinghausen. Germania 37, 1959, 271-272.

Aschemeyer 1966: H. Aschemeyer, Die Gräber der jüngeren Bronzezeit im westlichen Westfalen. Bodenaltertümer Westfalens 9 (Münster 1966).

Assendorp 1997: J. Assendorp (Hrsg.), Forschungen zur bronzezeitlichen Besiedlung in Nord- und Mitteleuropa. Internationale Archäologie 38 (Espelkamp 1997).

Bell / Hoffmann 1940: H. Bell / H. Hoffmann, Ein neuartiger Kreisgrabenfriedhof bei Datteln, Kr. Recklinghausen (Westfalen). Germania 24, 1940, 85-96.

Benecke 1994: N. Benecke, Der Mensch und seine Haustiere. Die Geschichte einer jahrtausendealten Beziehung (Stuttgart 1994).

Bérenger 1994: D. Bérenger, Der Bronzefund von Rheda (Nordrheda-Ems) in der archäologischen Sammlung des Historischen Museums Bielefeld. Jahresbericht des Historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg 81, 1994, 7-27.

Bérenger 1995: D. Bérenger, Ein bronzezeitlicher Grabhügel mit Doppelradnadel aus Werther, Kreis Gütersloh. Ausgrabungen und Funde in Westfalen-Lippe 9 B, 1995, 1-14.

Bérenger 1996a: D. Bérenger, Abgebrannt – Die Paderborner Bronzezeit. Begleitbuch zur gleichnamigen Ausstellung im Museum in der Kaiserpfalz, Paderborn, 8. November 1996 bis 31. August 1997 (Paderborn 1996).

Bérenger 1996b: D. Bérenger, Archäologische Ausgrabungen zur Erforschung der Mittelbronzezeit im Kreis Paderborn (Ostwestfalen). Die Kunde N. F. 47, 1996, 127-142.

Bérenger 1997a: D. Bérenger, Wittenhusen und Uphof, zwei Urnenfriedhöfe in der Gemarkung Holzhausen, Stadt Porta Westfalica, Kreis Minden-Lübbecke. Ausgrabungen und Funde in Westfalen-Lippe 9A, 1997, 83-111.

Bérenger 1997b: D. Bérenger, Neue Bronzen aus Ostwestfalen. Ausgrabungen und Funde in Westfalen-Lippe 9A, 1997, 113-128.

Bérenger 1998: D. Bérenger, Lahde, lange vor 1168 – Zur Sonderausstellung in der Grundschule von Lahde. Archäologie in Ostwestfalen 3, 1998, 9-22.

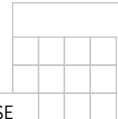
Bérenger, 2000: D. Bérenger, Die Frühbronzezeit in Westfalen. Archäologie in Ostwestfalen 5, 2000, 19-28.

Bérenger 2007: D. Bérenger, Ranzi, zwischen Bühne und Manrode vor 3.200 Jahren. Kreis Höxter, Jahrbuch 2008. (Höxter 2007) 99-109.

Biel 1998: J. Biel, Der Keltenfürst von Hochdorf (Stuttgart 1985).

Bonnamour 2000: L. Bonnamour, Archéologie de la Saône – 150 ans de recherches. (Paris/Chalon-sur-Saône 2000).

Boosen 1979: J. D. Boosen, Mesum. In: Archäologische Denkmäler in Gefahr. Katalog zur Ausstellung: Rettungsgrabungen der Bodendenkmalpflege in Westfalen 1973-1978 (Münster 1979) 78-84.



Brandt 1973: K. H. Brandt: Nackengebogene Äxte vom nordwestdeutschen Typ. *Bremer Archäologische Blätter* 6, 1973, 5-42.

Brandt 1996: K. H. Brandt, Zur Renaissance steinerner Äxte in der Jungbronzezeit des westlichen Niedersachsens. *Die Kunde N. F.* 47, 1996, 373-408.

Brink-Kloke / Meurers-Balke 2003: H. Brink-Kloke / J. Meurers-Balke, Siedlungen und Gräber am Oespeler Bach (Dortmund) – eine Kulturlandschaft im Wandel der Zeiten. Mit Beiträgen von W. D. Becker, A. von Bohlen, M. Doll, H. Heinrich, M. Kunter, E. Lietz, R. Pasternak, C. Poniecki, E. Schneider, U. Tegtmeier, B. Weninger u. F. Wittler. *Germania* 81, 2003, 47-146.

Brink-Kloke / Heinrich / Bartelt 2006: H. Brink-Kloke / H. Heinrich / U. Bartelt, Das Schlüsselloch-Gräberfeld am Oespeler Bach – Befunde und Funde der jüngeren Bronzezeit am Hellweg in Oespele und Marten, Stadt Dortmund. *Bodenaltertümer Westfalens* 43 (Mainz 2006).

van den Broeke 2005: P. W. van den Broeke, Blacksmiths and potters. Material culture and technology. In: L. P. Louwe Kooijmans / P. W. van den Broeke / H. Fokkens (eds.), *The Prehistory of the Netherlands* (Amsterdam 2005) 603-625.

Clark 1948: J. G. D. Clark, The development of fishing in prehistoric Europe. *The Antiquaries Journal* 28, 1948, 45-85.

Conrads 1899: W. Conrads, Über einige prähistorische Funde aus der Umgebung von Borken, insbesondere über 3 Urnenfriedhöfe in der Gegend. *Mitteilungen der Altertumskommission für Westfalen* 1, 1899, 99-116, bes. 111-113.

Deiters 2004: S. Deiters, Ein frühbronzezeitlicher Hausgrundriss bei Bocholt, Kr. Borken – Ein Beitrag zum Siedlungswesen und zur absoluten Chronologie am Übergang von der Jungsteinzeit zur Bronzezeit im kontinentalen Nordwesteuropa. *Archäologisches Korrespondenzblatt* 34, 2004, Heft 4, 499-506.

Deiters 2007: S. Deiters, Das Gräberfeld von Ense-Bremen (Münster 2007).

Deiters (im Druck): S. Deiters, The Middle Bronze Age Farmstead from Rhede (North Rhine-Westphalia, Germany). In: **Arnoldussen / Fokkens (Hrsg.)**, *Bronze Age Settlements in the Low Countries* (im Druck).

Demakopoulou / Éluère / Jensen / Jockenhövel / Mohen 1999: K. Demakopoulou / Chr. Éluère / J. Jensen / A. Jockenhövel / J.-P. Mohen (Hrsg.), *Götter und Helden der Bronzezeit. Europa im Zeitalter des Odysseus*. 25. Ausstellung des Europarats. (Kopenhagen – Bonn – Paris – Athen 1999).

Dickmann 2000: E. Dickmann, Wickelschnurkeramik aus Borken. Neue becherzeitliche Funde im westlichen Münsterland. In: H. G. Horn / H. Hellenkemper / G. Isenberg / J. Kunow (Hrsg.), *Von Anfang an. Archäologie in Nordrhein-Westfalen. Schriften zur Bodendenkmalpflege in Nordrhein-Westfalen* 8 (Mainz 2005) 243-244.

Dobiat 1979: C. Dobiat: Überlegungen zur Verwendung der hallstattzeitlichen Zwergknebel. *Archäologisches Korrespondenzblatt* 9, 1979, 191-198.

Eckert 2006: J. Eckert: Das Grab eines Reiters der jüngeren Bronzezeit aus Wildeshausen, Ldkr. Oldenburg. In: M. Rech (Hrsg.), *Pferdeopfer – Reiterkrieger*. *Bremer Archäologische Blätter Beiheft* 4, 2006, 66-70.

Eckhardt 1996: H. Eckhardt, Pfeil und Bogen. Eine archäologisch-technologische Untersuchung zu urnenfelder- und hallstattzeitlichen Befunden. *Internationale Archäologie* 21 (Espelkamp 1996).

Eggenstein 1995: G. Eggenstein, Die frühen Ausgrabungen Albert Baums 1897/98 an der Lippe in den Gemeinden Waltrop, Datteln und Selm. *Ausgrabungen und Funde in Westfalen-Lippe* 9B, 1995, 35-94.

Fabech / Ringtved 1999: Ch. Fabech / J. Ringtved (Hrsg.), *Settlement and Landscape. Proceedings of a Conference in Aarhus, Denmark, May 4-7 1998* (Højbjerg 1999).

Finke 2000: W. Finke, Vor- und Frühgeschichte Ostbeverns. In: *Geschichte der Gemeinde Ostbevern*. Bd. 1: Von den Anfängen bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts (Ostbevern 2000) 11-37.



Fokkens 2002: H. Fokkens / R. Jansen (Red.), 2000 Jaar bewoningsdynamiek. Brons- en ijzertijdbewoning in het Maas-Demer-Scheldegebied. Symposiumsber. Oss 2000 (Leiden 2002).

Fokkens 2003: H. Fokkens, The Longhouse as a central Element in Bronze Age daily Life. In: J. Bourgeois / I. Bourgeois / B. Cherretté (Hrsg.), Bronze Age and Iron Age Communities in North-Western Europe (Brüssel/Wetteren 2003) 9-38.

Fokkens / Roymans 1991: H. Fokkens / N. Roymans (Red.), Nederzettingen uit de bronstijd en de vroege ijzertijd in de lage landen. Nederlandse Archeologische Rapporten 13 (Amersfoort 1991).

Freudenberg 2007: M. Freudenberg, Grabhügel und Kultanlage von Hüsby bei Schleswig. Archäologie in Deutschland 2007, Heft 5, 6-11.

Friederichs 1992: A. Friederichs, Düstrup und Galgenesch, zwei Gräberfelder der ausgehenden Bronze- und beginnenden Eisenzeit im Stadtgebiet von Osnabrück (Hildesheim 1992).

von Freeden / von Schnurbein 2002: U. von Freeden / S. von Schnurbein (Hrsg.), Spuren der Jahrtausende. Archäologie und Geschichte in Deutschland. Begleitband zur Ausstellung (Stuttgart 2002).

Gaffrey 1996: J. Gaffrey, Das Brandgräberfeld „Auf'm Trüssel“ in Ibbenbüren. In: 850 Jahre Ibbenbüren. Porträt einer Stadt in Text und Bild (Ibbenbüren 1996) 339-352.

Gaffrey 1999: J. Gaffrey, Der Urnenfriedhof „Am Hilgenfeld“ in Hauenhorst. In: **Rheine 1999**, 106-122.

Gaffrey 2005: J. Gaffrey, Bronzezeit und Vorrömische Eisenzeit. In: H. Terhalle / H.-W. Peine (Hrsg.), Stift – Stadt – Land. Vreden im Spiegel der Archäologie. Beiträge des Heimatvereins Vreden zur Landes- und Volkskunde 69 (Vreden 2005) 33-60.

Gaffrey 2008: J. Gaffrey, Neue Ausgrabungen an der Zwillbrocker Straße in Vreden. In: Westmünsterland. Jahrbuch des Kreises Borken 2008, 97-106.

Gaffrey / Deiters 2005: J. Gaffrey / S. Deiters, Häuser, Gruben und Dolche: Spuren bronzezeitlicher Besiedlung in Rhede. In: H. G. Horn / H. Hellenkemper / G. Isenberg / J. Kunow (Hrsg.), Von Anfang an. Archäologie in Nordrhein-Westfalen. Schriften zur Bodendenkmalpflege in Nordrhein-Westfalen 8 (Mainz 2005) 340-341.

Gallay 1984: G. Gallay, Metallzeitliche Steingerätefunde aus Südwestdeutschland und dem Elsass. Antike Welt – Zeitschrift für Archäologie und Kulturgeschichte 15, Heft 2, 1984, 33-40.

Geisberg 1869: H. Geisberg, Vier Ringe aus Bronze. Westfälische Zeitschrift 28, 1869, 359-364.

Van Giffen 1926: A. E. van Giffen, Eene Excursie over een aan Praehistorische Overblijfselen Rijk Heideveld in Oost-Drenthe, tusschen Emmen, Weerdinge, Vlathe en Odoorn. Nieuwe Drentsche Volksalmanak 44, 1926, 67-98.

Van Giffen 1930: A. E. van Giffen, Die Bauart der Einzelgräber. Beitrag zur Kenntnis der älteren individuellen Grabhügelstrukturen in den Niederlanden. Mannus-Bibliothek 44/45 (Leipzig 1930).

Gollub 1956: S. Gollub, Zur Besiedlungsgeschichte des Münsterlandes – Friedhöfe der jüngeren Bronze- und frühen Eisenzeit im Ost- und Kernmünsterland. Westfälische Forschungen 9, 1956, 173-198.

Grünewald 2002: Chr. Grünewald, „Den rechten Weg finden“ – Zur Wegforschung im Regierungsbezirk Münster aus archäologischer Sicht. In: V. Pingel (Hrsg.), Wege als Ziel – Kolloquium zur Wegforschung in Münster, 30. November/1. Dezember 2000. Veröffentlichungen der Altertumskommission für Westfalen XIII. (Münster 2002) 117-130.

Günther 1974: K. Günther, Eine frühbronzezeitliche Dolchklinge aus Bierde, Kreis Minden. In: Festgabe Kurt Tackenberg zum 65. Geburtstag. Antiquitas 2/10 (Bonn 1974) 57-67.

Günther 1983: K. Günther, Zum Beginn der urgeschichtlichen Hügelgräberfelder im Wesergebiet bei Minden. In: An Weser und Wiehen. Beiträge zur Geschichte und Kultur einer Landschaft. Mindener Beiträge 20 (Minden 1983) 13-26.



Günther / Bérenger 1979/80: K. Günther / D. Bérenger, Bronzezeitliche Grabhügel auf der Paderborner Hochfläche. Fundberichte aus Hessen 19/20 (Festschrift U. Fischer), 1979/80, 369-422.

Hänsel 1998: B. Hänsel (Hrsg.), Mensch und Umwelt in der Bronzezeit Europas (Kiel 1998).

Hansen 1990: S. Hansen, Eine Westeuropäische Lanzenspitze aus dem Rhein bei Mainz. Archäologisches Korrespondenzblatt 20, 1990, 387-395.

Harsema 1997: O. H. Harsema, New results in field research, interpretation and structural reconstruction of Bronze Age buildings in the province of Drenthe (the Netherlands). In: **Assendorp 1997**, 87-93.

Herrmann 1981: B. Herrmann, Die Leichenbrände von Telgte-Raestrup. In: **Wilhelmi 1981**, 118-144.

Herrmann / Grupe / Hummel / Piepenbrink / Schutkowski 1990: B. Herrmann / G. Grupe / S. Hummel / H. Piepenbrink / H. Schutkowski, Prähistorische Anthropologie. Leitfaden der Feld- und Labormethoden (Berlin/Heidelberg 1990).

Herring 1996: B. Herring, Das bronze- und früheisenzeitliche Gräberfeld von Schöppingen, Kr. Borken, Westfalen. Die Kunde N. F. 47, 1996, 143-176.

Herring 2004: B. Herring, Die älteren Abschnitte der Bronzezeit. In: D. Bérenger (Hrsg.), Führer zur Vor- und Frühgeschichte der Hochstiftkreise Paderborn und Höxter, Bd. 2: Die vorrömischen Metallzeiten. Historische Schriften des Kreismuseums Wewelsburg 5 (Paderborn 2004) 1-45.

Herring 2007: B. Herring, Mausoleen der frühen bis mittleren Bronzezeit. In: Stadt Rheine (Hrsg.), 11.000 Jahre Baugebiet Klusenweg. Archäologische Entdeckungen in Altenrheine (Rheine 2007) 32-35.

Herring (im Druck): B. Herring, Die Gräber der frühen bis mittleren Bronzezeit in Westfalen: Eine Analyse der Bestattungssitten unter besonderer Berücksichtigung des Grabbaus und ihre Einbettung in die angrenzenden Gebiete. Diss. Westfälische Wilhelms-Universität Münster 2000. (im Druck).

Heselhaus 1974: A. Heselhaus, Bodenforschung im Kreise Borken. Schriftenreihe des Kreises Borken IV (Borken 1974).

Hoffmann 1938: H. Hoffmann, Stand und Aufgaben der vor- und frühgeschichtlichen Forschung in Westfalen II: Westfälische Bronzezeitgruppen, Ältere Bronzezeit. Westfälische Forschungen 1, 1938, 358-391.

Hoffmann 1939a: H. Hoffmann, Eine Frühbronzezeitgruppe im Paderborner Land. In: G. Schwantes (Hrsg.), Urgeschichtsstudien beiderseits der Niederelbe. Darstellungen aus Niedersachsens Urgeschichte 4 (Festschrift Jacob-Friesen) (Hildesheim 1939) 57-69.

Hoffmann 1939b: H. Hoffmann, Stand und Aufgaben der vor- und frühgeschichtlichen Forschung in Westfalen III/IV: Westfälische Bronzezeitgruppen, Jüngere Bronzezeit. Westfälische Forschungen 2, 1939, 86-99 und 249-274.

Hoffmann 1940a: H. Hoffmann, Vier Karten zur Kreisgrabenfrage. Westfälische Forschungen 3/1, 1940, 183-192.

Hoffmann 1940b: H. Hoffmann, Die Stellung des Gräberfeldes von Datteln, Kr. Recklinghausen im Rahmen der Kreisgrabenfriedhöfe. Germania 24, 1940, 179-194.

Hohenschwert 1985: F. Hohenschwert, Archäologischer Lehrpfad Oesterholz. In: Führer zu archäologischen Denkmälern in Deutschland 11. Der Kreis Lippe, Bd. II (Stuttgart 1985) 206-209.

Hüttel 1981: H.-G. Hüttel, Bronzezeitliche Trensen in Mittel- und Osteuropa. Prähistorische Bronzefunde, Abt. XVI, 2 (München 1981).

Huijts 1992: De voor-historische boerderijbouw in Drenthe. Reconstructiemodellen van 1300 vóór tot 1300 na Chr. Stichting Historisch Borderij-onderzoek (Arnhem 1992).

Jacob-Friesen 1967: G. Jacob-Friesen, Bronzezeitliche Lanzenspitzen Norddeutschlands und Skandinaviens. Veröffentlichungen der Urgeschichtlichen Sammlung des Landesmuseums Hannover 17 (Hildesheim 1967).



Jockenhövel 1971: A. Jockenhövel, Die Rasiermesser in Mitteleuropa. Prähistorische Bronzefunde, Abt. VIII, 1 (München 1971).

Jockenhövel 1974: A. Jockenhövel (mit Beiträgen von Hans Beck, Hans-Jürgen Hundt und Günter Lange), Eine Bronzeamphore des 8. Jahrhunderts v. Chr. von Gevelinghausen, Kr. Meschede (Sauerland). *Germania* 52, 1974, 16-54.

Jockenhövel 1980: A. Jockenhövel, Die Rasiermesser in Westeuropa. Prähistorische Bronzefunde, Abt. VIII, 3 (München 1980).

Jockenhövel 1994: A. Jockenhövel, Umwelt – Landwirtschaft – Ernährung. In: **Jockenhövel / Kubach 1994**, 30-35.

Jockenhövel 1997a: A. Jockenhövel, Agrargeschichte der Bronzezeit und vorrömischen Eisenzeit (von ca. 2200 v. Chr. bis Christi Geburt). In: J. Lüning / A. Jockenhövel / H. Bender / T. Capelle, *Deutsche Agrargeschichte: Vor- und Frühgeschichte* (Stuttgart 1997) 141-261.

Jockenhövel 1997b: A. Jockenhövel (unter Mitwirkung von Sandra Fleschenberg), Der Schwerthortfund vom „Kaisberg“ bei Hagen-Vorhalle. Mit einem Beitrag von Ruth Tegethoff. In: D. Bérenger (Hrsg.), *Archäologische Beiträge zur Geschichte Westfalens. Festschrift für Klaus Günther. Internationale Archäologie, Studia honoraria 2* (Rahden/Westf. 1997) 133-154.

Jockenhövel 2006: A. Jockenhövel, Zur Archäologie der Gewalt: Bemerkungen zu Aggression und Krieg in der Bronzezeit Alteuropas. In: *Proceedings of the International Symposium «Arms and Armour through the Ages (From the Bronze Age to the Late Antiquity)»*, Modra-Harmónia, 19th-22nd November 2005. *Anodos. Studies of the Ancient World* 4-5, 2004-2005 (Trnava 2006) 101-132.

Jockenhövel / Kubach 1994: A. Jockenhövel / W. Kubach (Hrsg.), *Bronzezeit in Deutschland. Archäologie in Deutschland, Sonderheft* (Stuttgart 1994).

Kalis / Meurers-Balke / Schamuhn 2007: A. J. Kalis / J. Meurers-Balke / S. Schamuhn, Botanische Untersuchungen zu archäologischen Ausgrabungen der Bronze- und Eisenzeit im Rheinland. In: **Katalog Neuss 2007**, 51-60.

Katalog Neuss 2007: *Bronzestreif am Horizont: 1000 Jahre vor Kelten, Römern und Germanen. Begleitband zur Ausstellung*. Hrsg. Clemens-Sels-Museum Neuss (Neuss 2007).

Katalog Stuttgart 2001: *Troia – Traum und Wirklichkeit. Begleitband zur Ausstellung* (Stuttgart 2001).

Kaul 1995: F. Kaul, Ships on Bronzes. In: Crumlin-Pedersen (Hrsg.): *The Ship as a Symbol* (Kopenhagen 1995) 59-70.

Kersting 1999: A. Kersting, Das mehrperiodige Gräberfeld von Altenrheine. In: **Rheine 1999**, 122-128.

Kersting 2005: A. Kersting, Frühbronzezeitlicher Flintsicheldepotfund aus Rheine-Altenrheine. In: H. G. Horn / H. Heltenkemper / G. Isenberg / J. Kunow (Hrsg.), *Von Anfang an. Archäologie in Nordrhein-Westfalen. Schriften zur Bodendenkmalpflege in Nordrhein-Westfalen* 8 (Mainz 2005) 338-339.

Kibbert 1980: K. Kibbert, Die Äxte und Beile im mittleren Westdeutschland 1. *Prähistorische Bronzefunde, Abt. IX*, 10 (München 1980).

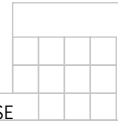
Kibbert 1984: K. Kibbert, Die Äxte und Beile im mittleren Westdeutschland 2. *Prähistorische Bronzefunde, Abt. IX*, 13 (München 1984).

Kienlin 2007: T. L. Kienlin, Von den Schmieden der Beile: Zur Verbreitung und Angleichung metallurgischen Wissens im Verlauf der Frühbronzezeit. *Prähistorische Zeitschrift* 82, 2007, 1-22.

Knörzer / Gerlach / Meurers-Balke / Kalis / Tegtmeier / Becker / Jürgens 1999: K.-H. Knörzer / R. Gerlach / J. Meurers-Balke / A. J. Kalis / U. Tegtmeier / W. D. Becker / A. Jürgens, Pflanzen-Spuren. *Archäobotanik im Rheinland: Agrarlandschaft und Nutzpflanzen im Wandel der Zeiten. Materialien zur Bodendenkmalpflege im Rheinland* 10 (Köln 1999).

von Koenigswald 2002: W. v. Koenigswald, *Lebendige Eiszeit. Klima und Tierwelt im Wandel* (Darmstadt 2002).

Kooi 1979: P. B. Kooi, *Pre-Roman Urnfields in the North of the Netherlands* (Groningen 1979).



Koopmann 1997: M. Koopmann, Überlegungen zur „Kopfstangenfibel“ von Nordrheda-Ems, Kr. Gütersloh. In: D. Bérenger (Hrsg.), Archäologische Beiträge zur Geschichte Westfalens Festschrift A. Günther. Internationale Archäologie – Studia honoraria 2 (Rahden/Westf. 1997) 113-120.

Koopmann 2004: M. Koopmann: Die Jungbronze- und die ältere Eisenzeit. In: D. Bérenger (Hrsg.), Führer zur Vor- und Frühgeschichte der Hochstiftkreise Paderborn und Höxter. Band 2: Die vorrömischen Metallzeiten. Historische Schriften des Kreismuseums Wewelsburg 5 (Paderborn 2004) 47-98.

Koschik 1993: H. Koschik, Messer aus dem Kies. Zu zwei Messern der jüngeren Bronzezeit aus dem Rhein bei Xanten-Wardt und aus der Weser bei Petershagen-Hävern. Mit einem Beitrag von J. Koller und U. Baumer. Acta Praehistorica et Archaeologica 25, 1993, 117-131.

Koschik 1997: H. Koschik, Noch ein Vollgriffmesser mit doppelt-t-förmigem Griff. Mit einem Beitrag von J. Koller und U. Baumer. In: D. Bérenger (Hrsg.), Archäologische Beiträge zur Geschichte Westfalens. Festschrift A. Günther. Internationale Archäologie – Studia honoraria 2 (Rahden/Westf. 1997) 121-131.

Krauß-Steinberger 1990: D. Krauß-Steinberger, Ein gegossenes Bronzebecken der jüngeren Bronzezeit aus Bad Driburg, Kr. Höxter. Archäologisches Korrespondenzblatt 20, 1990, 399-402.

Krebs 1925: A. Krebs, Die vorrömische Metallzeit im östlichen Westfalen. Mannus-Bibliothek 38 (Leipzig 1925).

Krebs 1929: A. Krebs, Die vorrömische Metallzeit im westfälisch-rheinischen Industriegebiet. Westfälische Heimatbücher für das Westfälisch-Rheinische Industriegebiet 3 (Dortmund 1929).

Kroll 1938: H. Kroll, Der vorgeschichtliche Friedhof auf dem Radberg in Hülsten, Kr. Borken. Germania 22, 1938, 78-91; 225-230.

Krumbein 1935: C. Krumbein, Anthropologische Untersuchung der Leichenbrände des Gräberfeldes von Sölten (Kreis Recklinghausen). Bodenaltertümer Westfalens 5, 1935, 240-246.

Kubach 1983: W. Kubach, Bronzezeitliche Deponierungen im Nordhessischen sowie im Weser- und Leinebergland. Jahrbuch des Römisch-Germanischen Zentralmuseums Mainz 30, 1983, 113-159.

Kubach-Richter 1994: I. Kubach-Richter, Nadel, Schwert und Lanze – Tracht und Bewaffnung des Mannes. In: Jockenhövel / Kubach 1994, 54-58.

Kunter 2006: M. Kunter, Die Leichenbrände des Schlüsselloch-Gräberfeldes vom Oespeler Bach. In: Brink-Kloke / Heinrich / Bartelt 2006, 57-82.

Kühl 1989: J. Kühl, Beigaben aus Geweih und Knochen in jungbronzezeitlichen Leichenbränden Schleswig-Holsteins. Offa 46, 1989, 73-86.

Kühn 1979: H. J. Kühn, Das Spätneolithikum in Schleswig-Holstein. Offa-Bücher 40 (Neumünster 1979).

Lange 1981: W. R. Lange, Vor- und Frühgeschichte im Weserbergland bei Höxter (Münster 1981).

Lange 1983: W. R. Lange, Einflüsse der Urnenfelderkultur auf den Urnenfriedhöfen Ostwestfalens. Archäologisches Korrespondenzblatt 13, 1983, 219-231.

Langewiesche 1924: F. Langewiesche, Hügelgräber bei Seelenfeld, Kr. Minden. Prähistorische Zeitschrift 15, 1924, 137-138.

Lanting 1986: J. N. Lanting, Der Urnenfriedhof von Neuwarendorf, Stadt Warendorf. Ausgrabungen und Funde in Westfalen-Lippe 4, 1986 (1987) 105-108.

Lanting 2001: J. N. Lanting, Bronze knives with double T-shaped handle revisited. In: W. H. Metz / B. L. v. Beek / H. Steegstra (Ed.), Patina. Essays presented to Jay Jordan Butler on the occasion of his 80th birthday (Groningen 2001) 367-376.

Lanting / van der Plicht 2001: J. N. Lanting / J. van der Plicht, De 14C-chronologie van de Nederlandse pre- en protohistorie, IV: bronstijd en vroege ijzertijd. Palaeohistoria 43/44, 2001/2002, 117-262.



Laux 1973: F. Laux, Die Fibeln in Niedersachsen. Prähistorische Bronzefunde, Abt. XIV, 1 (München 1973).

Laux 1976: F. Laux, Die Nadeln in Niedersachsen. Prähistorische Bronzefunde, Abt. XIII, 4 (München 1976).

Laux 1988: F. Laux, Einflüsse aus dem Lausitzer Kulturkreis auf die bronzezeitlichen und früheisenzeitlichen Kulturen der Lüneburger Heide und des übrigen Niedersachsens. In: Z. Bukovski (Hrsg.), Forschungen zur Problematik der Lausitzer Kultur (Wrocław 1988) 157-170.

Lessig 1996: T. Lessig, Steinerne Äxte der Jüngerer Bronzezeit. In: Wegner 1996a, 347-353.

Louwe Kooijmans 1974: L. P. Louwe Kooijmans: The Rhine/Meuse Delta. Four studies on its prehistoric occupation and holocene geology (Leiden 1974).

Louwe Kooijmans / van den Broeke / Fokkens / van Gijn 2005: L. P. Louwe Kooijmans / P. W. v. den Broeke / H. Fokkens / A. v. Gijn (Red.), Nederland in de Prehistorie (Amsterdam 2005).

Luley 1988: H. Luley, Die Ur- und Frühgeschichte des Stadtgebietes Bad Salzuflen. In: Lippische Mitteilungen 57, 1988, 9-49.

Luley 1991: H. Luley, Reste bronzezeitlicher Bestattungen. Archäologie in Deutschland 1991, Heft 2, 52-53.

Luley 1992: H. Luley, Urgeschichtlicher Hausbau in Mitteleuropa. Grundlagenforschungen, Umweltbedingungen und bautechnische Rekonstruktionen. Universitätsforschungen zur prähistorischen Archäologie 7 (Bonn 1992).

Luley 1999: H. Luley, Wohnen und Wohnungsbau im urgeschichtlichen Mitteleuropa. Die Umgestaltung menschlichen Lebensraums in fünf Jahrtausenden. In: W. Hoepfner (Hrsg.), Geschichte des Wohnens Bd. 1: 5000 v. Chr. - 500 n. Chr.: Vorgeschichte, Frühgeschichte, Antike (Stuttgart 1999) 737-784.

Mecke 1998: B. Mecke, Die Urnenfriedhöfe von Rhede, Kr. Borken, Bottrop, Stkr., und Warendorf-Milte, Kr. Warendorf. Studi-

en zu jüngerbronze- und ältereisenzeitlichen Gräberfeldern des westlichen Westfalens. Diss. Westfälische Wilhelms-Universität (Münster 1998).

Meller 2004: H. Meller (Hrsg.), Der geschmiedete Himmel. Die weite Welt im Herzen Europas vor 3600 Jahren. Begleitband zur Ausstellung (Stuttgart 2004).

Mit dem Pfeil, dem Bogen 1996: Mit dem Pfeil, dem Bogen. Technik der steinzeitlichen Jagd. Archäologische Mitteilungen aus Nordwestdeutschland, Beiheft 16 (Oldenburg 1996).

Mordant / Mordant / Prampart 1976: C. Mordant / D. Mordant / J.-Y. Prampart, Le dépôt de Bronze de Villethierry (Yonne). Gallia préhistoire : Supplément 9, 1976.

Müller 1997: U. Müller, Die Gebäude der späten Bronze- und der Urnenfelderzeit im erweiterten Mitteleuropa. In: H. Beck / H. Steuer (Hrsg.), Haus und Hof in ur- und frühgeschichtlicher Zeit. Gedenkschr. H. Jankuhn (Göttingen 1997) 162-192.

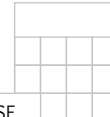
Nahrendorf 2007: U. Nahrendorf, Zu einigen Altfunden des durch Kriegseinwirkung zerstörten Provinzialmuseums zu Münster/Westfalen. Teil I, Ostwestfalen. Ausgrabungen und Funde in Westfalen-Lippe 10, 2007, 187-217.

Nahrendorf (in Druckvorbereitung): U. Nahrendorf, Westfalen in Endneolithikum und früher Bronzezeit. Diss. Westfälische Wilhelms-Universität Münster 1989. (in Druckvorbereitung).

Narr 1957: K. J. Narr, Geweihäxte und ähnliche Werkzeuge aus den Göttinger städtischen Kiesgruben. Göttinger Jahrbuch 5, 1957, 21-37.

Parfit / Fenwick 1993: K. Parfit / V. Fenwick: The rescue of Dover's Bronze Age Boat. In: J. Coles et al. (Hrsg.), A spirit of enquiry. Essays for Ted Wright (Exeter 1993) 77-84.

Peters 2000: J. Peters, Die Haustierhaltung. In: L. Wamser / Chr. Flügel / B. Ziegler (Hrsg.), Die Römer zwischen Alpen und Nordmeer. Zivilisatorisches Erbe einer europäischen Militärmacht. Schriftenreihe der Archäologischen Staatssammlung 1 (Mainz 2000) 182-187.



Pollmann 1994: H.-O. Pollmann, Archäologie auf der MIDAL-Erdgastrasse in Ostwestfalen. Archäologisches Korrespondenzblatt 24, 1994, 375-384.

Primas 1986: M. Primas, Die Sichel in Mitteleuropa (Österreich, Schweiz, Süddeutschland). Prähistorische Bronzefunde, Abt. XVIII, 2 (München 1986).

Prüssing 1982: P. Prüssing, Die Messer im nördlichen Westdeutschland. Prähistorische Bronzefunde, Abt. VII, 3 (München 1982)

Quenders 2006: T. Quenders, Gräber der jüngeren Bronzezeit in Dortmund-Asseln. Ungedr. Mag.-Arbeit, Ruhr-Universität Bochum 2006.

Reichmann 1980: Chr. Reichmann, Der spätbronze- und früheisenzeitliche Kreisgrabenfriedhof in der Winkelhauser Heide bei Rhede. Unser Bocholt. Zeitschrift für Kultur und Heimatpflege 31, Heft 3/4, 1980, 29-34.

Reichmann 1982: Chr. Reichmann, Ein bronzezeitliches Gehöft bei Telgte, Kr. Warendorf. Archäologisches Korrespondenzblatt 12, 1982, 437-449.

Rheine 1999: Stadt Rheine (Hrsg.), Expedition in die Vergangenheit. Archäologische Bodenschätze aus Rheine. Rheine Gestern Heute Morgen 43, 1 1999, Heft 2.

Roymans 1991: N. Roymans, Late Urnfield Societies in the Northwest European Plain and the expanding networks of Central European Hallstatt Groups. In: N. Roymans / F. Theuvs (Hrsg.), Images of the past. Studies on ancient societies in Northwest Europe. Studies in Pre- and Protohistory 7 (Amsterdam 1991) 9-89.

Roymans / Theuvs 1999: N. Roymans / F. Theuvs, Urnfield Symbolism, Ancestors and the Land in the Lower Rhine Region. An Introduction. In: F. Theuvs / N. Roymans (Hrsg.), Land and Ancestors. Cultural Dynamics in the Urnfield period and the Middle Ages in the Southern Netherlands. Amsterdam Archaeological Studies 4 (Amsterdam 1999) 33-61.

Rüschhoff-Thale 2004: B. Rüschhoff-Thale, Die Toten von Neuwarendorf in Westfalen. 341 Gräber vom Endneolithikum bis

in die Spätlatènezeit. Bodenaltertümer Westfalens 41 (Münster 2004).

Ruhmann 1999: Chr. Ruhmann, Ein Gräberfeld und eine frühmittelalterliche Siedlung in Mesum. In: **Rheine 1999**, 113-121.

Ruppel 1981: T. Ruppel, Zur Bügelplattenfibel aus Braschoß-Franzhäuschen, Gem. Siegburg, Rhein-Sieg-Kreis. Archäologisches Korrespondenzblatt 11, 1981, 209-216.

Schalles / Schreiter 1993: H.-J. Schalles / C. Schreiter, Geschichte aus dem Kies – Neue Funde aus dem Alten Rhein bei Xanten. Xantener Berichte 3 (Köln/Bonn 1993).

Schlüter 1979: W. Schlüter, Gräberfelder der Bronze- und Eisenzeit in der Gemarkung Druchhorn, Gemeinde Ankum, Kreis Osnabrück. Neue Ausgrabungen und Forschungen in Niedersachsen 13, Hildesheim 1979, 111-156.

Schubert 1999: A. H. Schubert, Das mehrperiodige Gräberfeld von Lünen-Wethmar. In: C. Stiegemann / M. Wemhoff (Hrsg.), 799 – Kunst und Kultur der Karolingerzeit (Paderborn 1999) 268-272.

Schuchhardt 1914: C. Schuchhardt, Kriegsarchäologie. Prähistorische Zeitschrift 6, 1914, 360-361.

Schumacher 2005: E. Schumacher, Zwei Altgrabungen zur Bronze- und Kaiserzeit. Das bronzezeitliche Gräberfeld auf dem Radberg bei Hülsten, Kr. Borken. Mit einem Beitrag von G. Eggenstein. Veröffentlichungen der Altertumskommission für Westfalen XV (Münster 2005).

Schwanold 1926: H. Schwanold, Hügelgräber der Bronzezeit in Lippe. Mitteilungen aus der lippischen Geschichte und Landeskunde 12, 1926, 106-139.

Sicherl 2001: B. Sicherl, Die Befestigung auf dem Schweinskopf bei Brochterbeck, Stadt Tecklenburg, Kreis Steinfurt. Frühe Burgen in Westfalen 17 (Münster 2001).

Sicherl 2002: B. Sicherl, Der „Schweinskopf“ bei Tecklenburg-Brochterbeck, Kr. Steinfurt. Eine altbronzezeitliche Befestigung in Nordwestdeutschland. Archäologische Mitteilungen aus Nordwestdeutschland 25, 2002, 45-81.



Siemann 2005: C. Siemann, Flintdolche skandinavischen Typs im Rheinland, Westfalen, Hessen und im südlichen Niedersachsen. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 74, 2005, 85-135.

Sprockhoff 1940: E. Sprockhoff, Niedersachsens Bedeutung für die Bronzezeit Westeuropas. Bericht der Römisch-Germanischen Kommission 31/I, 1941, 1-138.

Sprockhoff / Höckmann 1979: E. Sprockhoff / O. Höckmann, Die gegossenen Bronzebecken der Jüngeren Nordischen Bronzezeit. Katalog vor- und frühgeschichtlicher Altertümer 18 (Mainz 1979).

Stapel 2005: B. Stapel, Eine verzierte bronzzeitliche Lanzenspitze aus dem Kottruper See bei Warendorf-Neuwarendorf. Warendorfer Schriften 33-35, 2005, 239-242.

Stapel 2007: B. Stapel, Die Spur der Hügelgräber. In: Stadt Rheine (Hrsg.), 11.000 Jahre Baugebiet Klusenweg. Archäologische Entdeckungen in Altenrheine (Rheine 2007) 28-31.

Stieren 1922a: A. Stieren, Die vorgeschichtlichen Denkmäler des Kreises Büren. Mitteilungen der Altertumskommission für Westfalen 7, 1922, 16-51.

Stieren 1922b: A. Stieren, Die Hügelgräber von Herstelle. Mitteilungen der Altertumskommission für Westfalen 7, 1922, 66-72.

Stieren 1935: A. Stieren, Der Kreisgrabenfriedhof von Sölten, Kr. Recklinghausen. Bodentalertümer Westfalens 4, 1935, 247-266.

Sudholz 1964: G. Sudholz, Die Ältere Bronzezeit zwischen Niederrhein und Mittelweser. Münstersche Beiträge zur Vorgeschichtsforschung 1 (Hildesheim 1964).

Tackenberg 1971: K. Tackenberg, Die Jüngere Bronzezeit in Nordwestdeutschland I: Die Bronzen. Veröffentlichungen der urgeschichtlichen Sammlungen des Landesmuseums zu Hannover 19 (Hildesheim 1971).

Tackenberg 1974: K. Tackenberg, Die Jüngere Bronzezeit in Nordwestdeutschland II: Die Felsgesteingeräte. Veröffentli-

chungen der urgeschichtlichen Sammlungen des Landesmuseums zu Hannover 21 (Hildesheim 1974).

Tackenberg 1978: K. Tackenberg, Die sogenannten „Nordwestdeutschen Bügelplattenfibeln“. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 47, 1978, 14-18.

Tackenberg 1996: K. Tackenberg, Westfalen in der Urgeschichte Nordwestdeutschlands. Fundkarten von der Altsteinzeit bis in die Zeit um Christi Geburt. Der Raum Westfalen V,2 (Münster 1996).

Theunissen 1999: E. M. Theunissen, Midden-Bronstijdsamenleving in het zuiden van de Lage Landen. Een evaluatie van het begrip „Hilversum-cultuur“. Dissertationsdruck (Leiden 1999).

Trier 1995: B. Trier, Bodendenkmalpflege in Westfalen 1990-1994. In: H. G. Horn / H. Hellenkemper / G. Isenberg / J. Kunow (Hrsg.), Von Anfang an. Archäologie in Nordrhein-Westfalen. Schriften zur Bodendenkmalpflege in Nordrhein-Westfalen 8 (Mainz 2005) 25-41.

Verlinde 1979/1987: A. D. Verlinde, Die Gräber und Grabfunde der Späten Bronzezeit und Frühen Eisenzeit in Overijssel. Diss. Leiden 1979, publiziert als Proefschr. Rijksuniv. Leiden (Leiden 1987).

Währen 1987: M. Währen, Das Brot in der Bronzezeit und der Älteren Vorrömischen Eisenzeit nördlich der Alpen unter besonderer Berücksichtigung von Brotfunden aus Kreisgrabenfriedhöfen des Münsterlandes. Ausgrabungen und Funde in Westfalen-Lippe 5, 1987, 23-71.

Währen 1989: M. Währen, Brot und Gebäck von der Jungsteinzeit bis zur Römerzeit. In: Helvetia archaeologica 79, 1989, 82-110.

Wand-Seyer 1985: G. Wand-Seyer, Die jungbronzezeitlichen Gräberfelder von Gladbeck, Herne und Recklinghausen. Bodentalertümer Westfalens 22 (Münster 1985).

Wegner 1996a: G. Wegner (Hrsg.), Leben – Glauben – Sterben vor 3000 Jahren. Bronzezeit in Niedersachsen (Oldenburg 1996).



Wegner 1996b: G. Wegner, Äxte aus Geweih. In: **Wegner 1996a**, 369-373.

Wels-Weyrauch 1994: U. Wels-Weyrauch, Im Grab erhalten, im Leben getragen – Tracht und Schmuck der Frau. In: **Jockenhövel / Kubach 1994**, 59-64.

Wilbertz 1997: O. M. Wilbertz, Neufund einer Bügelplattenfibel vom Brandgräberfeld FSTNR. 1 in der Gemarkung Messingen, Ldkr. Emsland. Archäologische Mitteilungen aus Nordwestdeutschland 20, 1997, 29-39.

Wilhelmi 1974: K. Wilhelmi, Zur Verbreitung und Ausrichtung schlüssellochförmiger Grabanlagen der jüngeren Bronzezeit Nordwestdeutschlands. Archäologisches Korrespondenzblatt 4, 1974, 339-347.

Wilhelmi 1975: K. Wilhelmi, Neue bronzezeitliche Langgräben in Westfalen. Westfälische Forschungen 27, 1975, 47-66.

Wilhelmi 1976: K. Wilhelmi, Der Kreisgraben- und Brandgräberfriedhof Lengerich-Wechte. Bodenaltertümer Westfalens 15 (Münster 1976).

Wilhelmi 1981: K. Wilhelmi, Zwei bronzezeitliche Kreisgrabenfriedhöfe bei Telgte, Kreis Warendorf. Bodenaltertümer Westfalens 17 (Münster 1981).

Wilhelmi 1983: K. Wilhelmi, Die jüngere Bronzezeit zwischen Niederrhein und Mittelweser. Kleine Schriften aus dem vor- und frühgeschichtlichen Seminar Marburg 15 (Marburg 1983).

Wilhelmi 1985: K. Wilhelmi, Pfofengesäumte Zugänge älter-bronzezeitlicher Grabanlagen in Nordwestdeutschland und den Niederlanden sowie ihre Vorläufer in England. Archäologisches Korrespondenzblatt 15, 1985, 151-156.

Wilhelmi 1990: K. Wilhelmi, Jungbronzezeitliche Bügelplattenspangen Variante Riensförde und Analogien/Verwandtes. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 59, 1990, 75-85.

Winkelmann 1959: W. Winkelmann, Baumsarg der älteren Bronzezeit von Heiden, Kr. Borken. Germania 37, 1959, 270.

Winkelmann 1981: W. Winkelmann, Das vorgeschichtliche Hügelgräberfeld bei Ramsdorf. Führer zu vor- und frühgeschichtlichen Denkmälern 46 (Mainz 1981) 130 f.

Yalçin / Pulak / Slotta 2005: Ü. Yalçin / C. Pulak / R. Slotta (Hrsg.), Das Schiff von Uluburun. Welthandel vor 3000 Jahren. Begleitband zur Ausstellung (Bochum 2005).

Zimmermann 1998: W. H. Zimmermann, Pfosten, Ständer und Schwellen und der Übergang vom Pfosten- zum Ständerbau. Eine Studie zu Innovation und Beharrung im Hausbau. Zu Konstruktion und Haltbarkeit prähistorischer bis neuzeitlicher Holzbauten von den Nord- und Ostseeländern bis zu den Alpen. Probleme der Küstenforschung im Südlichen Nordseegebiet 25, 1998, 9-241.

Zu allen Zeiten bel(i)ebt 2004: Zu allen Zeiten bel(i)ebt 2004 – Von der Mittelsteinzeit in die Gegenwart. Oelder Geschichte(n) im Boden. Herausgegeben von der Stadt Oelde (Oelde 2004).

Zürn 1964: H. Zürn, Eine hallstattzeitliche Stele von Hirschlanden, Kr. Leonberg (Württemberg). Germania 42, 1964, 27-36.

**AUTOREN UND ADRESSEN**

Dorothee Ackermann-Grünwald, Telgte

Daniel Bérenger, LWL-Archäologie für Westfalen, Außenstelle Bielefeld, Kurze Straße 36, 33613 Bielefeld

Henriette Brink-Kloke, Stadtarchäologie Dortmund, Burgwall 14, 44122 Dortmund

Eva Cichy, LWL-Archäologie für Westfalen, Außenstelle Olpe, In der Wüste 4, 57462 Olpe

Stephan Deiters, Münster

Aurelia Dickers, Stadtplanungsamt, Städtische Denkmalbehörde Münster, Albersloher Weg 33, 48155 Münster

Elisabeth Dickmann, Stadt Borken, Am Piepershagen 14, 46325 Borken

Sandra Fleschenberg, Münster

Jürgen Gaffrey, LWL-Archäologie für Westfalen, Außenstelle Münster, Bröderichweg 35, 48159 Münster

Christoph Grünwald, LWL-Archäologie für Westfalen, Außenstelle Münster, Bröderichweg 35, 48159 Münster

Beate Herring, Lippisches Landesmuseum Detmold, Ameide 4, 32756 Detmold

Martin Hohlbein, Westfälische Wilhelms-Universität Münster, Historisches Seminar, Abteilung für Vor- und Frühgeschichte, Robert-Koch-Straße 29, 48149 Münster

Albrecht Jockenhövel, Westfälische Wilhelms-Universität Münster, Historisches Seminar, Abteilung für Vor- und Frühgeschichte, Robert-Koch-Straße 29, 48149 Münster

Anke Kersting, Bramsche

Manfred Kunter, Laubach

Birgit Mecke, LWL-Archäologie für Westfalen, Zentrale Dienste, An den Speichern 12, 48157 Münster

Jutta Meurers-Balke, Universität zu Köln, Institut für Ur- und Frühgeschichte, Weyertal 125, 50923 Köln

Hans-Otto Pollmann, LWL-Archäologie für Westfalen, Außenstelle Bielefeld, Kurze Straße 36, 33613 Bielefeld

Barbara Rüschoff-Thale, LWL-Kulturabteilung, Fürstenbergstraße 15, 48147 Münster

Silke Schamuhn, Universität zu Köln, Institut für Ur- und Frühgeschichte, Weyertal 125, 50923 Köln

Gisela Schumacher-Matthäus, LWL-Museum für Archäologie, Westfälisches Landesmuseum, Europaplatz 1, 44623 Herne

Bernhard Sicherl, Niederkassel

Claudia Siemann, Westfälische Wilhelms-Universität Münster, Historisches Seminar, Abteilung für Vor- und Frühgeschichte, Robert-Koch-Straße 29, 48149 Münster

Andrea Stapel, Steinfurt

Bernhard Stapel, LWL-Archäologie für Westfalen, Außenstelle Münster, Bröderichweg 35, 48159 Münster

Elke Treude, Lippisches Landesmuseum Detmold, Ameide 4, 32756 Detmold

Frank Verse, Westfälische Wilhelms-Universität Münster, Historisches Seminar, Abteilung für Vor- und Frühgeschichte, Robert-Koch-Straße 29, 48149 Münster



**REGISTER DER FUNDORTE****A**

Ahaus-Ammeln (Kr. Borken): S. 98
Arnsberg-Neheim (Hochsauerlandkreis): S. 71

B

Bad Driburg (Kr. Höxter): S. 17, 58, 150
Bad Driburg-Pömbesen (Kr. Höxter): S. 58
Bad Salzuffeln (Kr. Lippe): S. 104
Bad Wünnenberg-Haaren (Kr. Paderborn): S. 16, 59, 102, 111
Bad Wünnenberg-Leiberg (Kr. Paderborn): S. 16
Bergkamen (Kr. Unna): S. 162
Beverungen-Herstelle (Kr. Höxter): S. 16, 22, 160
Bielefeld-Quelle (Kr. Bielefeld): S. 123, 130, 131
Bocholt (Kr. Borken): S. 49, 63, 73, 78, 79, 151
Borchen-Etteln (Kr. Paderborn): S. 16, 58, 59, 102, 127, 150
Borgentreich (Kr. Höxter): S. 150
Borgholzhausen-Oldendorf (Kr. Gütersloh): S. 105
Borken (Kr. Borken): S. 55, 57, 64, 115
Borken-Gemenwirthe (Kr. Borken): S. 39, 87
Borken-Hoxfeld (Kr. Borken): S. 39, 124, 125, 131, 148, 151
Borken-In den Weiden (Kr. Borken): S. 165
Borken-Marbeck (Kr. Borken): S. 39, 43
Bottrop: S. 43, 125, 156, 165

D

Datteln-Natrop-Klostern (Kr. Recklinghausen): S. 124, 139
Delbrück-Westerloh (Kr. Paderborn): S. 16
Dorsten-Hardt (Kr. Recklinghausen): S. 31
Dorsten-Wulfen-Sölten (Kr. Recklinghausen): S. 24, 144
Dortmund-Asseln: S. 138, 151
Dortmund-Oespel: S. 60, 63, 65, 66, 67, 72, 101, 124, 125, 150, 151
Dülmen-Merfeld (Kr. Coesfeld): S. 111
Dülmen-Welte (Kr. Coesfeld): S. 125, 142

E

Emsdetten-Hollingen (Kr. Steinfurt): S. 154, 164
Emsdetten-Isendorf (Kr. Steinfurt): S. 151
Ense-Bremen (Kr. Soest): S. 38, 114
Espelkamp-Frotheim (Kr. Minden-Lübbecke): S. 16, 157

G

Gelsenkirchen-Buer-Schievenfeld: S. 43
Gladbeck-Ellinghorst (Kr. Recklinghausen): S. 40, 43, 156
Greven (Kr. Steinfurt): S. 89
Gütersloh-Pavenstädt (Kr. Gütersloh): S. 57

H

Hagen-Kaisberg (Vorhalle): S. 14, 103, 107, 158
Halle-Ostendorf (Kr. Gütersloh): S. 105
Haltern (Kr. Recklinghausen): S. 160
Haltern-Lavesum (Kr. Recklinghausen): S. 162
Heiden (Kr. Borken): S. 28
Hemer (Märkischer Kreis): S. 159
Hille-Nordhemmern (Kr. Minden-Lübbecke): S. 18
Höxter (Kr. Höxter): S. 162
Höxter-Godelheim (Kr. Höxter): S. 44, 154

I

Ibbenbüren-„Auf'm Trüssel“ (Kr. Steinfurt): S. 24, 69, 71, 100, 101, 103, 120, 154, 164
Iserlohn (Märkischer Kreis): S. 159

K

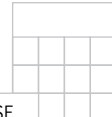
Kamen (Kr. Unna): S. 164, 165

L

Lage (Kr. Lippe): S. 16
Lage-Müssen (Kr. Lippe): S. 71, 91, 164
Legden (Kr. Borken): S. 162
Lengerich-Wechte (Kr. Steinfurt): S. 125, 129
Löhne (Kr. Herford): S. 154,
Löhne-Mennighüffen (Kr. Herford): S. 19
Löhne-Obernbeck (Kr. Herford): S. 98, 111
Lünen-Wethmar (Kr. Unna): S. 103, 118, 127

M

Medebach-Deitfeld (Hochsauerlandkreis): S. 158
Minden (Kr. Minden-Lübbecke): S. 119
Münster-Gittrup: S. 17, 18, 98, 103, 116, 125, 131, 146, 150, 151, 154, 164, 165
Münster-Handorf: S. 58, 109, 123, 125, 131, 151

**O**

Oelde (Kr. Warendorf): S. 125, 131, 148
 Oerlinghausen (Kr. Lippe): S. 16, 123
 Olfen (Kr. Coesfeld): S. 103, 106
 Olsberg-Gevelinghausen (Hochsauerlandkreis): S. 12, 38, 52, 103, 107, 112
 Ostbevern-Schirl (Kr. Warendorf): S. 49, 123, 128

P

Paderborn (Kr. Paderborn): S. 58, 162
 Petershagen-Bierde (Kr. Minden-Lübbecke): S. 16
 Petershagen-Döhren (Kr. Minden-Lübbecke): S. 56, 86
 Petershagen-Hävern (Kr. Minden-Lübbecke): S. 19, 119
 Petershagen-Lahde (Kr. Minden-Lübbecke): S. 42
 Petershagen-Neuenknick (Kr. Minden-Lübbecke): S. 98
 Petershagen-Seelenfeld (Kr. Minden-Lübbecke): S. 25, 27, 42
 Porta-Westfalica (Kr. Minden-Lübbecke): S. 160
 Porta-Westfalica-Hausberge (Kr. Minden-Lübbecke): S. 103, 105, 119
 Porta-Westfalica-Wittenhusen (Kr. Minden-Lübbecke): S. 18, 119
 Preußisch-Oldendorf (Kr. Minden-Lübbecke): S. 162

R

Raesfeld-Erle (Kr. Borken): S. 57, 86
 Recklinghausen-Röllinghausen (Kr. Recklinghausen): S. 40, 156
 Reken-Hülsten (Kr. Borken): S. 23, 25, 40
 Reken-Klein Reken (Kr. Borken): S. 160
 Rheda-Wiedenbrück (Kr. Gütersloh): S. 12, 17, 18, 42, 98, 101, 102, 124, 144, 150, 165
 Rhede (Kr. Borken): S. 39, 40, 50, 65, 73, 78, 79, 87, 90, 103, 115, 124, 143, 144, 165
 Rheine-Altenrheine (Kr. Steinfurt): S. 53, 64, 73, 81, 90, 95, 123, 126, 131, 151
 Rheine-Hauenhorst (Kr. Steinfurt): S. 25, 135
 Rheine-Mesum (Kr. Steinfurt): S. 88, 101, 146
 Rosendahl-Osterwick (Kr. Coesfeld): S. 159, 160
 Rүthen (Kr. Soest): S. 14, 159

S

Saerbeck (Kr. Steinfurt): S. 17, 151, 154, 164, 165
 Schlangen-Oesterholz (Kr. Lippe): S. 123, 134
 Schöppingen (Kr. Borken): S. 144, 154
 Sendenhorst-Albersloh (Kr. Warendorf): S. 86
 Soest (Kr. Soest): S. 93
 Steinhagen (Kr. Gütersloh): S. 130

T

Tecklenburg-Brochterbeck (Kr. Steinfurt): S. 11, 49, 71, 73, 84, 150
 Telgte-Raestrup (Kr. Warendorf): S. 18, 67, 73, 79, 86, 95, 102, 124, 127, 131, 144, 145, 146, 157
 Telgte-Woeste (Kr. Warendorf): S. 49, 73, 79, 98, 127, 157

V

Vlotho-Uffeln (Kr. Herford): S. 1
 Velen-Ramsdorf (Kr. Borken): S. 125, 142
 Vreden (Kr. Borken): S. 14, 87, 88, 99, 100, 124, 150, 151

W

Warburg-Daseburg (Kr. Höxter): S. 90
 Warendorf-Milte (Kr. Warendorf): S. 151
 Warendorf-Neuwarendorf (Kr. Warendorf): S. 16, 24, 36, 61, 89, 100, 102, 124, 125, 144, 146, 148, 157
 Werne (Kr. Unna): S. 93
 Werther (Kr. Gütersloh): S. 58, 165
 Wettringen (Kr. Steinfurt): S. 26
 Willebadessen-Engar (Kr. Höxter): S. 68
 Wүnnenberg-Haaren (Kr. Paderborn): S. 59, 123, 133



ABBILDUNGSNACHWEISE

Altertumskommission für Westfalen: S. 30, 84

J. van der Beek: S. 82

E. Bönisch, Calau: S. 50

Stadtmuseum Coesfeld / K. Zimmermann: S. 111

© cs-photo # 3729826: S. 76 oben rechts

Stephan Deiters (nach Seidel, Bronzezeit. Sammlungen des Württembergischen Landesmuseums Stuttgart Bd. 2 [Stuttgart 1995]). Kartengrundlage: Römisch-

Germanische Kommission (H. J. Köhler) 47: S. 10

Stephan Deiters und LWL-Archäologie für Westfalen / P. Altevers / D. Bérenger: S. 47

Stephan Deiters (nach Harsema 1997). Kartengrundlage: Römisch-Germanische Kommission H. J. Köhler: S. 72

Nach: Demakopoulou / Éluère / Jense / Jockenhövel / Mohen 1999, 173 Abb. 1:

S. 9 oben und unten

Lippisches Landesmuseum Detmold: S. 49, 91, 104, 134

Museum für Kunst- und Kulturgeschichte Dortmund: S. 140 unten

Stadtarchäologie Dortmund: S. 60, 66, 138 oben, 138 unten

Nach: Eckert 2006: S. 15 oben links

Nach Eggenstein 1995: S. 139

Nach: von Freeden / von Schnurbein 2002: S. 12 unten

Museum der Stadt Gladbeck / W. Schneider: S. 157

A. Jockenhövel: S. 108

Nach: Jockenhövel / Kubach 1994 : S. 11 unten, 15 oben rechts, 74

Universität zu Köln, Institut für Ur- und Frühgeschichte, Labor für Archäobotanik:

S. 64 oben, 64 unten, 65 unten rechts

Nach Koopmann 2004: S. 51 unten

Scott Krausen: S. 63 oben, 63 unten

Nach: A. Ludorff, Vor- und frühgeschichtliche Alterthümer der Provinz Westfalen.

Im Auftrag des Provinzial-Verbandes der Provinz Westfalen (Münster 1899): S. 20 unten

LWL-Amt für Landschafts- und Baukultur in Westfalen / U. Woltering: S. 35 oben

LWL-Archäologie für Westfalen: S. 17 oben, 17 unten, 18 5-6; 22 oben rechts, 25, 26 oben, 27, 28, 29 oben, 29 unten, 21 oben, 21 Mitte, 31 unten rechts (nach Aschemeyer 1966), 41 oben, 44, 48 Mitte rechts, 54, 55 rechts, 57, 61 (nach Rüschoff-Thale 2004), 90 oben, 90 Mitte, 101, 110 unten, 116, 123, 127 unten links, 127 unten rechts, 128 unten, 128 oben, 129, 130 unten (nach Günther 1983), 133, 136 unten, 146 (nach Wilhelmi 1981), 147 Mitte, 149 unten, 155, 162

LWL-Archäologie für Westfalen / P. Altevers, M. Kloss: Umschlag (Titel und erste Innenseite)

LWL-Archäologie für Westfalen / D. Bérenger: S. 59, 130 oben links

LWL-Archäologie für Westfalen / S. Brentführer: S. 6 oben, 7 oben, 13 unten, 16, 18 1-3, 19, 22 unten links, 22 unten rechts, 26 unten, 31 links, 39 oben rechts, 39 Mitte, 43 Mitte rechts, 43 unten rechts, 45 oben, 45 unten, 48 unten rechts, 52 unten links, 52 unten rechts, 55 links, 56, 58, 67, 65 unten rechts, 68, 69, 70, 71, 78, 79, 86, 87 unten, 87 Mitte, 88 unten, 88 oben, 89, 90 unten, 93 oben,

93 unten, 95 oben, 95 unten, 98, 105 unten rechts, 105 unten links, 106, 107, 109, 110 oben, 112 oben, 112 unten, 113 oben, 113 unten, 114 unten, 115, 117, 119, 120 unten, 121 unten links, 153, 158, 159/160, 164, 165

LWL-Archäologie für Westfalen / U. Briek: S. 97, 99, 148 oben. Grundlage TK 25, Blatt 2289, Ausgabe 1895, S. 129 (nach Wilhelmi 1976), 140 oben, 145 (nach Wilhelmi 1981), 150, 154, 163.

LWL-Archäologie für Westfalen / E. Cichy: S. 33

LWL-Archäologie für Westfalen / M. Esmiol: S. 21 unten, 39 unten rechts, 120 oben, 124, 51 oben, 100, 137

LWL-Archäologie für Westfalen / J. Frantz: S. 125, 147 unten

LWL-Archäologie für Westfalen / J. Gaffrey: S. 122, 123 unten

LWL-Archäologie für Westfalen / C. Grünwald: S. 35 unten, 24 Mitte rechts, 132 unten

LWL-Archäologie für Westfalen / K. Günther: S. 42 oben

LWL-Archäologie für Westfalen / J. Hallenkamp-Lumpe: S. 177

LWL-Archäologie für Westfalen / M. Kloss: S. 37 unten (nach Rüschoff-Thale 2004), 37 oben (nach Rüschoff-Thale 2004), 41 unten (nach Wand-Seyer 1985), 42 unten (nach Rüschoff-Thale 2004), 51 oben, 77, 80 links (nach Stephan Deiters), 80 rechts (nach Reichmann 1982), 88 Mitte, 142 (nach Führer zu vor- und frühgesch. Denkm. 46), 143 (nach Aufmessung J. Bennemann)

LWL-Archäologie für Westfalen / R. Kulik: S. 81, 102, 126 oben, 126 unten

LWL-Archäologie für Westfalen / H. Menne: S. 32, 34, 38, 114 oben, 118, 164

LWL-Archäologie für Westfalen / B. Rudnik: S. 148 unten, 149 oben

LWL-Museum für Naturkunde / G. Thomas: S. 76 Mitte

Maßwerke GmbH Münster: S. 53, 135, 136, 144

Nach: Meller 2004: S. 8 unten rechts

Nicole Paula Müller: S. 11 oben

Stadtarchäologie Münster / U. Holtfester: S. 131

Stadtarchäologie Münster / Maßwerke GmbH Münster: S. 132 oben

Nach: Katalog Neuss 2007, 31: S. 14 oben, 121 oben rechts

Freilichtmuseum Oerlinghausen: S. 83

Nach: Peters 2000: S. 75

Nach: Pulak / Slotta 2005 [Foto: INA]: S. 13 oben

Nach: W. H. Roscher: Ausführliches Lexikon der griechischen und römischen Mythologie. Hildesheim, New York (Georg Olms Verlag) 1978, Sp. 1709/1710: S.152

Nach: Schumacher 2005: S. 23 oben, 23 unten

G. Schumacher-Matthäus: S. 8 oben links

B. Sicherl: S. 85

Nach: Stieren 1935: S. 24 oben.

Nach: Katalog Stuttgart 2001: S. 12 oben

Nach: Theunissen 1999: S. 48 links

Nach: G. Wegner 1996a: S. 15 Mitte rechts

Nach: Westfalen 47, 1969, 168, Abb. 63: S. 20 oben